Hamburgs romantiſche Vorzeit.

Nach den beſten Quellen bearbeitet

von

Otto Koch.

Magdeburg.

In Commiſſion der Buchhandlung von A. Duednow.

Druck und Verlag

Frynta'ſche Buchdruckerei (L. Fliß).

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite.
Das alte Küſterhaus auf dem St. Jacobi-Kirchhofe	1 — 25
Der Teufelstanz	25 — 60.
Das Gewiſſen	60 — 72.
Juden in Hamburg. — Texeira. — Chriſtina Regina	73 — 161.
Nichts iſt ſo fein geſponnen es kommt doch an die Sonnen	162 — 184.
Die Gaunerei im erſten Anfange des vorigen Jahrhunderts	185 — 194.
Der Tochter Fluch	195 — 258.
Der Wunder-Kohlſtrunk	259 — 283.
Des Verrathes blutige Strafe	283 — 375.
Leiden der Liebe	375 — 496.

Das alte Küsterhaus auf dem St. Jacobi-Kirchhofe.

Es mögen vielleicht jetzt reichlich siebenzehn Jahre darüber hingegangen sein, daß das alte Küsterhaus auf dem Kirchhofe St. Jacobi einem Neubau Platz machen mußte. Neben der Thüre dieses alten Hauses befanden sich noch im Jahre 1765 zwei in Stein ausgehauene Menschenköpfe, der eines Mannes und der einer Frau, in die Mauer eingemauert zum Andenken einer blutigen Freveltat, welche im Jahre 1390 zum Theil hier in diesem Hause verübt ward, und das Gedächtniß derselben in allen ihren kleinsten Umständen und Beziehungen hat sich, obgleich seitdem mehr als fünftehalbhundert Jahre vorüber gerauscht sind, auch wirklich der Nachwelt bis auf den heutigen Tag erhalten, das Andenken an jenes verübte Verbrechen ist nicht erloschen im Strome der Zeit.

Rebecka Meier war die Tochter eines Schuhmachers, welcher bei seinen Lebzeiten sich niemals eines rechtlichen Rufes erfreuen durfte, denn man erzählte sich damals von ihm und seiner Frau die zweideutigsten Geschichtchen, obgleich der Arm der Ge-

rechtigkeit weder den einen noch den andern von ihnen jemals zu erreichen vermochte. Rebecka war früh eine Waise geworden, und da sie um kargen Lohn bei ganz gemeinen Leuten ausgethan worden war, welche sich wenig oder gar nicht um sie bekümmerten, so war sie schon frühe sich ganz allein selber überlassen geblieben. Von irgend einer Erziehung oder einem Unterrichte konnte demnach bei ihr natürlich gar nicht die Rede sein und war auch niemals die Rede gewesen. Sie konnte ein durchaus naturwüchses Kind heißen; nur Schade, daß diese Natur vom ersten Anfange ihrer Entwickelung an und so fort eine durchaus verderbte war. Ihre Brust beherbgte schon frühe die heftigsten Leidenschaften, und dieselben zu zügeln, diese Kunst hatte sie niemals gelernt. Als sie heran gewachsen, waren Liebe zu den Männern und Rachsucht vielleicht noch nicht einmal ihre schlimmsten Leidenschaften, indessen brachten doch eben diese sie ins höchste Unglück, unter die Hände des Henkers, und überlieferten sie dem schmählichsten Tode.

Schon in ihrem fünfzehnten Jahre war Rebecka entweiht, und seitdem hatte sie unausgesetzt, im schnellen Wechsel nicht wenige, eine Menge Liebeshändel mit Männern aus fast allen Ständen, die ihr nicht in allzu hoher Entfernung standen, gehabt. Endlich schien aber eine in tieferm Grund wurzelnde Neigung sie an den Küster der Kirche zu St. Jacobi gefesselt zu haben, einem jungen Manne, dem auch gerade

keine besondern Vorzüge eingeräumt werden durften, als eine schöne Gestalt und ein recht einnehmendes Gesicht, obgleich ihm auch eben nichts Böses nachzusagen war.

Jetzt mochte sie ihr achtzehntes Jahr erreicht haben, und sie hatte sich nun, da sie einen guten natürlichen, sogar scharfen Verstand besaß, wirklich aus sich selbst und in dem Umgange mancher Männer, mit denen sie in Verhältnissen gestanden war, nicht unbedeutend herausgebildet, wenn alle diese Bildung selbstverständlich auch nur auf der Oberfläche schwamm. Jetzt begann sie allmählich auch ernstlich über ihre Zukunft nachzudenken. So konnte es ja, das sah sie bald wohl ein, nicht immer und ewig fortgehen; sie mußte sich eine Existenz besserer Art schaffen; sie mußte sich eine Selbstständigkeit gründen; sie mußte einen Mann haben. Den Küster von St. Jacobi, den sie nach ihrer Art und so viel sie es vermögend war, wirklich liebte, hätte sie freilich am Liebsten zum Manne genommen, allein seine Einnahme war ihm so kärglich zugemessen, daß er nicht einmal eine Frau zu ernähren, viel weniger noch einer solchen ein angenehmes, bequemes und sorgloses Leben, wie es Rebecka haben wollte, zu verschaffen im Stande war, und überdies hatte er ihr mehr als ein Mal gesagt, daß er sicherlich seine Stelle verlieren würde, wenn er heirathen wollte. Unter diesen Umständen war es ihr denn so ziemlich gleichgültig

wen ſie zum Manne nähme. Ein Jeder war ihr recht; vorausgeſetzt, daß er im Stande, ihr ein gemächliches Leben, wie ſie es haben wollte, anzubieten. Sie ließ alle ihre Anbeter — und deren zählte ſie nicht wenige — Einen nach dem Andern ſtill vor ſich ſelber die Revue paſſiren; es waren ſehr wohlhabende, ja reiche Leute im beſten Brode ſtehend darunter; allein ſie konnte es ſich nicht verhehlen, daß eben unter dieſen auch nicht ein einziger ſich befand, welcher irgend Luſt bezeigt hätte, das Wageſtück einer ehelichen Verbindung im Ernſte mit ihr zu verſuchen. Aber nein: Einer war doch in Wahrheit da, welcher unverkennbar die ernſtlichen Abſichten auf ſie hatte und das war der Stadtdiener Balthaſar Kraus, welcher einen ſehr einträglichen Poſten bekleidete. Dieſen aber hatte ſie gerade bis dahin in ihrem rückſichtsloſen Uebermuthe ſtets kaum des Anſehens gewürdigt und ziemlich ſchnöde, ja ſogar manchmal mit offenbarem Hohn behandelt, weil er einigermaßen unſchön und das fünf und vierzigſte Jahr ſchon hinter ihm geblieben war.

Jetzt änderte Rebecka ihr Betragen gegen Herrn Balthaſar ganz und gar. Die ſchnöde Behandlung ſeiner freilich nicht einnehmenden Perſönlichkeit hörte auf; jeder Hohn ward eingeſtellt; ihr Betragen gegen ihn, der in ſie bis zum Sterben verliebt war, ward aufmerkſam und freundlich, und nach und nach immer aufmerkſamer und freundlicher, bis ſie endlich

nicht anders that, als ob es dem alten Seladon wirklich und in der That gelungen wäre, ihr Herz zu beſiegen und ihre zärtlichſte Neigung zu gewinnen.

Der arme Herr Balthaſar, der von dieſer abſcheulichen Täuſchung, von dieſem nichtswürdigen und ſchändlichen Spiele, das man mit ihm ſpielte, nicht das Geringſte merkte, war außer ſich vor Wonne und Entzücken, daß die Sprödigkeit der ſchönen Rebecka — denn ſchön, ſehr ſchön war die ſchlaue Heuchlerin wirklich, das mußten ſelbſt ihre offenbarſten Feinde zugeſtehen — endlich doch noch gewichen war vor ſeinen unausgeſetzten und unverdroſſenen Bewerbungen; er war aber auch zugleich nicht wenig ſtolz auf einen ſolchen Sieg und verbarg das nicht, und machte ſich dadurch lächerlich und — merkte das nicht. Er wähnte ſich geliebt, wie er ſelber liebte. Die Liebe iſt einmal blind, und ſo mußte es Herr Balthaſar natürlich auch ſein. Alle nachtheilige und üble Gerüchte, welche ihm nach und nach über Rebecka und über ihren geführten Lebenswandel zu Ohren gekommen waren und zum Theil nun erſt recht kamen, hielt und erklärte er für ſchändliche und niederträchtige Erfindungen des Neides und der Bosheit, kämpfte in dieſer Beziehung manchen hitzigen und harten Kampf, und holte ſich dafür ſüßen Lohn von ſeiner Rebecka, welche ſich ſelbſtverſtändlich wohl hütete, den Schleier, der ſeine Augen bedeckte, zu zer-

wen ſie zum Manne nähme. Ein Jeder war ihr recht; vorausgeſetzt, daß er im Stande, ihr ein gemächliches Leben, wie ſie es haben wollte, anzubieten. Sie ließ alle ihre Anbeter — und deren zählte ſie nicht wenige — Einen nach dem Andern ſtill vor ſich ſelber die Revue paſſiren; es waren ſehr wohlhabende, ja reiche Leute im beſten Brode ſtehend darunter; allein ſie konnte es ſich nicht verhehlen, daß eben unter dieſen auch nicht ein einziger ſich befand, welcher irgend Luſt bezeigt hätte, das Wageſtück einer ehelichen Verbindung im Ernſte mit ihr zu verſuchen. Aber nein: Einer war doch in Wahrheit da, welcher unverkennbar die ernſtlichen Abſichten auf ſie hatte und das war der Stadtdiener Balthaſar Kraus, welcher einen ſehr einträglichen Poſten bekleidete. Dieſen aber hatte ſie gerade bis dahin in ihrem rückſichtsloſen Uebermuthe ſtets kaum des Anſehens gewürdigt und ziemlich ſchnöde, ja ſogar manchmal mit offenbarem Hohn behandelt, weil er einigermaßen unſchön und das fünf und vierzigſte Jahr ſchon hinter ihm geblieben war.

Jetzt änderte Rebecka ihr Betragen gegen Herrn Balthaſar ganz und gar. Die ſchnöde Behandlung ſeiner freilich nicht einnehmenden Perſönlichkeit hörte auf; jeder Hohn ward eingeſtellt; ihr Betragen gegen ihn, der in ſie bis zum Sterben verliebt war, ward aufmerkſam und freundlich, und nach und nach immer aufmerkſamer und freundlicher, bis ſie endlich

nicht anders that, als ob es dem alten Seladon wirklich und in der That gelungen wäre, ihr Herz zu besiegen und ihre zärtlichste Neigung zu gewinnen.

Der arme Herr Balthasar, der von dieser abscheulichen Täuschung, von diesem nichtswürdigen und schändlichen Spiele, das man mit ihm spielte, nicht das Geringste merkte, war außer sich vor Wonne und Entzücken, daß die Sprödigkeit der schönen Rebecka — denn schön, sehr schön war die schlaue Heuchlerin wirklich, das mußten selbst ihre offenbarsten Feinde zugestehen — endlich doch noch gewichen war vor seinen unausgesetzten und unverdrossenen Bewerbnngen; er war aber auch zugleich nicht wenig stolz auf einen solchen Sieg und verbarg das nicht, und machte sich dadurch lächerlich und — merkte das nicht. Er wähnte sich geliebt, wie er selber liebte. Die Liebe ist einmal blind, und so mußte es Herr Balthasar natürlich auch sein. Alle nachtheilige und üble Gerüchte, welche ihm nach und nach über Rebecka und über ihren geführten Lebenswandel zu Ohren gekommen waren und zum Theil nun erst recht kamen, hielt und erklärte er für schändliche und niederträchtige Erfindungen des Neides und der Bosheit, kämpfte in dieser Beziehung manchen hitzigen und harten Kampf, und holte sich dafür süßen Lohn von seiner Rebecka, welche sich selbstverständlich wohl hütete, den Schleier, der seine Augen bedeckte, zu zer-

reißen, sondern es sich sehr angelegen sein ließ, denselben immer dichter zu weben.

Der Brautstand unserer Beiden dauerte nicht gar lange, denn es war Rebecka sehr darum zu thun, um endlich so schnell als möglich unter die Haube zu kommen, damit nicht endlich noch gar ein böshafter Dämon sich zwischen sie und ihren Bräutigam dränge und das Band, das vor dem Altare noch fester geknüpft werden sollte, schadenfroh zerreiße.

Der boshafte Dämon blieb indessen aus; die Besorgniß war überflüssig gewesen und Rebecka ward Herrn Balthasars Frau.

Freilich ging nun nach und nach dem neuen Ehemanne hin und wieder dieses und jenes Licht auf, dessen Schimmer ihm nicht gerade angenehm und erfreulich leuchtete: allein er liebte einmal sein junges Weibchen über die Maßen, und so ertrug er denn geduldig Manches, was einmal nicht zu ändern, dem nicht mehr abzuhelfen war. Die Verworfenheit seiner Frau in ihrem ganzen Umfange, hatte er ja niemals weder geahnt noch begriffen, solche auch ja niemals geglaubt, und sie war im Ehestande nicht minder schlau, als im Brautstande, woher es ihr denn auch gut genug gelang, sich ihm im Allgemeinen zu verbergen.

So hatte Rebecka's Ehe gerade ein Jahr gewährt, als das Jahr 1390 herangekommen, und

wenn sie während desselben ihrem Manne nicht, wie sie es doch am Altare gelobt hatte, treu gewesen, so war sie das doch auch ebenso wenig dem Küster von St. Jacobi geblieben, denn es mußte dieser nun bereits seit einem halben Jahre Rebecka's Gunstbezeigungen mit einem jungen Stadtdiener theilen, welcher Hans Hugo hieß, und sich überdies noch dieselben manches werthvolle Präsent kosten ließen, von welcher Art von Aufmerksamkeiten Rebecka eine ganz besondere Freundin heißen konnte.

Eben in diesem Jahre feierten die sämmtlichen Stadtdiener mit ihren Weibern und erwachsenen Kindern ein Fest, dessen eigenthümliche Veranlassung uns die Hamburgische Geschichte nicht aufbehalten hat, was uns indessen am Ende ziemlich gleichgültig sein dürfte, weil das Nichtwissen derselben unserer Geschichte keineswegs irgend einen Eintrag zu thun vermögend ist. Alles war bei diesem Feste lustig und guter Dinge. Scherz und Lachen, nebst mancherlei nach damaligem Geschmacke drollige oder witzige Einfälle tummelten sich im Kreise der Gesellschaft munter herum, manche kleine Freiheit nahm sich dieser und jener bei dem weiblichen Personale wohl einmal heraus, und das starke Hamburger, weit und breit berühmte Bier, welches fleißig und im reichlichen Maaße die Runde machte, trug nicht wenig dazu bei, die Fröhlichkeit noch um ein Bedeutendes hinauf zu schrauben. Allein dies starke Bier stieg auch Ei-

nem und dem Andern mehr oder weniger zu Kopfe. Dies war namentlich in nicht ganz unbedeutendem Grade bei dem jungen Stadtdiener Hans Hugo der Fall, und in einem geringern bei Herrn Balthasar. So ging es zu, daß der Erstere verführt ward, ganz die Anwesenheit des Andern zu vergessen, er that daher mit Rebecka, durchaus uneingedenk der Gegenwart ihres Mannes, nicht allein auffallend schön, sondern blieb nicht einmal immer in den Grenzen eines gewissen nothwendigen Anstandes, riß sie, als es doch gerade eben ein wenig ausgelassen herging, nicht auf die züchtigste Weise zu sich auf den Schooß, küßte sie in einem fort mit offenbar unkeuscher Gluth, und hatte nicht übel Lust, wie es schien, sich noch mehr, die größten Freiheiten heraus zu nehmen. Rebecka sträubte sich zwar, allein man mußte ganz und gar keine Augen haben, wenn man nicht gesehen hätte, daß es eigentlich nicht so ganz ernstlich mit diesem Sträuben gemeint sein konnte.

Das war für Herrn Balthasar denn doch bei all seiner ehelichen Geduld wirklich ein wenig zu stark. Heftig riß er seine Frau vom Schooße und aus den Armen seines unbesonnenen Kollegen und versetzte diesem zu gleicher Zeit eine so ungeheuere Ohrfeige, daß derselbe vom Stuhle stürzte. Nebenbei sprudelte sein Zorn ebenfalls, wenn auch nur in Worten, gegen die sonst so heiß geliebte Rebecka dermaßen aber, daß er sie laut eine gemeine Bettel

schalt und ihr öffentlich in der Gesellschaft rücksichtslos alles Das vorwarf, was er jemals über ihren schlechten und unsittlichen Lebenswandel gehört hatte. Vielleicht würde er Beides nicht gethan haben, wenn er gänzlich nüchtern gewesen wäre, allein auch er hatte, wie von uns bereits erwähnt worden ist, dem starken Biere tapfer zugesprochen und befand sich dadurch mindestens ungewöhnlich aufgeregt.

Selbstverständlich veranlaßte dieser im höchsten Grade störende und unangenehme Auftritt in der Gesellschaft einen allgemeinen und großen Tumult. Zuredungen und vernünftige Vorstellungen, Erklärungen und Auslagen von verschiedenen Seiten gänzlich Nüchterner beschwichtigten diese zwar endlich so weit, daß Alles sich ziemlich beruhigte, auch eine Art von Versöhnung zwischen den bei dieser Sache zunächst Betheiligten wenigstens dem Aeußern nach und scheinbar zu Stande kam, die Freude des Abends war aber doch ein für alle Mal dahin und kehrte auch nicht wieder.

Rebecka war bei der Ohrfeige, welche ihr Geliebter empfing, und bei den heftigen Schimpfreden, womit ihr Mann sie selber überschüttete, blaß wie eine Leiche geworden, biß die Zähne wie die Lippen dicht zusammen und drückte ihr Sacktuch dicht vor die Augen damit Niemand die todtdräuenden Blitze in denselben wahrnehmen, welche dort aufflammten; aber sie erwiderte nichts, nicht ein einziges Wort, keine

Sylbe, wie wild in ihrer Bruſt auch alle Dämonen der Hölle aufgeregt waren. Sie kochte Rache, und daß ſie im höchſten Grade rachſüchtig war, glauben wir dem aufmerkſamen Leſer und der ſchönen Leſerin bereits geſagt zu haben.

Mitlerweile war es ſehr ſpät geworden, und da doch nun einmal der lächelnde Genius herzlicher Freude ſcheu vor jenen rohen Ausbrüchen ungezügelter Leidenſchaften entwichen war und nicht wiederkehren wollte, ſo fand es endlich die verſammelte Geſellſchaft für angemeſſen, ſich zu trennen und heim zu gehen. Dieſer Beſchluß ward unverzüglich von allen Seiten ins Werk gerichtet. Auch Herr Balthaſar ging mit ſeiner unkeuſchen Frau nach Hauſe. Er taumelte jetzt ein wenig, da er nach der unſeligen Kataſtrophe, vielleicht um ſich in Feuer und bei gehörigem Muthe zu erhalten, noch eine recht anſehnliche Quantität Bier zu ſich genommen hatte. Rebecka ſchritt mit ſtillem Ingrimm an ſeiner Seite und — brütete nur Rache. Beide ſprachen kein Wort. Er nicht, weil er ſeine Zunge allzuſchwer fühlte und dies ſeiner Frau nicht merken laſſen wollte; ſie nicht, weil es ihr eine Unmöglichkeit geweſen wäre, an den Mann ein Wort zu richten, der ſie eben ſo tief gekränkt, ſo ſchwer beleidigt hatte, daß Blut allein ſie zu verſöhnen im Stande war.

Als nun unſer Ehepaar, zu Hauſe angelangt, ſein gemeinſchaftliches Wohnzimmer nur kaum betreten

hatte, warf sich Herr Balthasar sogleich, müde und von den Dünsten des starken Biers jetzt vollständig benebelt, auf einen Sessel und war in wenigen Augenblicken fest eingeschlafen.

Rebecka betrachtete den berauschten Schläfer mit höhnischem Triumphe, mit rachsüchtigen, zornfunkelnden, glühenden Augen, aus denen wahre Tigerblicke hervorbrachen, die alle ihre Schönheit zum Scheusale entstellen; dann, nachdem sie ihn laut mehrere Male gerufen hatte, um sich zu überzeugen, daß er auch wirklich fest genug schlafe, und sie sich davon vollständig überzeugt hatte, stahl sich ein dämonisches Lächeln der Schadenfreude um ihren Mund, und sie sprach grimmig für sich:

„Wahrlich, du abscheuliches Ungeheuer sollst ihn nicht umsonst geschlagen und auch mich nicht umsonst öffentlich vor aller Welt beschimpft haben. Für uns Beide ist seitdem auf dieser Erde kein Platz mehr. Einer von uns muß sie verlassen und — der wirst selbstverständlich Du sein müssen. Ich wollte, daß ich Dich zehn Mal qualvoll tödten könnte, um meiner Rache recht vollständig zu genügen, allein es muß nun mit einem Male ja leider sein Bewenden haben! Ein Mal sollst du mindestens gewiß von meiner Hand sterben!“

Nachdem sie den unglücklichen Schläfer nun eben noch einige Augenblicke wortlos und mit übereinandergeschlagenen Armen betrachtete, sank sein

Kopf langſam tiefer und tiefer ganz auf die rechte Seite hinab und hing ſo ſchlaff nieder, und als die Furie dies kaum gewahrte, ſprach ſie freudig und mit teufliſcher Verſpottung: „Du bleibſt doch bis zur letzten Stunde noch ein gefälliger Ehemann! Du könnteſt mir Dein verfluchtes Haupt gar nicht beſſer und bequemer unter das Meſſer legen! Nicht der geübteſte Henker würde es beſſer zu thun im Stande ſein! Wohlan denn: Dein letzter Augenblick iſt da!“ —

Als ſie dieſe Worte geſprochen hatte, zog ſie ihres Mannes Schwerdt, welches er noch nicht von ſich gethan hatte, ſondern das noch an ſeiner Seite hing, aus der Scheide und hieb ihm mit demſelben auf einen Hieb, da ſie ein ſtarkes Weib war, ſo tief in die linke Seite ſeines Halſes, daß ſie beinahe das Haupt völlig vom Rumpfe getrennt hätte.

Ohne auch nur einen einzigen Laut von ſich zu geben, ſank Herr Balthaſar todt und in ſeinem Blute vom Stuhle.

„Jetzt ſchlage, jetzt ſchimpfe mich wieder vor allen Leuten!“ — höhnte das Weib den Leichnam mit rachſüchtiger Genugthuung. Meinteſt du wirklich, ich ließe mich ungerächt auf eine ſolche Weiſe mißhandeln? O wenn ich noch an dieſe Mißhandlung denke, iſt es mir, als müßte ich dich durchaus noch ein Mal morden: O daß Du wenigſtens jetzt noch Augenblicke lebteſt, um ſelber zu wiſſen, wie ich mich

gerächt habe! Aber Du bist nun nichts mehr als ein vollständig verrecktes Vieh!

Als sie die letzten Worte sprach, versetzte sie der Leiche einen Fußtritt, und dann verließ sie mit befriedigter Rache ohne Reue, ruhig und festen Schrittes, das Zimmer und demnächst das Haus, welches sie hinter sich verschloß.

Sie nahm ihren Weg nach dem St. Jacobi-Kirchhof. Hier angekommen, machte sie vor der Wohnung ihres zärtlichen Freundes, des Küsters, Halt und klopfte mit starken Schlägen furchtlos an die Hausthür derselben.

Der Küster, welcher eben in seinem besten Schlafe lag und vielleicht recht angenehm träumte, erwachte erst nach mehrmaligem stets ungeduldigern und daher stets lautern Klopfen und fuhr erschrocken fast über diese unwillkommene nächtliche Störung in die Höhe und demnächst aus dem Bette; dann fragte er unwirsch:

„Wer ist da und klopft bei nächtlicher Weile, als wolle er mir die Thür einschlagen?"

„Ich bin es," antwortete ihm Rebecka. „Öffne nur schnell und laß mich ein, denn ich muß Dich sprechen und habe Eile."

Der erstaunte Küster kannte die Stimme seiner Amorosa zu gut, um auch nur einen Augenblick über die Person in Ungewißheit zu sein, welche zu so ungewohnter Zeit Einlaß in sein Haus begehrte; des-

halb zündete er ſo haſtig als nur möglich war, eine Lampe an, riegelte die Hausthür auf und ließ Rebecka ein.

„Um aller Heiligen willen!“ rief er, als ſie eingetreten war, „wo kommſt Du mitten in der Nacht her?“

„Davon ſpäter,“ verſetzte Rebecka. „Jetzt kleide Dich nur ſchnell an, denn Du mußt ſchnell mit mir kommen.“

„Wohin? Jetzt in der Nacht? Was haſt Du denn?“ fragte weiter der Küſter.

„Ich habe meinen Mann erſchlagen,“ lautete die kalte Antwort.

Der entſetzte Küſter taumelte, als wäre er mit einem Kolben vor die Stirne geſchlagen worden, drei Schritte zurück und ſchrie: „biſt Du von Sinnen, Rebecka?“

„Nichts weniger als das,“ entgegnete ganz ruhig dieſe. „Ich habe meinen Mann erſchlagen, weil er mich öffentlich beſchimpft hatte.“

„Rebecka, Rebecka, Unglückskind! Sage mir, daß es nicht wahr iſt, daß du meiner nur verſpotten willſt und — Du gibſt mir das Leben wieder!“

„Sei keine Memme! Meinſt Du, ich könnte mich öffentlich beſchimpfen laſſen, ohne mich zu rächen? Seit wann kennſt Du mich ſo?“

„Das nicht, Rebecka, aber — ein Mord!“

„Der Schimpf iſt zu groß geweſen, als daß ich anders rächen konnte.“

„Aber Rebecka.“ — — — — — —

„Genug! Kleide Dich nur an und folge mir, denn Du mußt mir nun beiſtehen. Der Körper muß, wie du wohl begreifſt, auf die Seite gebracht werden, und dazu mußt Du mir helfen.“

„Aber, Rebecka.“ — — — — — —

„Schweige!“ herrſchte ihm dieſe zu, indem ſie mit dem Fuße auf die Erde ſtampfte, „ſchweige und kleide Dich augenblicklich an.“

Der Küſter, gewohnt ſeiner Geliebten ſtets Gehorſam zu leiſten, gehorchte auch diesmal dem Befehle derſelben und kleidete ſich zitternd an, während welcher Beſchäftigung Rebecka ihm den ganzen Hergang der Sache ausführlich mittheilte.

„Ach Maria und Joſeph und alle Heiligen!“ — jammerte der Verzagte, „das wird ein ſchreckliches Ende nehmen! Das wird uns ganz gewiß das Leben koſten!“

„Spute Dich!“

„Ach mein Gott! ich ſehe uns beide ſchon auf dem Rabenſteine! Ich ſehe uns beide ſchon unter Henkershänden und unter gräßlichen Qualen verbluten!“

„Memme noch ein Mal!“ — zürnte Rebecka. „Wenn Du mich mit Deiner Zaghaftigkeit anſtecken könnteſt, ja dann wäre es möglich, denn wir würden müßig hier ſtehen bleiben und den nothwendigen

Schritt verſäumen, der zuerſt dem bereits gethanen folgen muß. Nur den Muthigen kann etwas gelingen, und ich habe Muth."

„Aber wohin ſollen wir denn mit der Leiche?"

„Er wird hier auf dem Kirchhofe begraben."

„Hier auf meinem Kirchhofe?"

„Ja, hier auf Deinem Kirchhofe!"

„Gäbe es denn nicht vielleicht einen andern Ort?"

„Hundert für einen."

„Und doch muß es hier ſein."

„Ja, weil es hier einſam und Keiner uns bei der Arbeit ſo leicht ſtören wird."

„Zum letzten Male ſage ich Dir, mache fort und ſchwatze nicht länger ſo viel unnützes Zeug!" — rief Rebecka noch zorniger als zuvor.

Der Küſter verſtummte; auch Rebecka ſagte kein Wort mehr während der Toilette, mit der es vor Angſt durchaus gar nicht recht fortwollte, als nur dann und wann: „eile Dich!"

Endlich war der Küſter angekleidet.

„Jetzt komm!" befahl ſeine Gebieterin.

Beide gingen nun eiligen Fußes nach der Wohnung des Ermordeten.

Der Küſter ſchauderte bei dem Anblicke deſſelben und wurde weiß wie der Kalk an der Wand, Rebecka aber herrſchte ihm zu:

„Faſſe an! Nimm Du ihn bei den Beinen, ich will den Oberkörper tragen, der Dir zu ſchwer ſein möchte.

Der Küſter gehorchte wie immer.

So ſchleppte das Paar den armen Balthaſar aus ſeinem Hauſe nach dem Jacobi Kirchhof, wo ſie ihn ohne Umſtände niederwarfen.

„Ich möchte ihm jetzt noch das Herz aus dem Leibe reißen!“ murmelte Rebecka unvernehmlich zwiſchen den Zähnen, und ſpie dem gemordeten Gatten, der zufällig auf dem Rücken lag und ſie mit den gläſernen Augen anſtarrte, giftig in's Geſicht.

„Ach Maria und Joſeph!“ ſtöhnte der Küſter ebenfalls ganz unvernehmlich.

„Jetzt hole Hacke und Schaufel!“ gebot Rebecka.

Der Küſter ging um die verlangten und nothwendigen Geräthſchaften zu holen, mit denen er auch in Kurzem zurückkehrte.

Die Arbeit begann und ging raſch genug von Statten. Bald ward ein Grab gegraben, worin man die Leiche warf und ſolche mit Erde bedeckte. Als dies geſchehen und ſomit Alles beſtellt war, ſagte die ſchaamloſe Rebecka, indem ſie ihren Geliebten beim Arm nahm:

„Nun jetzt komm, daß ich Dich für Deine Hülfe belohne.“

Beide gingen in des Küſters Haus und — zu Bette.

Nach Verfluß einer halben Stunde etwa ſprach der noch immer ängſtlich zagende Küſter zu ſeiner ſchaamloſen Buhlerin:

„Aber, Rebecka, was wird werden, wenn man morgen frühe hier auf dem Kirchhofe ein neues Grab finden und zugleich Deinen Mann vermiſſen wird?“

„Rebecka ſchwieg.

„Wird man nicht nachgraben?“

Rebecka dachte nach.

Wird man Balthaſar nicht finden? Und wenn man ihn ermordet findet, auf wen wird der Verdacht des Mordes fallen?“

„Du haſt nicht Unrecht,“ verſetzte Rebecka, aber ſehr ruhig, und dachte weiter.

„Ach ich ſagte es Dir wohl im Voraus, das könne nur übel ausſchlagen!“ ſtöhnte der Küſter.

„Schweige!“ befahl Rebecka. „Wir müſſen ſogleich aufſtehen.“

„Aufſtehen?“

„Ja natürlich und das ſogleich; komm und mache ſchnell.“

„Was haſt Du nun wieder?“

„Wir müſſen einem andern Plane folgen.“

„Einem andern Plane?“

„Folge meinem Beiſpiele nur und ſtehe auf. Ich habe ſchon einen andern Plan fertig.“

Beide ſtanden auf und kleideten ſich wieder vollſtändig an.

Rebecka theilte unterdeß dem Küſter mit wenigen Worten ihren Plan mit.

Dieſer ſchauerte ſichtlich zuſammen.

„Weißt Du einen andern", fragte Rebecka, der uns in der kurzen Zeit nun noch ausführbar erscheinen dürfte, die wir bis zum Tageslichte noch vor uns haben?"

Der Küſter wußte keinen.

„So komm!" ſagte Rebecka.

Beide begaben ſich jetzt wieder nebſt Hacke und Schaufel auf den Kirchhof zurück und gruben die kürzlich eingeſcharrte Leiche wieder aus, dann aber ſchleppten ſie ſolche, nachdem ſie zuvor die Grube wieder zugeworfen hatten, in des Küſters Haus. —

Nach dieſer zweiten Ausgrabung mochten kaum zwei kleine Stunden vergangen ſein: dennoch aber war es Morgen geworden, und mehrere der nächſten und nähern Nachbaren der Küſterwohnung waren bereits wach. Da hörten dieſe ein ganz ungewöhnliches Praſſeln, deſſen Urſache ſie ſich gar nicht zu erklären vermögend waren. Sie wurden aufmerkſam und aufmerkſamer. Sie gingen vor die Thür, um einmal nachzuſehen. Denn ſie beſorgten, daß irgend ein Unglück da, oder irgend eine Gefahr im Anzuge ſei. Draußen fanden ſie ſchon andre, eben ſolche Forſcher, wie ſie ſelbſt waren, verſammelt, allein es empfing ſie auch zu gleicher Zeit hier ein ganz peſtialiſcher, infernaliſcher Geruch, deſſen Urſache ſie ſich ebenſo wenig erklären konnten, als die des Gepraſſels.

Dies Gepraſſel ward immer lauter, der Geſtank immer widerlicher.

Es verſammelten ſich immer mehr und mehr Leute auf dem Kirchhofe.

„Es richt nach Schmorbraten!“ ſagte der Eine.

„Es ſtinkt ärger als in einer Thranbrennerei bemerkte der Andere. „wie kann da denn von Schmorbraten die Rede ſein!“

„Es ſtinkt wie Aas! entſchied ein Dritter.

„Wo mag es denn herkommen?“ fragten viele Stimmen.

„Laßt uns einfach der Naſe nachgehen und die Sache unterſuchen,“ rief eine Menge, „da müßte es ja mit unrechten Dingen zugehen, wenn wir nicht endlich darauf ſtießen.“

Der Rath war zu vernünftig, als daß er nicht hätte befolgt werden ſollen; Alle gingen der Naſe, Mancher dem Ohre nach, und ſo fand ſich das Volk endlich vor des Küſters Haus zuſammen, aus welchem der Geſtank, als hier am ſtärkſten, unwiderſprechlich und gewiß hervordringen müſſe. Hier war aber auch das Gepraſſel lauter als irgend wo anders zu vernehmen.

Die verſammelte Menge wuchs mit jeder Minute; ſelbſt etliche Schergen des Gerichts hatten ſich bereits unter dieſelbe gemiſcht.

„Alles ward immer neugieriger auf die Löſung des Räthſels, welches vorlag. Alles ward lebendiger und aufgeregter.

„Es muß in des Küſters Hauſe ſein," ſagte der Eine.

„Ganz gewiß iſt etwas in des Küſters Hauſe nicht ganz richtig," bemerkte der Andere.

„Wir müſſen bei ihm anklopfen!" entſchied der Dritte.

Dies geſchah, allein — es ward nicht aufgemacht.

Man klopfte ſtärker, allein — es ward nicht aufgemacht.

Man klopfte noch ſtärker, mit der äußerſten Gewalt, allein — es ward nicht aufgemacht.

„Es muß drinnen ein Unglück geſchehen ſein," ſagte der Eine.

„Der Kerl müßte ſonſt ja einen waren Todesſchlaf haben," bemerkte der Andere; „er könnte indeſſen auch bei lebendigem Leibe verbrannt ſein."

„Laßt uns die Thür einſchlagen!" entſchied der Dritte

Dieſem ward unverzüglich Folge gegeben: man ſchlug die Thür ein, man drang in das Haus. Hier war Geprasſel und Geſtank gräßlich. Man konnte nun nicht mehr fehl gehen. Man kam in die Küche. Hier brannte auf dem großen Feuerherde ein ungeheures Feuer. Man erſtarrte. Mitten in dieſer Gluth lag halb verkohlt ein menſchlicher Körper. Es war Herr Balthaſar, der, halb verkohlt, hier noch immer ſchmorte.

Der Küſter hatte verſucht, ſich unter dem Feuerherde zu verbergen; indeſſen verbarg ihn dieſer kaum halb.

Rebecka ſaß neben dem Herde und ſah mit Luſt in das Feuer, in welchem ihr Mann briet; erſt als die Menge in die Küche drang, kehrte ſie ſich auf ihrem Stuhle um und ſah den Hereingedrungenen kalt und ruhig entgegen, ohne auch nur eine einzige Geſichtsmuskel zu verziehen.

Beide wurden augenblicklich feſtgenommen und in die Frohnerei gebracht, was aber nur mit Mühe und unter Zuziehung der Gerichtsperſonen und einer zahlreichen Wache zu ermöglichen war, denn das Volk war in fürchterlicher Wuth und wollte ſie durchaus in ſeine Fäuſte und unter ſich haben, um ſie zu zerreißen.

Unterm Verhöre krümmte und wand ſich der Küſter wie ein Wurm mit ſeinen Ausſagen; er log und widerſprach ſich hundertmal; er wollte ſein Leben ſo gerne retten. Er weinte und winſelte wie ein kleines Kind, war durchaus unſchuldig und ſchob alle und jede Schuld einzig und allein auf Rebecka die er als ſeine Verführerin tauſendmal verwünſchte.

Rebecka warf dem Feigling, während er ſich in den Confrontationen mit ihr ſo betrug, nur Blicke der tiefſten Verachtung zu. Ihre Ausſagen waren durchaus klar und deutlich. Sie erklärte den ganzen Hergang der Sache haarklein mit allen Nebenum-

ſtänden, ohne auch nur ein einziges Mal Miene zu machen, irgend etwas verbergen zu wollen. Selber über Alles, was ihren bis dahin geführten ſchnöden Lebenswandel betraf, gab ſie den wahrhaftigſten Aufſchluß. Nur nannte ſie ſelber keinen aller der Vielen mit Namen, welche ſich ſeit vielen Jahren ihrer Gunſt erfreut hatten, und ſelbſt die Folter vermochte ihr nicht einen einzigen derſelben abzupreſſen. Der Küſter hatte ſich in der Angſt, hinſichtlich dieſes Punctes ſelber angegeben.

„Keine Todesqual" — ſagte ſie — „wird jemals im Stande ſein, mir auch nur einen Namen meiner vielen Liebhaber abzupreſſen, denn Keiner von ihnen allen hat mich jemals beleidigt; Keiner hat mich jemals verlaſſen. Gegentheils ward ich immer untreu. Wäre es anders, ſo würde ich gewiß reden. — Von allem Uebrigen verberge ich nichts. Was gäbe es hier noch zu verheimlichen? Wozu? Jetzt, da ich wenigſtens einigermaßen meine Rache wegen des mir angethanen Schimpfes befriedigt habe, iſt mir was noch weiter kommen wird und muß, ſo ziemlich gleichgültig."

Auf die Frage, ob ſie denn ganz und gar ihr abſcheuliches Verbrechen noch immer nicht bereue, verſetzte ſie:

„Bereuen? Ich bedauere nichts Anderes, als daß der, der mich ſo über die Maßen beſchimpfte, faſt ſchmerzlos, daß er nicht in unermeßlichen Qualen geſtorben iſt, daß ich ihn nicht habe bei lebendigem

Leibe ſchmoren ſehen können in den Gluthen des Feuerherd's! Das iſt Alles."

Das Urtheil ließ nicht lange auf ſich warten Es lautete dahin, daß Rebecka lebendig verbrannt der Küſter aber von unten auf gerädert und ſein Körper auf's Rad geflochten werden ſollte.

Bei Anhörung dieſes Urtheils ſank der Küſter in Ohnmacht, und als man ihn wieder eben nicht auf die ſanfteſte Art zu ſich ſelbſt gebracht hatte, bat und flehte und winſelte er unaufhörlich. Rebecka, welche bei der Urtelsleſung nicht einmal ihre Geſichtsfarbe veränderte, ſah ihn mit einem feſten Blicke der Geringſchätzung, der Verachtung an und ſagte: „ich ſchäme mich Deiner!"

Alle Beide wurden auf einer Schleife nach dem Hochgerichte geſchleift. Unterwegs gab der Küſter daſſelbe Schauſpiel ſeiner Jämmerlichkeit. Rebecka unerſchüttert wie immer, ſagte ihm bei dieſer Gelegenheit noch ein Mal voll innigſter Verachtung: „ich ſchäme mich Deiner!"

Unter dem fürchterlichſten Geheul erlitt der Küſter ſeine Strafe bis er ſtarb.

Rebecka gab von dem Augenblicke an, wo der Holzſtoß angezündet worden, bis dahin, wo ſie erſtickt oder verbrannt ſein mußte, eben ſo wenig einen Laut des Schmerzes von ſich, als ſie jemals vorher Kleinmuth gezeigt hatte. —

Das iſt die Geſchichte der Frevelthat, zu deren

Andenken über der Thüre des alten Küſterhauſes auf dem St. Jacobi Kirchhof zwei in Stein gehauene Menſchenköpfe, der eines Mannes und der einer Frau, angebracht würden.

Der Teufels-Tanz.

Faſt genau um die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts wohnte in Hamburg und zwar in der Catharinenſtraße die noch ſehr junge Wittwe des ſchnell verſtorbenen Kaufherrn Johannes Rentzel. Sie war aber nicht allein ſehr jung, ſondern ſie war auch außerdem noch ſehr ſchön und, was, bis auf den heutigen Tag, ſicherlich für Manchen als von noch weit höherem Werthe erſcheinen dürfte, ſie war zu gleicher Zeit auch ganz unmenſchlich reich. Demnach dürfte es allerdings nicht für ein ungeheures Wunder gelten können, daß ſie tagtäglich und zu jeder Zeit von einer zahlloſen Menge von Freiern jeder Sorte belagert ward, welche alle für Jugend, Schönheit und Reichthum keineswegs gleichgültig waren, und von denen

ein Jeder hoffte, es sollte ihm gelingen, die junge, schöne und reiche Wittwe für sich zu gewinnen.

Die reizende Frau Johanna Rentzel, aller ihrer Vorzüge sich vollkommen wohl bewußt, ließ sich die tausendfachen Huldigungen dieser Armee von Bewerbern ohne Widerspruch recht gern gefallen: denn das große Erbtheil der Töchter Eva's, die Eitelkeit, war selbstverständlich auch auf sie, und zwar in recht sehr großer Erbportion, übergegangen. Weil sie aber dabei keineswegs ohne Verstand war, so bevorzugte sie so eigentlich Keinen, um sich auf diese Weise die schmeichelhaften Bewerbungen und Huldigungen Aller desto sicherer zu erhalten. Wenigstens befolgte sie diese Politik eine ziemlich lange Zeit. Keiner konnte sich rühmen, jemals öffentlich, vor Andern sichtbar, von ihr bevorzugt worden zu sein; im Geheimen gab sie mit süßen Blicken und freundlichen Worten einem Jeden eine Art Vorzug, besonders denen, von denen sie zu fürchten hatte oder fürchten zu müssen glaubte, daß er von der Freiwerber-Armee endlich abzufallen versucht werden könnte, um, endlich gelangweilt, einer andern Fahne zu schwören.

Aus diesem Versuch einer Schilderung der innern Persönlichkeit der Frau Johanna erfährt man vielleicht zur Genüge hinreichend, daß sie im Grunde eine ausgemachte Coquette war, wenn man auch zugeben mußte, daß sie sonst manche gute, vielleicht vortreffliche Eigenschaft besaß.

Unter dem Heere ihrer Bewerber diente auch einer, der junge Kaufmann Adolph Moller, der ſie — es ſei ohne den übrigen zu nahe zutreten zu wollen geſagt — aufrichtig liebte. Dies fühlen Weiber leicht heraus. Mochte das nun bei ihr im höhern Grade noch, als bei Andern gewöhnlich, der Fall ſein oder im geringern, indem ſie in die Aufrichtigkeit der Liebe ihrer übrigen Bewerber Zweifel ſetzte, mochte es ihrer Eitelkeit ganz beſonders ſchmeicheln, von Adolph Moller aufrichtig, daß heißt nichts Anders, als nur ihrer Perſönlichkeit wegen, ſich geliebt zu wiſſen, oder mochte endlich eine plötzliche und Augenblicks wahrhafte Neigung zu dieſem beſcheidenen und anſpruchsloſen Bewerber ſich ihrer bemächtigt haben: wer könnte darüber entſcheiden? Niemand! Denn wer vermöchte wohl in jeder Falte eines Weiberherzens, namentlich des Herzens einer Coquette, mit Gewißheit zu leſen? Genug ſei es für uns, daß ſie ſich endlich allen Ernſtes eben für dieſen Bewerber entſchied, und daß alle übrigen mit langer Nase abziehen mußten. Dieſe letzte Phraſe iſt freilich im Grunde ziemlich ungeſchickt gewählt, denn ſie zogen ſo eigentlich doch nicht ab, ſondern brachten im Gegentheile der ſchönen Wittwe nach wie vor immer noch ihre Huldigungen dar, obgleich ſie ſich völlig aus dem Felde geſchlagen wußten, denn es war eine unzweifelhafte und bekannte Sache, daß der junge Moller die ſchöne Wittwe in nicht allzulanger Friſt heimführen und vollſtändig die Seine

nennen werde: Johanna's Haus aber war ein angenehmes. Ein solches verläßt man mit einigem Zögern

Adolph Moller war nicht allein ein sehr braver und verständiger, sondern zugleich auch ein sehr schöner, gewandter und liebenswürdiger Mann, was vielleicht auf die Neigung und Wahl der schönen Wittwe auch nicht ohne Einfluß geblieben sein mochte. Im Uebrigen waren seine Glücksumstände nicht eben ausgezeichneter Art, wiewohl er in Wohlhabenheit lebte. Im Vergleiche zu dem Reichthum seiner Braut war er indessen nicht vielmehr als ein Bettler.

Obgleich ein solches Mißverhältniß der Vermögensumstände nun im Grunde von gar keiner Bedeutung heißen konnte, so verletzte es doch dann und wann einigermaßen den Stolz des edlen jungen Mannes und machte ihm so unterweilen recht trübe Augenblicke. Freilich hatte ihm sein verstorbener Vater in seiner Hinterlassenschaft auch die Ansprüche an ein reiches Haus in Spanien unverkümmert erhalten, welche sich auf mehr als auf eine halbe Million Piaster beliefen und wenn er diese zu realisiren im Stande war, so kam sein Vermögen doch dem seiner Braut mindestens sehr nahe, oder trat wohl gar diesem ebenbürtig an die Seite: allein über diesen gerechten Forderungen schwebte schon seit länger als 25 Jahren ein Prozeß

und es war bei der Entfernung zwischen Hamburg und Malaga, bei der Macht seines Gegners, bei der Bestechlichkeit der Spanischen Behörden u. s. w. alle Aussicht vorhanden, daß derselbe noch wenigstens 25 Jahre dauern konnte, wenn nicht energischere Schritte gethan wurden, als Mollers Bevollmächtigter zu Malaga — vielleicht feil und bestechbar so gut als die Behörden — bisher gethan hatte.

Dies ging dem jungen Kaufmann nun unaufhörlich im Kopfe herum, obgleich er selber nichts weniger als geizig oder geldsüchtig war; es peinigte ihn nur, ärmer als seine Braut zu sein; er hätte sich gar zu gerne der Geliebten seines Herzens in jedem Betrachte, auch in Betracht des Reichthums ebenbürtig — wenn man so sagen darf — zeigen mögte

Man sieht aus diesem, daß Adolph Moller seiner Braut wenigstens in einem Punkte an Eitelkeit nicht nachstand, wenn die seinige auch edeler Natur war: denn genau beleuchtet, lag seinem Wunsche doch nur eine gewisse Eitelkeit zum Grunde, wenn er es sich sicherlich auch nie gestanden, weil er wohl nie darüber nachgedacht. Es folgt daraus unwidersprechlich, daß demnach die Eitelkeit nicht allein das Erbtheil der Frauen der Töchter Eva's, sondern auch der Männer, der Söhne Adams ist. In der Welt kommt endlich Alles eigentlich nur auf das Maß an, das wir hatten, und auf die Motive, welche uns zum Handeln bewegen.

Manchmal ſchon hatte Moller mit ſeiner geliebten Braut über die ungeheuren Spaniſchen Forderungen geredet und ihr nicht verhehlt, welchen Kummer ihm unterweilen der dort im Schneckengange hinſchleichende Prozeß mache, der ihn gar nicht zu ſeinem rechtmäßigen Eigenthum kommen laſſen wolle: allein den eigentlichen tiefern Grund dieſes Kummers hatte er ihr immer ſorgſam verſchwiegen, ſelbſt auf die Gefahr hin, verkannt zu werden. Und das ward er: denn ſie war keine von den großen Naturen, die Geld nur als nothwendiges Uebel erkennen: ſie hatte daher die Ueberzeugung, daß er ſich nur um den Reichthum zu dem er nicht gelangen konnte, härme; es war ihr daher auch niemals eingefallen, ihm mit dem ſehr nahe liegenden Troſte den Trübſinn von der Stirne zu ſcheuchen, daß ſie Beide an ihrem Vermögen ja mehr als genug beſäßen, um fürſtlich zu leben und jener halben Million Piaſter gar nicht bedürften. Das war ihr nie eingefallen und konnte es auch nicht: denn ſie fand ſeine Stimmung, das Kind des Schmerzes über die Entbehrung jenes Reichthums, vollſtändig gerechtfertigt, weil ſie die ächte und rechte Wittwe und Tochter eines Hamburger Kaufmanns heißen konnte. Sie wußte bei Heller und Pfennig, wieviel ein Thaler ausmachte, und um ſo viel mehr wieviel eine halbe Million zu bedeuten habe, wiewohl ſie öfters Geld bei Tauſenden wegwarf. Sie fand es

gar nicht übel, wenn ſich dieſe halbe Million Piaſter noch zu ihren Millionen Mark geſellen wollte.

Die Entdeckung dieſer Geſinnung ſeiner Braut, welche dem Bräutigam nicht lange entgehen konnte erhöhte nur noch den Trübſinn des, bis auf dieſen einzigen Punkt ſonſt ſo Glücklichen und raubte ihm öfters ſelbſt den Schlaf. Dieſe Entdeckung mußte ihn immer mehr und mehr, immer dringlicher darauf hinweiſen, in ſteter Unermüdlichkeit wirkſam zu ſein und unaufhörlich alle erdenkliche Mittel und Wege zu verſuchen, um ſeine Spaniſchen Forderungen zu realiſiren und dadurch an Reichthum dem Reichthume der Wittwe nahe oder gleich zu kommen. Er ſchrieb Briefe auf Briefe nach Spanien, allein die Antworten ſeines dortigen Bevollmächtigten gaben ihm noch immer nicht die geringſte Hoffnung ſeinem Ziele auch nur um einen Schritt näher gekommen zu ſein.

Da, einsmal in der Nacht, wo ihn der Schlaf floh, kam ihm plötzlich ein, wie er glaubte, ſehr glücklicher Gedanke. Er wollte ſelbſt nach Spanien reiſen um mit eigenen Augen zu ſehen, wie denn eigentlich ſeine Sache ſtände und welche Hinderniſſe ſich ihrem Fürderkommen immer und ewig entgegenwürfen; er wollte wenn er es für nöthig erachten müßte, dieſe Sache ſelber betreiben, und er wollte dies auf's Eifrigſte thun; er wollte nichts unterlaſſen, um endlich zum Ziele zu gelangen, wenn es auch ſelber unerläßlich wäre, perſönlich bis zur Perſönlichkeit der königlichen

Majeſtät zu bringen: denn daß hier von großen Geldbeſtechungen die Rede ſein mußte, daß hier Hochgeſtellte und zugleich die niedrigſten Kabalen im Spiele waren, das mußte Jedem außer Zweifel ſein.

Mit dieſem gefaßten Beſchluſſe war ihm zu Muthe, als ſei ihm vom Herzen ein Felſengebirge gewälzt und — er ſchlief beglückt ein.

Am andern Morgen überlegte der junge Kaufmann, der glücklicher und geſtärkter als ſeit lange von ſeinem Lager aufgeſtanden war, bei weniger aufgeregtem Blute nochmals ſeinen in der Nacht gefaßten Entſchluß, und derſelbe erſchien ihm nicht gar anders, als zur Zeit, da er ihn gefaßt, und er ſtand feſt, wie in der vorigen Nacht, allein nicht in ſo ſternhell ſtrahlender Freudigkeit ſtand er da. Der Jüngling gedachte jetzt der ſchmerzlichen Trennung von der geliebten Braut, ein Gedanke, welcher in voriger Nacht wenig Anſprüche gemacht hatte, nun aber plötzlich in den Vordergrund trat, da er wahrhaft liebte; und weil eine ſolche Liebe nun wohl kaum ohne einige Eiferſucht denkbar ſein möchte, ſo gedachte er dieſe Trennung auch vielleicht nicht ganz ohne einige eiferſüchtige Beſorgniß, welche ihm den Gedanken wohl noch ſchwerer machen durfte. So innig er Johanna auch liebte, konnte es ihm, doch unmöglich ganz und gar verborgen geblieben ſein, welches ſichtliches Gefallen ſie an den Aufwartungen

Aufmerksamkeiten und Schmeichelein der Männer fand, und daß sie nicht ganz frei von einiger Coquetterie und Flatterhaftigkeit: wiewohl er alle dem einen gelindern Namen gab und mit der großen Jugend der Geliebten entschuldigte. Hatte ihm dies doch bereits schon so oft eine böse Stunde gemacht und ihn tief betrübt, wenn er auch diese tiefe Betrübniß stets tief in sein innerstes Herz verschlossen und aus Zartheit stets geschwiegen hatte.

Als Adolph daher zu seiner Johanna kam, waren seine Gefühle, wie wir es eingestehen müssen, wirklich sehr gemischter Art, und es ward ihm in der That einigermaßen schwer, die Geliebte mit seinem gefaßten Beschlusse bekannt zu machen, obgleich es ihm doch endlich gelang, ohne daß sie seine Stimmung wahrzunehmen schien, deren er also genugsam Herr geworden sein mußte.

„Nun, mein theures Leben, was sagst Du zu meinem Entschlusse?“ fragte er, als er zu Ende gekommen war.

„Das ist der klügste Einfall, Adolph, den Du noch jemals gehabt haben kannst,“ antwortete sie und fügte dann mit unendlichem Liebreiz hinzu: „womit ich indessen keineswegs gesagt haben will, daß Deine übrigen Einfälle nicht auch schon mitunter ganz passabel gewesen wären.“

„Du billigst also ganz und gar meinen Plan theure Johanna?“ fragte er wieder.

„Wie darfſt Du daran im Ernſte zweifeln, nein Adolph?“ war ihre Antwort, wobei ſie ihm liebend ins Auge blickte.

„Allein es iſt eine weite Reiſe.“

„Weit?“

„Nun allerdings.“

„Ei, ſo iſt es doch nicht aus der Welt!“

„Das freilich nicht, aber ſie an ſich ſelbſt ſchon wird viel Zeit weg nehmen, und das Verwickelte des Prozeſſes noch mehr.“

„Ach, mein Adolph, Zeit dünkt mich, haben wir eben in unſern Jahren genug und mehr als genug übrig.“

„Meinſt Du wirklich?“

„Wie könnte ich wohl anders? Und ſelbſt wenn dieſe Zeit uns ein koſtbarerer Artikel wäre, als er es wirklich iſt, wie könnteſt Du die Deine für jetzt beſſer anwenden, als zu dieſer Reiſe, die ſo wichtige Reſultate liefern kann?“

„Das iſt ſchon recht, allein Du ſcheinſt doch bei dieſer Sache nicht Alles bedacht zu haben.“

„Nicht Alles? Was gäbe es denn dabei noch weiter Großes zu bedenken?“

„Du ſcheinſt Dich gar nicht daran erinnern zu wollen, daß ich mich zu gleicher Zeit auf ſo lange von Dir Geliebten trennen muß!“

„Ei freilich erinnere ich mich daran, aber das iſt ja bei dieſer Gelegenheit einmal unvermeidlich.“,

„Allein doch sehr schmerzlich?"

„Gewiß ist es das, und ich trenne mich recht ungern von Dir, allein in welchem Verhältniß steht diese jedenfalls kurze Trennung zu einer halben Million?"

„Wehe mir, wenn Du von einer Seite Recht hättest! Mir drückt es, möchte ich sagen, wie ein Schwert in der Brust, daß ich, wenn auch nur auf kurze Zeit, von Dir scheiden soll."

„Ei, mein Freund, wie dürfte ich in Betracht kommen, wenn von einer halben Million Piaster die Rede ist?"

„Glaubst Du denn, Du wärest mir nicht weit mehr werth, als diese halbe Million?"

„Lieber Adolph, Du bist zwar sehr artig, allein Du bist Kaufmann, noch dazu Hamburger und ein sehr geschickter Kaufmann, wie darfst Du denn von fünf mal hundert tausend Piastern sprechen, als wären es so viele taube Nüsse?"

„Ich weiß meine Johanna, gewiß den Werth des Geldes zu schätzen, allein ich überschätze ihn nicht. Solltest Du daran zweifeln, daß ich Dich ohne Deine Millionen ebenso zärtlich lieben würde als jetzt, da Du sie besitzest?"

„Nun sie sind doch immer sicherlich eine recht angenehme Zugabe auf meine geringe Person," lächelte die Wittwe.

„Scherze jetzt nicht, meine Theure!" bat der

Bräutigam, „denn mir liegt die lange Zeit, während welcher ich von Dir ferne sein soll, allzuschwer auf dem Herzen.“

„Wir schreiben uns so oft es angehen will, mindestens alle acht Tage.“

„Das wird mir ein großer Trost sein!“

„Und mir nicht minder Freude gewähren.“

„Wirst Du mich denn aber auch gewiß nicht vergessen?“

„Wo denkst Du hin, Adolph!“

„Man sagt, daß Weiber wankelmüthig sein sollen; ein Sprichwort behauptet sogar: aus den Augen, aus dem Sinn.“

„Es giebt viele dumme Sprichwörter!“

„Aber auch viele voll weiser Wahrheit oder voll wahrer Weisheit.“

„Mag sein! Ich habe niemals mich viel um Sprichwörter bekümmern mögen.“

„Also Du bleibst mir sicher und gewiß treu?“ fragte der beunruhigte Bräutigam noch einmal und legte den Arm um die schlanke Taille der Braut.

„Wie kommst Du mir heute eigentlich vor, daß Du daran zweifeln zu können scheinst?“ erwiderte diese voll Liebreiz.

„Willst Du schwören, mir treu zu bleiben?“

„Gewiß!“

„So schwöre es mir!“

„Ich schwöre es.“

„Nicht so, sondern feierlich.“

„Wie fange ich das denn an?“

„Schwöre bei allen himmlischen und höllischen Mächten!“

„Du bist nicht gescheut!“

„Ich bitte Dich flehentlich darum!“

„Nun, so schwöre ich es Dir bei Gott!“

„Gut; aber jetzt auch bei der höllischen Macht.“

„Sei doch kein Thor.“

„Ich bitte Dich um Alles in der Welt, um meiner Seelen Ruhe darum!“ flehte er mit bewegter Stimme.

„Wohlan,“ sprach sie, „wenn Dir so viel daran liegt, so will ich auch dies.“ Dann stand sie auf, streckte ihre Rechte aus und sagte mit komischer Feier: „so schwöre ich denn, Dir treu zu bleiben, auch bei der höllischen Majestät, der ich verfallen sein will zeitlich und ewiglich, wenn ich meinen Schwur breche.

„Danke Dir, meine geliebte Johanna!“ rief nun der Bräutigam, indem auch er empor stand und seine Braut umarmte. „Du hast mich ganz beruhigt, denn Himmel und Hölle haben Dein Versprechen gehört, und sie werden es aufbehalten. Daran erinnere ich Dich. Ich scheide jetzt, wenn auch mit Schmerz, doch auch zugleich mit dem sichersten Vertrauen.“

Was unter den Beiden noch weiter verhandelt und gesprochen worden, darf uns wenig kümmern,

weil es für uns wenig Intereſſe haben möchte, da es auf dieſe Geſchichte ohne Einfluß iſt.

Nach wenigen Tagen ſchwamm ſchon der junge Kaufmann auf der wogenden See, und die verlaſſene Johanna, welche beſchloſſen hatte, ſich in Einſamkeit zurückzuziehen, langweilte ſich auf den Tod.

Langeweile war einmal unſerer jungen Dame unerträglichſter Gaſt, und ſo begriff ſie endlich nicht, warum ſie denſelben länger beherbergen ſollte als ungefähr vierzehn Tage; ſie warf ihn daher ohne weitere Umſtände und Entſchuldigungen eines ſchönen Morgens zur Thüre hinaus, indem ſie, nach Verfluß jener Zeit damit begann, ein glänzendes Feſt zu arrangiren, auf welchem Alles erſchien, was auf Rang, Reichthum, Anſehn und Eleganz nur Anſpruch machen konnte.

Zu eben dieſer Zeit war in Hamburg, wie aus den Wolken gefallen, ein Schwediſcher Baron erſchienen, ein Baron Gyldengranat, welcher bald in der Damenwelt nicht weniges Aufſehen machte. Daß er demnach ein ſehr ſchöner Cavelier ſein mußte, verſteht ſich von ſelbſt; allein er war ja auch Baron, in Hamburg ein ſeltener Vogel, trug eine prächtige Uniform und — auf dieſer prangte ein glänzender Orden. Das mußte natürlich den Ausſchlag geben. Im Uebrigen war er ein Narr in Folio und ärmer als

eine Kirchenratte, obgleich er von großen Gütern prahlte, die er in Schweden beſitzen wollte.

Daß ebenfalls dieſer Baron von Habenichts zu dem glänzenden Feſte der reizenden Wittwe geladen worden, war nicht anders möglich, weil er am Tage vor demſelben Viſite gemacht hatte, und die ganze Halbſcheid der Gäſte, d. h. die Damen, würden ungehalten geweſen ſein und ſich in Schlaf gegähnt haben, wenn er nicht gegenwärtig geweſen wäre.

Dennoch war dieſe Halbſchied diesmal ziemlich übel mit ihm zufrieden, weil er weit über die Hälfte des ganzen Abends einzig und allein der ſchönen Wittwe ſeine ritterlichen Aufmerkſamkeiten zuwendete. Zu ſeinem Glücke fand man noch einige Entſchuldigung darin, daß es eben die Frau vom Hauſe, die Wirthin war, der dieſe auffallenden Artigkeiten dargebracht wurden, und daß die ſchöne Wittwe ſich bereits wieder verſagt hatte, ſonſt wäre er ohne Zweifel ein für alle Mal verloren geweſen.

Frau Johanna, ſehr weit davon entfernt, dieſe ſteten Huldigungen des Barons mit kaltem Ernſte oder gar übel aufzunehmen, that im Gegentheil auch ihrer Seits Alles, um ſich dem Baron ebenſo liebenswürdig zu zeigen, als er ſich ihr zeigte, und es fiel ihr nicht ſchwer, dieſen Zweck zu erreichen, da ſie in dieſem Fache ſehr erfahren und bis dahin noch immer in ſteter Uebung geblieben war. Sie übertraf ſich diesmal, durfte man ohne Uebertreibung ſagen, ſelbſt,

denn es ward von ihr auch kein einziges Kunſtſtück geſpart, welches die Coquetterie nur zu ihrer Verfügung hat.

Der Baron war entzückt von der jungen Wittwe und die junge Wittwe war nicht weniger entzückt von dem Baron.

Am andern Morgen machte ſelbſtverſtändlich, weil es nicht anders als der Höflichkeit gemäß war, Herr von Gyldengranat ſeine zweite Viſite, ward ſehr zuvorkommend von Frau Johanna aufgenommen und man trennte ſich von einander noch entzückter als geſtern.

Seit dieſem Tage beſuchte der Baron das Haus der reizenden Wittwe ſehr häufig, endlich ſo gut als täglich und war nun natürlich ſtets die erſte Perſon bei allen Feſten, welche ſie anſtellte und er nun in der Regel angab und arrangirte.

Aber gedachte denn die Frau Johanna niemals mehr des abweſenden Adolphs und ihres Verhältniſſes zu ihm?

Freilich dachte ſie manchmal noch an den armen Adolph, allein faſt nicht anders, als an ein entſchwundenes Traumbild, welches niemals Wirklichkeit gehabt hat. Ihre Briefe an ihn waren immer ſeltener geworden, und zuletzt hatte ſie gar nicht mehr geſchrieben, obwohl von ihm regelmäßig Briefe anlangten, die ſie indeſſen endlich gar nicht mehr las. Sie mochte ſich vor dem Inhalte fürchten, außerdem

war ſie auch zu ſehr mit dem Baron — und er mit ihr beſchäftigt, als das ſie hätte Zeit und Geſchmack am Briefleſen oder Briefwechſel finden ſollen, wovon ſie übrigens niemals eine große Freundin geweſen war.

Daß dies jedenfalls den Anſtand verletzendes, mindeſtens ſehr auffallende Gebahren der Frau Johanna theils ſehr lebhafte Mißbilligung im größern Publikum hervorrufen mußte, läßt ſich wohl denken; ja ſelber in manchen der ſchönen Wittwe näherſtehenden und befreundeten Kreiſen konnte man dann und wann nicht umhin, mißbilligend die Köpfe zu ſchütteln: allein was machen ſich Millionaire aus der Mißbilligung, welche ihre Handlungsweiſe hervorruft? Der Wittwe verſchwenderiſche aber geſchmackvolle Feſte waren trotz aller Mißbilligung doch nicht weniger vornehm beſucht, und ſelbſt die Mißbilliger Johanna's verſchmähten es keineswegs, an dieſen ausgezeichneten Feſten Theil zu nehmen. — Was iſt das für eine „Mißbilligung?“ Aber in der Welt geht es einmal nicht anders her.

Endlich zweifelte Keiner mehr daran, daß die ſchöne Wittwe mit dem jungen Kaufmann gebrochen und ein neues Verhältniß mit dem Schwediſchen Baron angeknüpft haben müſſe, deſſen Veröffentlichung man jeden Tag erwarten könne.

So weit war es freilich nun ſo eigentlich noch nicht; allein am Ende ſollte und mußte es wohl dahin kommen.

Wir haben vorhin ausgesprochen, daß Frau Johanna Adolphs und ihres Verhältnisses zu ihm fast nur noch als eines Traumbildes ohne Wirklichkeit gedachte, und wir haben nicht zuviel gesagt: denn anders verhielt es sich in der That nicht; Allein die Erinnerung selber an dieses Traumbild hatte für sie etwas Belastendes, Beängstigendes, in jeder Hinsicht Peinigendes. Dazu kam, daß öfters im Schlafe ihr dies Traumbild aufweckte und sie auffuhr, denn sie gedachte ihres fürchterlichen Eides, und im Traume war ihr ein fürchterlicher Gläubiger erschienen, seine Schuld von ihr selber einzufordern.

Es ist nicht so gar leicht, die Stimme des Gewissens ganz und gar zum Schweigen zu bringen: wir haben über dieselbe nur eine sehr unvollkommene Macht. Die junge Wittwe fühlte dann und wann nur allzugut, welchen abscheulichen Verrath sie an ihrem Verlobten übe, indem sie sich ihrem Leichtsinne fast ohne Schranken überließ, sie selber tadelte sogar manchmal ihr Betragen; sie wünschte sogar sich manchmal anders, als sie einmal geboren, erzogen und ausgebildet: allein der Baron war doch gar zu liebenswürdig und — Adolph war in Spanien. „Warum war er auch hingereist, blos des Geldes wegen? Warum hatte er sie verlassen? Wäre er nur da geblieben, so stände Alles anders.“ — So gedachte sie die Stimme des mahnenden Gewissens zu beschwichtigen; jedoch gelang es ihr nicht immer.

Eben nach unruhigen Träumen der Nacht und in quälenden Rückerinnerungen an dieſelben, eben des Verrathenen unbehaglich gedenkend, ſaß Johanna auf ihrem Kanapee, den Ellenbogen auf deſſen Lehne und das Haupt in die hohle Hand geſtützt, als der Baron hereintrat.

Er auch erſchien ungewöhnlich ernſt und faſt traurig, wober die ſchöne Wittwe, deren Herz bei ſeinem Eintritte um Vieles erleichtert worden war, ſich, nach den erſten Begrüßungen, gedrängt von ihrer Herzensneigung, bewogen finden mußte zu bemerken:

„Sie ſcheinen lieber Herr Baron, heute nicht in der heiterſten Stimmung, nicht in der roſigſten Laune zu ſein; oder täuſche ich mich?

„Sie täuſchen ſich keineswegs, theure Frau," lautete die Antwort, „ich bin ſehr niedergeſchlagen uud — habe dazu gewiß nur allzu viel Grund. Allein mich dünkt, ich ſehe auch Sie dieſen Morgen ungewöhnlich ernſt "

„Das will ich glauben!"

„Darf ich es wagen, darnach zu forſchen, was heute Morgen einen ſo trüben Schleier über die Sonne Ihrer Augen geworfen?"

„Die Frage: was Sie heute ſo trübe erſcheinen läßt, möchte ich zuvor an Sie richten."

„Den Vortritt haben überall die Damen."

„Aber wenn ich nun verlange, daß Sie in dieſem Falle mir vorausgehen?"

„Dann darf ich nicht zögern, und warum ſollte ich auch, da ich doch einmal gekommen bin, Ihnen den Schmerz meiner blutenden Seele mitzutheilen.“

„Nun? Dieſer Schmerz iſt?“

„Daß ich Hamburg verlaſſen und bereits morgen abreiſen muß.“

„Abreiſen?“

„Abreiſen!“

„Abreiſen?“ wiederholte Johanna erblaßt und ſtand, ihrer Gefühle nicht mächtig, raſch vom Kanapee auf, „und ſchon morgen?“

„Schon morgen!“ entgegnete Herr von Hyldengranat mit möglichſt trauriger Geberde und wankender Stimme.

„Morgen ſchon!“

„Nun begreifen Sie, verehrte Frau, meine Stimmung.“

„Setzen wir uns,“ ſagte Johanna, welche ſich zu ſammeln bemüht war und wies auf einen Platz auf dem Kanapee oder Sopha.

Der Baron ſetzte ſich, nachdem die Wittwe ſich zuvor niedergelaſſen hatte, an die Seite Johanna's.

„Darf ich nun ebenfalls fragen,“ ſprach der Baron mit gedämpfter Stimme, „was Ihr ſchönes Herz beſchwert?“

„Vielleicht nur eine Laune des Augenblicks,“ war die Erwidrung der Gefragten, welche einen leichtern Ton anzunehmen für durchaus angebracht hielt, „viel-

leicht nur eine Laune des Augenblicks, wie wir Weiber ſolche ja manchmal haben ſollen.“

„Es freut mich recht ſehr, dies zu hören,“ ſagte der Baron mit einem ſchmerzlich reſignirenden Lächeln, „denn ein wahrhafter Kummer, der Ihre ſchöne Seele drückte, würde den meinen nur vergrößert, würde ihn mir zur untragbaren Laſt gemacht haben.“

„Soll ich das glauben?“

„Könnten Sie zweifeln?“

„Warum nicht?“

„Das wäre grauſaum!“

„Warum? Die Männer verſichern uns viel und — ſpotten uns hinterher aus.“

„Scherzen Sie nur: Sie dürfen es! Wie ſollte Ihnen auch wohl irgend ein Kummer ſich zu machen wagen? Jung, ſchön, reich, angebetet von aller Welt! In ſolchen Bereich regt ſich kein Kummer.“

„Ach!“

„Was bliebe Ihnen zu wünſchen noch übrig? Nichts!“

„Baron, der Menſch hat immer Wünſche, und ich möchte ſagen: er muß ſie haben, weil er ſonſt vielleicht noch unglücklicher wäre.“

„Außerdem“ — fuhr der Baron fort — „verlobt mit einem, wie ich höre, liebenswürdigen Mann, deſſen ganzes Herz Sie gewiß ausfüllen, wie er das Ihre — was bliebe Ihnen zu wünſchen noch übrig? Was könnte Ihnen Kummer bereiten?

Johanna erbebte in tiefſter Seele; ſie faßte ſich aber ſchnell wieder und fragte ablenkend;

„Und was zwingt Sie denn, Herr Baron, abzureiſen? Was zwingt Sie denn uns ſo ſchnell, ſo plötzlich zu verlaſſen?“

„Die Ehre!“ verſetzte Herr von Goldengranat, nicht ohne Pathos.

„Reden Sie deutlicher, lieber Baron!“

„Und — mein Herz!“

„Noch immer verſtehe ich Sie nicht.“

„Dies ſollen Sie auch nicht, theuerſte Frau,“ erwiderte der Schwede mit bewegter Stimme, „das ſollen Sie auch nicht, denn es iſt mein ſchönſtes und ſchmerzlichſtes Geheimniß.“

„Und ich darf es nicht wiſſen?“

„Sie am Wenigſten.“

„Ich am Wenigſten? Haben Sie denn ſo ſehr wenig Vertrauen zu mir?“

„Das höchſte, das heiligſte, ein göttliches Vertrauen!“ entgegnete der Gefragte mit Begeiſterung, „aber — — “

„Nun?“

„Sie dürfen es am Wenigſten wiſſen.“

„Sie ſind heute nicht galant.“

„Ich bin heute mich ganz meines unausſprechlichen Unglücks erſt recht bewußt geworden und — mit dieſem Gefühle meines unausſprechlichen Unglücks laſſen Sie mich mit ſtummer Lippe ſcheiden.“

„Sie — Sie ſind unglücklich?“

„Und Sie können fragen?“

„Warum ſollte ich nicht fragen können?“

„Sie, eben Sie? O, das ſteigert mein Unglück bis zur Verzweiflung!“

„Baron, lieber Baron, ich verſtehe Sie nicht,“ ſagte Johanna ſehr ergriffen.

„Das ſollen Sie auch nicht, ſo lange meine ſchwindende Kraft nur noch dem Ausbruche meiner Gefühle einen letzten Damm entgegen zu ſetzen im Stande iſt. Das ſollen Sie, Verlobte eines Andern, auch nicht.

Dies ſagend, legte der Ausgelernte ſeine linke Hand an die Stirne, indem er den Kopf etwas zurückbog, und ſeufzte tief.

„Baron, lieber Baron, wie wird Ihnen?“ fragte die Wittwe in beklemmender Verwirrung.

„Sein Sie ganz ruhig.“

„Wie kann ich das?“

„Weshalb nicht? Ich weiß die Rechte eines Andern zu ehren. Ich weiß auch zu ſterben!“ ſetzte der Heuchler mit dumpfem Tone hinzu.

„Kommen Sie zu ſich, beſter Baron!“ bat Johanna, welcher es nicht mehr zweifelhaft ſein konnte, daß die unvermeidliche und entſcheidende Kataſtrophe nahe ſei. „Warum reden Sie von ſterben? Sie mit allen möglichen Anſprüchen auf das höchſte Erdenglück?“

„Ich mache nur Anſprüche auf ein Grab.“

„Theuerſter Baron, Sie werden gewiß noch einmal recht glücklich werden, in den Armen eines geliebten Weibes, im Kreiſe liebenswürdiger Kinder.“

„Um Gotteswillen hören Sie auf!“

„Iſt dies Bild Ihnen ſo ſchrecklich?“

„Von Ihnen mir vor Augen geſtellt, bringt es mich zur Verzweiflung.“

Dies ſagend ſprang der Baron vom Sitze auf und rief: „Es iſt zu Ende! Ich kann nicht mehr! — Leben Sie wohl! — Ich muß ſcheiden! — Auf

„Auf ewig?“

„Auf ewig! weil mir die Ehre es befiehlt. Die Einzige, die ich jemals geliebt, iſt einmal eines Andern. Ich muß mich losreißen, ich muß ſcheiden und ſterben! Der arme Oskar Goldengranat wird bald genug von Alle vergeſſen ſein, wenn er ſchlummert unter der Erde auf grüner Haide. Leben Sie wohl auf ewig!“

Damit ſtürzte er nach der Thüre.

„Baron, beſter Baron!“ rief Johanna bewältigt. —

Er hörte nicht und hatte die Thür erreicht.

„Ludwig!“ rief nun noch einmal die ſchöne Wittwe zärtlich und in namenloſer Angſt.

Der Baron ſtand an der Schwelle plötzlich ſtill

und ſah ſich um, als ſei er aus einem Traume eben verwirrt erwacht.

„Theurer Ludwig!“ rief ſie abermals mit der zärtlichſten Stimme.

Er flog zurück — er ſank vor der ſchönen Witwe auf die Kniee — er bedeckte ihre Hände mit tauſend Küſſen — er ſchrie, wie in einer Art von Wuthentzückung; es wäre möglich? Ich wäre wirklich errathen und die göttliche Johanna verſchmähte meine unendliche Liebe nicht?

„Wie könnte ich das? Wie dürfte ich es wohl?“ lispelte dieſe und beugte ſich zu dem Knieenden hinab und über ihn.

„Du liebteſt mich? Du liebteſt mich wirklich Johanna? O ſage es mir, daß ich an dieſe namenloſe Seligkeit glauben kann, oder gieb mir auch nur ein Zeichen, damit ich nicht zweifle.“

Eine heiße Umarmung war die Antwort. —

Am andern Tage ward die Verlobung des Herrn Barons Ludwig von Gyldengranat mit Frau Johanna declarirt. —

Der Baron hatte ſeine Rolle unvergleichlich geſpielt; allein für ein paar Millionen, neben Jugend und Liebreiz, kann man auch ſchon einigen Fleiß aufwenden. —

Die Coquette war offenbar betrogen oder hinters Licht geführt; allein Coquetten zu betrügen iſt nicht

immer ſchwer, iſt unter Umſtänden eine geringe Kleinigkeit und ſehr leicht.

Da ganz Hamburg längſt ſchon keinen andern Ausfall dieſer ſtets beſprochenen Geſchichte erwartet hatte, ſo war das Erſtaunen über dieſe Verlobung allerdings nicht groß, kaum irgendwo ernſt, und in Wahrheit ſelten zu finden.

Der Baron empfand, als künftiger Millionair, im Herzen eben ſo viele Genugthuung wie Frau Johanna, als künftige Baronin nur empfinden konnte. Er indeſſen war vollſtändig zufrieden; ihr Glück war mangelhaft: denn die böſen Traumbilder kamen ihr eben jetzt im Schlafe häufiger als jemals, und wenn ſie ihres verwegenen Schwures bei Gott und Teufel gedachte, ſo fühlte ſie eine innere Beklommenheit, als ſchrumpfe ihr das ganze Herz zuſammen, und als ſtocke ihr das Blut in den Adern und der lebendige Athem in der Bruſt.

Von Nacht zu Nacht durfte man ſagen, wurden Johanna's Träume beängſtigender. Stets neue Bilder ſtellten ſich in ihnen auf, um ihre Seele zu erſchrecken und zu peinigen. Oft gähnte die ganze Hölle ſie an, worin ſie dann die hölliſche Majeſtät, der ſie ſich, ſo ſie untreu würde, verfallen erklärt hatte, mitten

in den ſchwefelblauen Flammen erblickte und ihr furchtbar hohnlachen hörte. Hohnlachend ſchritt er auf ſie zu, hohnlachend ſtreckte er ſeine Krallen nach ihr aus, um ſein verfallenes Eigenthum an ſich zu reißen, ſchon wollte er ſie erfaſſen mit den glühenden Krallen, die kaum eine Spanne lang mehr von ihrem ſchönen Leib entfernt waren — da ſchrie ſie in Höllenangſt laut auf, da erwachte ſie, in Angſtſchweiß gebadet, da klingelte ſie haſtig nach ihrem Kammermädchen, weil ihr grauſte, allein zu ſein, und da mußte dieſes ſie durch Vorleſen den übrigen Theil der Nacht wach erhalten, weil ſie vor dem Wiedereinſchlafen bangte.

Der Baron war klug genug, das Eiſen zu ſchmieden, derweile es noch glühte, und daher ward der Hochzeittag auch in aller Kürze anberaumt und ſchon auf den erſten des Monats Juli feſtgeſetzt, zu welchem man nur noch kaum vierzehn Tage hatte.

Frau Johanna beſaß in Hamm, eine halbe Stunde von Hamburg, das ſchönſte und reichgebaute Landhaus, das man nur beſitzen konnte. Hier ſollte die Hochzeit gefeiert werden. Dies Landhaus durfte an ſich freilich wohl ſchon geräumig genug geheißen werden: dennoch beſchäftigte man ſich jetzt damit,

demſelben einſtöckig zu ebener Erde einen rieſigen Tanzſaal, woran es ihm mangelte anzubauen, und da man des Geldes nicht ſchonte, und der Bau nur leicht und aus Holz conſtruirt zu ſein brauchte, ſo ſtand der endloſe Saal bald, wie durch Zauber hervorgerufen, da. Die innere Ausſchmückung deſſelben übertraf Alles, was man bis dahin an Pracht und Eleganz geſehen hatte.

Die ergangenen Einladungen zum Hochzeitsfeſte waren zahllos geweſen; am 1. Juli ſtrömte daher eine ungeheure Menge Gäſte nach Hamm, und da ſich dieſen, wie gewöhnlich bei ſolchen Gelegenheiten, eine noch ungeheurere Anzahl ungeladener neugieriger Schauluſtiger anſchloß, ſo ſtand Hamburg wie ausgeſtorben da, und der Zug nach Hamm glich vollkommen einer Völkerwanderung, wie uns ihn aus alter Zeit die Hiſtorie beſchreibt.

Aber es hatte ſich auf dem Landſitze der Frau Johanna auch eine Geſellſchaft zuſammen gefunden, wie man ſie noch niemals in Hamburg ſo zahlreich und zugleich ſo ausgeſucht verſammelt geſehen hatte: Bürgermeiſter, Rathsherren und Syndici faſt ſammt und ſonders, die meiſten übrigen angeſehenern Stadtbeamten, mehrere Herren der Geiſtlichkeit, der Oberſt und Stadtkommandant nebſt vielen Offizieren, die fremden eben in Hamburg anweſenden Militaire verſchiedener Grade und andere eben anweſende Vermehme aus dem Civilſtande, die Reſidenten der frem-

den Mächte u. ſ. w. — Wir nennen nur die männlichen Gäſte, denn da es auch einen Ball gab, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß auch deren Frauen, Schweſtern, Töchter, oder übrige weibliche Angehörige nicht fehlten und auch noch außerdem mehrere Damen noch gegenwärtig waren, von denen unſer Gewährsmann leider ſchweigt.

Man ging erſt um acht Uhr zu Tiſche, an welchem bald laute Fröhlichkeit bis zum Uebermuthe herrſchte.

Das Mahl war, wie wir wohl nicht erſt zu verſichern brauchen, nicht allein vortrefflich und ausgeſucht, ſondern es war auch ein ſolches, wie es geſtändlich noch Keiner jemals genoſſen hatte. Alle Weltgegenden hatten dazu beitragen müſſen, und keine Delikateſſe, ſie mochte Namen haben, wie ſie wollte, fehlte. Die Weine entſprachen den Speiſen.

Einige Stunden mochte die Geſellſchaft bereits an der Tafel geſeſſen haben, als ſich bei der Dienerſchaft ein fremder Cavalier einfand, welcher verlangte, die Dame vom Hauſe zu ſprechen.

Es war eine lange, hagere Geſtalt mit ernſtem ſehr blaſſem Geſichte und feurigem Auge; ſie war in ſchwarzen Sammt gekleidet und trug über dieſen Anzug einen rothen Mantel; das Haupt bedeckte ein ſchwarz ſammtnes Barret, auf welchem ſich eine rothe Feder, ähnlich der, wie ſie Tilly trug, wiegte.

Die Dienerſchaft ſagte dem Fremden, daß die

Gesellschaft zur Zeit noch an der Tafel sitze, und daß die Gewährung seines Verlangens darum eine reine Unmöglichkeit sei.

„Meldet mich! herrschte der Cavalier den Dienern zu.“ Ich bin auch ein geladener Gast. Ich bin spät gekommen, aber ich bin da.

Die Diener sahen einander ängstlich und verlegen an, allein keiner ging.

„Meldet mich!“ befahl der Rothmantel noch ein Mal mit einer Stimme, die wie der Donner klang, und wie zwei Blitze schoß es zornig aus seinen Augen.

Erschrocken flog einer der Diener jetzt davon und heilte der Gebieterin die Ankunft des fremden Cavaliers, und sein Verlangen mit.

„Ich weiß von keinem fremden Cavalier, den ich eingeladen haben könnte,“ antwortete die Dame dem Diener. „Der Mann muß sich im Namen irren, oder er ist auch vielleicht betrunken.“

„Letzteres ist gewiß nicht der Fall,“ entgegnete der Diener,“ er ist im Gegentheil sehr ernst und gehalten, nur etwas herrisch, eben wie ein Mann, der in seinem Leben nie etwas Anderes gethan, als Befehlen.“

„Gleichviel,“ sagte Johanna.

„Was soll ich ihm denn sagen?“ fragte der Diener kleinlaut.

„Daß ich ihn nicht kenne, daß ich ihn nicht ge

laden hätte und daß ich nichts von ihm wissen wolle," versetzte ungeduldig die Gebieterin. — „Geht!"

Der Diener ging und überbrachte dem Fremden schüchtern die Antwort seiner Herrin hielt es jedoch, von der stolzen Persönlichkeit desselben verwirrt, für angemessen, denselben in ein herrschaftliches Nebenzimmer mit der Bemerkung zu nöthigen: der gnädige Herr möge warten, bis die Gesellschaft von der Tafel aufstehe und sich nach dem Tanzsaale begeben würde, vielleicht gefiele es dann der Dame, sich sprechen zu lassen.

Der Cavalier trat in das Zimmer, indem er mit ganz ungewöhnlichem Ausdrucke in seinen Mienen zum Diener sagte: ich bin kein gnädiger Herr! Ich bin in der Regel ein sehr ungnädiger Herr!"

Er setzte sich und sagte dann, den Diener scharf fixirend: „also sie kennt mich nicht, sie hat mich nicht geladen und sie will nichts von mir wissen, war's nicht so."

„Ja so sagte meine Herrin," entgegnete zitternd der Diener, auf den der Cavalier eine unheimliche Gewalt zu üben schien.

„Mir ist es schon oft so gegangen," fuhr der Rothe fort," daß meine besten Bekannten am Ende mich nicht kennen wollen, allein ich weiß ihrem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen!" Dies sagend, verzog sich sein an sich schon unschönes Gesicht zu einem entsetzlichen Grinssen.

Man bot ihm einige Erfrischungen, Wein und dergleichen an.

„Ihr führt meine Speisen nicht!“ war seine Antwort, indem er mit der Hand abwehrend winkte.

Die Uhr mochte fast Mitternacht sein, als die Gesellschaft sich von der Tafel erhob, um in den Tanzsaal hinabzugehen.

Man zeigte dies dem Fremden an.

„So meldet mich noch einmal!“ gebot er.

Der Diener ging, kehrte aber zum andern Male mit derselben Antwort zurück, welche er schon ein Mal überbracht hatte: „Die Dame habe keinen fremden Cavalier geladen, kenne ihn nicht und wolle auch nichts von ihm wissen.“

„Es ist gut!“ sagte der Rothmantel, der aufgestanden war, ruhig, indem er sich wieder setzte.“ Es ist noch kaum Mitternacht und ich kann daher noch warten. — Mag sie mich nun sprechen wollen oder nicht,“ fuhr er mit höhnischem Grinßen fort, tanzen und mit mir tanzen wird sie heute Abend noch gewiß.“

Die eben gegenwärtigen Diener erblaßten; sie sahen einander erschrocken an; Es wollte ihnen das Blut in den Adern gerinnen.

Unterdeſſen war die ganze Geſellſchaft der Hochzeitgäſte in den mit verſchwenderiſcher Pracht ausgeſchmückten und von tauſend Wachskerzen tageshell erleuchteten Tanzſaal hinab geſtiegen, der von lautem Scherz und Gelächter widerhallte. Bald aber mußten dieſe Laute erſterben vor der rauſchenden Muſik, welche die weiten Räume durchtoſte. Was ſich finden wollte, hatte ſich gefunden, und ein Paar nach dem andern tanzte, vom Weine begeiſtert, wenigſtens von ihm zu verwegener Luſt angeregt, raſcher und erglühter dahin, als es ſonſt in der Sitte der Zeit lag, welche im Aeußern bei weitem decenter war als die unſrige, ſonſt an Verderbtheit eben dieſe wohl noch übertreffen mochte. Zärtliche Blicke wurden von hier und dort abgeſchoſſen und von dort und hier erwidert; ſüße Worte wurden unmerklich geflüſtert und heimlich beantwortet. Aber über Alles ſchlugen die Wogen der jauchzenden Freude immer höher zuſammen. Donnernde Pauken und ſchmetternde Trompeten übertönten jedes Geſpräch.

Die jüngern Glieder der Geſellſchaft hatten eben — es mußte bereits eine halbe Stunde nach Mitternacht ſein — einen zu damaliger Zeit noch nicht ganz gewöhnlichen Tanz begonnen, welcher unſerm heutigen Walzer auf ein Haar gleich, und alle nicht Tanzenden ſchauten neugierig dem ihnen noch ziemlich fremden Tanze zu.

Der ganze Tag war ſonnenhell und überaus heiß geweſen; es ward daher jetzt die Hitze im Saale

faſt unerträglich. Man öffnete daher nun mehrere der großen Bogenfenſter des Saales, da die laue Nachtluft doch immer Kühlung gab, ohne erkältend wirken zu können.

In immer raſchern Kreiſen drehte ſich die jüngere Schichte der Geſellſchaft; in immer ſchnellern Takten rauſchte die Muſik; in immer lauterm Donner in immer tönenderem Geſchmetter ließen ſich Pauken und Trompeten hören.

Da trat der fremde Cavalier in den Saal. Keiner gab groß Achtung auf ſeinen Eintritt, und wer denſelben bemerkte, der hielt natürlich den Eingetretenen für einen ſehr ſpät angekommenen Gaſt.

Der Fremde lehnte ſich, ſo lange der Tanz noch dauerte, ruhig an eine Säule nahe der Thüre. Endlich verſtummte die Muſik. Der Tanz war aus, und jeder Tänzer führte ſeine Tänzerin zu ihrem Seſſel zurück. Auch Johanna ward von dem Schweden auf den ihren zurückgeführt, und ſie ſetzte ſich, indem der Baron ſich entfernte; wahrſcheinlich, um ihr Erfriſchungen zu beſorgen.

Jetzt löste ſich der fremde Cavalier von der Säule ab und ſchritt mit feſtem Schritte durch den Saal, und jetzt ward auch erſt Alles auf ihn aufmerkſam, da man gewahrte, daß er gerade auf die Braut zu ſchritt. Jetzt ſtand er vor ihrem Seſſel, und jetzt bemerkte man, wie er ſich zu ihr hinab beugte und ihr einige Worte ins Ohr flüſterte. Dieſe

Worte mußten Inhaltsschwer sein: denn man sah sie bis zum Tode erbleichen, weiß wie Kreide werden.

Plötzlich gab der Cavalier mit dem Gesichtsausdrucke eines Fürsten, dem man gehorchen muß, den Musikanten ein Zeichen, die Musik noch ein Mal anfangen zu lassen, und plötzlich ertönten von Neuem Pauken, Trompeten, Violen, Flöten, und wer weiß, was all für Instrumente im raschesten Takte.

Jetzt sah man den fremden Cavalier die Braut in seinen Arm nehmen und sich in schnellem, gar wunderbaren Wirbeln mit ihr im Saale herumdrehen.

Allen ward recht unheimlich bei diesem Anblicke: denn wie der Fremde im feurig rothen Mantel, die Braut wie eine weiße Lilie im Arm, so herum wirbelte, so schienen um das Paar sich glühende Kreise zu ziehen, und Allen ward immer unheimlicher.

Die Musikanten auch schienen von solchen unheimlichen Gefühlen bis zum Wahnsinn ergriffen worden zu sein, denn sie rasten auf ihren Instrumenten in einem Takt, nach welchem nur der Teufel tanzen konnte.

Aber dem fremden Cavalier schien das zuzusagen: er tanzte im Takte, und da Frau Johanna das nicht vermochte, so berührte keine Fußspitze von ihr jemals die Erde, und sie ward stets von ihres Tänzers Armen schwebend in der Luft gehalten.

Die Musikanten spielten immer rasender. Der Cavalier hielt mit ihnen aus. Johanna hing, wie

leblos in seinen Armen und schien ihn Gnade flehend anzublicken. Die Zuschauer standen erstarrt, wie fest gebannt, mit verschlossenen Lippen, die sie nicht zu öffnen vermochten.

Da krähte der Hahn zum ersten Male, und noch toller drehte sich der Rothmantel mit seiner Beute im Saale herum; und er krähte zum zweiten Male, und wie wüthend durchfegte der Rothe den Saal; und er krähte zum dritten Male, da fuhr der Fürst der Hölle wie der Sturmwind mit der Ungetreuen durch eins der offenen Bogenfenster, und nur noch ein letzter Schrei, nichts jemals weiter, ward von Johanna gehört.

Das Gewissen.

I.

Es war im Sommer des Jahres 1639, als ein auf der Wanderschaft begriffener Schumachergeselle, das gesegnete Holstenland durchziehend, in ein nicht allzugroßes Kirchdorf kam, dessen Name uns von der

Geſchichte nicht überliefert iſt, wir vermuthen aber aus manchen Umſtänden, daß es Elmſchenhagen, eine halbe Meile von Kiel, geweſen ſein dürfte.

Der Wanderer, der früh Morgens von Ploen ausgegangen war, hatte bereits über drei Meilen zurückgelegt, und da er ſich recht ermüdet fühlte und die Sonne heiß brannte, ſo ſetzte er ſich im Schatten eines vieläſtigen Fliederbaumes, nahe dem Kirchhofe, nieder, um ſich zu erruhen.

Da es nun eben ein Tag des Herrn, da es Sonntag, ſo gingen Manche an ihm vorüber, welche ihr frommer Sinn drängte, das Gotteshaus zu beſuchen. Sie gingen ſtill dahin, ihr Geſangbuch unter dem Arme. Er ließ ſie dahin gehen, Dieſem oder Jenem manchmal mit den Augen folgend.

Bald darauf hörte er Orgeltöne rauſchen, die ſich in heiligen Accorden gen Himmel ſchwangen aus dem beſchränkten Raume der nahen Kirche, und er hörte ſie immer voller und kräftiger ertönen, und er hörte endlich den frommen Geſang der Gemeine ſich miſchen in die Klänge, welche ſeinem Ohre ſeit vielen Jahren fremd geworden waren, und er verſank in tiefe Gedanken.

Er war ſeit Jahren nicht ſo nahe einer Kirche, vielweniger darinnen geweſen; er hatte ſeit Jahren nicht den Orgelklang, nicht den Geſang einer gläubigen Gemeine, nicht die Worte eines frommen Prieſters gehört.

Je ernster und feierlicher diese Orgeltöne und der sie begleitende Gesang an sein Ohr schlug, je wunderbarer ward ihm zu Muthe, und in ihm lebten Gefühle wieder auf, welche er längst in seiner Brust begraben glaubte.

Er mußte tief aufseufzen, weil er sich so sehr beengt im Herzen fühlte, und seine Augen wurden ihm feucht

Jetzt verstummten Orgeltöne und Gesang.

Der Geselle saß, nachdenkend vor sich hinstarrend, dann sagte er vor sich hin:

„Ich habe seit sieben Jahren das Haus des Herrn nicht besucht: ich konnte nicht hinein. Sollte mich nun der Herr selber heute hieher geführt haben, daß ich mich eben hier zum Ermuden niedersetzen mußte, in der Nähe seines Tempels? Sollten mich diese heiligen Klänge, sollte mich dieser fromme Gesang aus gläubigen Seelen haben rufen wollen? Und warum nicht? Und wenn: warum sollte ich solchem Rufe widerstreben? Hier gehen Gerechte und Sünder hinein und Gott im Himmel, der Alles weiß und sieht, kennt ja doch lange, was meine Seele belastet. Frevel gegen ihn kann es daher nicht sein, wenn ich in die Kirche trete. Vielleicht findet sich auch für mich, den Sünder, hier im Tempel des Herrn noch irgend ein Trost, der meine nach Tröstung dürstende Seele mit einem Tropfen Labung erquickt."

Dies sagte er und stand dann auf und ging in

die Kirche und ſtellte ſich unbeachtet in einen ziemlich dunklen Winkel des Gotteshauſes.

Die Predigt hatte bereits begonnen und der Prediger, ein ehrwürdiger Greis mit ſilberweißem Haare, erklärte eben die Worte, die Gott zu Cain geſprochen: „das Blut Deines Bruders ſchreit zu mir," mit mehr als gewöhnlichem Geſchicke.

Der Geſelle war ein andächtiger Zuhörer, und er ſog die Worte von den Lippen des ſelbſtgerührten Redners, und es ſchienen ihn dieſe auf's Tiefſte zu ergreifen, denn häufige Thränen rannen ihm aus den Augen die Wangen herab, und er ließ ſie rinnen ohne ſie zu trocknen, da er gewiß ſelber von ihnen nichts wußte. Er verließ die Kirche auch keinen Augenblick früher, als bis der Prediger den Segen geſpendet, bei welcher Spende er ſich zerknirſcht fühlte.

Er verließ die Kirche; aber auf dem Kirchhofe weilte er noch, und lehnte ſich an ein hölzernes Kreuz: unter welchem, wer weiß, wie viele Jahre ſchon? ein von ſeinem Kreuz Erlöster ruhig ſchlummerte, und da betete er ſtumm — ſeit ſieben Jahren zum erſten Male, und als er die zur Erde geſenkten Augen wieder aufſchlug, da ſah er den alten ehrwürdigen Prediger mit dem Silberumwallten Kopfe, aus der Kirche kommend, heranſchreiten, und er trat auf denſelben zu, und er dankte ihn für ſeine ſchöne Predigt, und ein Wort gab das andere, und ſie redeten Manches über Reue und Verſöhnung, und der Geſelle behielt ſich

besonders des Greises Worte: „keine Vergebung ohne Buße" und als der Gottesmann den Gesellen verlassen hatte, da blickte ihm dieser noch lange, wie es schien mit dankbarem Blicke, nach, und dann setzte er seinen Wanderstab entschlossen weiter.

II.

Denselben Handwerksgesellen sehen wir ein paar Tage später auf der Zollenbrücke in Hamburg stehen und sich an das Brückengeländer lehnen, das damals nur noch von Holz war.

Es ist noch sehr frühe, und der blaße Jüngling, von dem hier die Rede, ist mit der Oeffnung des Thores in die Stadt gekommen.

Einzelne Beschäftigte beleben nur erst spärlich die Gassen.

Auf der Zollenbrücke befindet sich der Geselle eben ganz allein.

Er sieht und schaut't beständig auf einen Fleck.

„Da war es!" sagt er endlich, wie unwillkürlich und halblaut. „Das ist die blutige Stelle, wo ich im Jähzorn meiner Seelen Seligkeit verlor!" — Wer Menschenblut vergießt, dessen Blut soll wieder vergossen werden!" — Ja gewiß: denn es sagt die heilige Schrift. Und Gott sprach zu Cain: „Das

Blut Deines Bruders schreit zu mir!“ — War er denn etwa nicht mein Bruder? Ist meiner Schwester Mann nicht mein Bruder? Gewiß: er ist es. — Es war der Mord Cain's.“

Hier schwieg der Geselle einige Augenblicke; dann sprach er wieder wie vorher, nur mit noch gerührterer Stimme:

„Wir lebten freundlich und einträchtig und liebevoll mit einander, und nichts trübte unsere gemeinsame Familien-Glückseligkeit, bis der Teufel eine Erbschaft zwischen uns warf, die den Frieden zerstörte und meine Seele mit hinnahm. O daß ich dich wiedererwecken könnte, mein Nikolaus! Ich wollte dann gerne zehn Mal sterben.“

Bei diesen Worten trocknete er seine überströmenden Augen mit der Rückseite seiner Hand.

„Keine Vergebung ohne Buße!“ fuhr er darauf fort. — Ich habe sieben Jahre gebüßt durch fortwährende Seelenangst, innern Schrecken, böse Träume, schmerzhafte Reue. Allein ich fühle, daß das Alles doch noch nicht genug sein muß: denn in mir tobt noch immer die Unruhe der Schuld. Meine Buße muß vollkommen sein: ich muß sterben! Denn die heilige Schrift sagt: wer Menschenblut vergießt, dessen Blut soll wieder vergossen werden!“

Hier hielt er einen Augenblick inne, dann sprach er weiter vor sich hin:

„Ich muß ſterben! — Darum mit freudigem Muthe weiter!“

Nachdem er dies geſagt und ein milder Strahl der Freude dabei aus ſeinen Augen geblitzt hatte, welcher ſogleich wieder entſchwand, verließ er die Zollen-Brücke und ging durch den Brodſchrangen und einen Theil der kleinen Johannisſtraße, dem Berge zu nach der Frohnerei.

III.

In der Frohnerei wohnte ein Mann, der zur Zeit von „Kaiſer und Reich“ in der Officiallität bekanntlich Oeſterreichiſcher Seits nicht anders als „Unſer Wohlnützlicher“ genannt wurde; es war Meiſter Valentin, der Scharfrichter.

Meiſter Valentin, bei welchem unſer Schuſtergeſelle eintrat, wunderte ſich, obgleich ſelber bereits aufgeſtanden, dennoch ſehr über den frühen Beſuch, den er ganz unerwartet erhielt; noch mehr aber wunderte er ſich, als dieſer ihn bat, ihm ſofort Helme und Schlöſſer anzulegen, und dies dann bei einem edlen Rathe zu melden, damit er ſeine gerechte Strafe erleide. —

Meiſter Valentin vermeinte nicht anders, als daß der Geſelle nicht bei Sinnen ſein müſſe, und er hatte wohl Urſache dazu: denn dieſer, deſſen Gemüths-

ſtimmung immer aufgeregter geworden war, vergaß ganz und gar, Jenem auch nur die geringſte weitere Aufklärung über ſich oder ſein Verbrechen zu geben, und hatte ſein darum ſehr auffallendes Verlangen ganz unbegründet geſtellt.

„Geh' zum Teufel!“ ſchrie daher dem Bittenden Meiſter Valentin, der doch außerdem heute eben mit dem linken Fuße zuerſt aus dem Bette gekommen war, zornig entgegen,“ Du biſt verrückt, oder ſchon früh Morgens beſoffen, daß iſt für den beſten Säufer eine Schande, wenn es nicht ein Reſt von geſtern iſt! Denn, daß du mich zum Narren halten möchteſt, kann ich nicht glauben, da es Dir ſehr theuer zu ſtehen kommen könnte.“

Der Geſelle aber bat noch ein Mal recht beweglich ihn doch zu ſchließen, weil er den Tod nun einmal verdient habe.

Meiſter Valentin dagegen rief noch zorniger als zuvor: „geh' zum Teufel!“

Es ließ aber der Geſelle nicht ab mit ſeinen Bitten, und er trieb dies ſo lange, bis der muskelkräftige Meiſter Valentin ihn mit ſeinen baumſtarken Fäuſten ergriff und zum Hauſe hinaus auf die Straße warf.

Allein nach kaum verlaufener Viertelſtunde war der Hinausgeworfene wieder da, und erneuerte ſeine Bitte.

„In's Drei-Teufels Namen!“ ſchrie der erboßte

Scharfrichter, „bist Du Satan wieder da? Ich werde Dir also alle Knochen entzwei schlagen müssen, da das Hinauswerfen nichts hilft! Mach' daher, daß Du zuvor fortkommst!"

Allein der Geselle wich und wankte nicht, sondern sprach demüthig:

„Bringt mich doch nicht grausam um meine letzte Buße, Meister Valentin! Kennt ihr mich denn nicht?

„Wie soll ich Dich kennen, Du Wahnwitz?" antwortete dieser.

„Mein Gott ich bin ja Johann Körner, der sein Leben lassen muß, um seiner Seelen Seligkeit willen!

„Was geht es mich an, Du verfluchter Kerl," zürnte Meister Valentin, ob Du Johann Körner oder Nebukadnezar heiß'st! Ich werde Dir die Knochen entzwei schlagen, wenn Du nicht augenblicklich gehst!"

Jetzt fing der Geselle bitterlich zu weinen an und bat nur noch inständiger.

Meister Valentin, der kein Mittel sah ihn los zu werden und endlich eine Art von Mitleid mit dem Armen fühlen mochte sagte nun etwas sanfter:

„Wohlan, so komme morgen wieder. Ich habe heute noch bei den beiden Gerichtsherrn zu thun, da werde ich von Dir reden."

Der Geselle dankte viele tausend Mal und entfernte sich, anscheinend sehr zu frieden.

IV.

Meiſter Valentin hatte wahr geredet: er hatte bei den Gerichtsherren, den Herren Georg uth dem Buſch, J. U. L. und Jürgen von Holte Bericht zu erſtatten, und als dies geſchehen war, erzählte er den Vorfall mit dem Schuſtergeſellen, welcher durchaus feſtgenommen ſein wollte und ſich Johann Körner genannt hatte.

Den beiden Herren erſchien die Sache zwar ganz beſonderer Art, auch wollte der Licenziat uth dem Buſch ſich dunkel erinnern, daß in einer vor ſieben Jahren Statt gehabten Unterſuchung, betreffend den Mord eines gewiſſen Nikolaus Donnemann der Name Johann Körner vorgekommen ſei: dennoch mochten ſie nichts auf eigene Hand unternehmen und berichteten deshalb förderſamſt darüber an E. E. Rath. Dieſer willigte in die Feſtnehmung des Geſellen und verfügte, daß derſelbe vor Gericht geſtellt werde.

Durch die eigene nichts verhehlende, nichts entſtellende Erzählung des nach ſeinem Wunſche Fe[illegible]enommenen ward in der Unterſuchung das Factum bald conſtatirt, daß dieſer, Johann Körner und Nikolaus Donnemann Schwäger und ſtets ſehr gute Freunde geweſen waren, bis ihnen eine kleine Erbſchaft zugefallen. Ueber die Theilung derſelben geriethen ſie aber in Zwiſt, in einen Hader, der endlich einen ſehr gehäſſigen Character annahm. Uebrigens ſtellte es ſich heraus, daß die größte Schuld dieſes Zwiſtes auf der

Habsucht des Donnemann ruhte. Dieser reizte außerdem seinen Schwager stets mit tausend Chikanen und Nörgeleien, wodurch er ihn auf das Höchste erbittert hatte. So geschah es, daß, als sie eines Abends spät zusammen gingen und Donnemann nach gewohnter Weise durch empfindlichen Hohn den so schon auf's Höchste erbitterten Körner noch unerträglicher gereizt hatte. Dieser, da sie sich eben auf der Zollenbrücke befanden, Jenem seinen Dolch hinterwärts durch den Rücken stieß, worauf Donnemann sogleich todt nieder sank. —

Der Vorfall hatte vor sieben Jahren Statt gefunden. Körner war sogleich nach der That entflohen.

V.

Die Sache, fast zu einfach für einen Criminalfall, war bald beendigt und das Urtheil gesprochen. Dies lautete dahin, daß Johann Körner mit dem Schwerdte vom Leben zum Tode zu bringen sei.

Als dem Gesellen sein Urtheil vorgelesen worden war, gab er dem Bürgermeister und jedem Herrn des Rathes gar bescheiden die Hand, dankte ihnen für ihr Urtheil und sprach:

„Jetzt erst ist mir der Felsen meiner Schuld von der Brust gefallen. Seit sieben Jahren athme ich zum ersten Male wieder frei.“

Er ging in einem langen Mantel und in einer Trauerbinde zum Gerichtsplatz, betete andächtig und nahm von den Zuschauern vom Köppelberge herab mit lauter Stimme Abschied, wobei er ihnen alles Gute wünschte, und sie ermahnte, stets Herr ihrer Leidenschaften zu bleiben. Darauf fiel er dem Scharfrichter um den Hals und bat ihn, sein Amt an ihm wohl zu verrichten

Meister Valentin der den Gesellen lieb gewonnen hatte, schob denselben, um nicht zu sehr ergriffen zu werden zurück, konnte sich indessen vor Rührung doch kaum der Thränen enthalten.

Der Delinquent setzte sich nun nieder und steckte sein Haar selbst unter die Mütze, welche man ihm nach damaliger Sitte aufgesetzt hatte.

Meister Valentin war in der That ganz verwirrt vor Rührung und Zuneigung zu seinem Opfer, denn nur so konnte es dem geübten Practiker widerfahren, daß der Hieb, welcher das Haupt vom Rumpfe trennen sollte, in die Schultern flog, und ein zweiter nicht glücklicher war, da er den Kopf des Unglücklichen traf. Nach diesem fiel der zwei Mal falsch Getroffene zur Erde, wohin denn der Scharfrichter genöthigt war, demselben den Hals abzuschneiden.

Die Folgen dieser verunglückten Execution voraussehend, verbarg sich Meister Valentin schnell in dem Keller unter dem Köppelberge. Aber eben so schnell erhob sich auch unter der versammelten Menge

ein fürchterlicher Tumult. Man warf mit Steinen und Allem was man im Augenblicke habhaft werden konnte nach dem Schaffote; man brach die Brücke und alle Barrieren nieder; man hieb mit Beilen und Aexten entzwei, was man nicht mit den Fäusten zu zerbrechen sich kräftig genug fühlte: man wollte durchaus Meister Valentin heraushaben, um ihn in Stücken zu reißen.

Der Oberst von Kniphausen ward zwar mit einigen hundert Mann hinaus kommandirt, und derselbe ließ auch einige scharfe Schüsse unter das rasende Volk thun allein eben dadurch ward dasselbe nur noch erbitterter und warf einen solchen Hagel von Steinen auf die Soldaten, daß solche nichts auszurichten vermochten, sondern sich zurückziehen mußten.

Mehrere Todte blieben von beiden Seiten auf dem Platze.

Als der Scharfrichter mittelst einiger reitender Diener glücklich entkommen war und das Volk dies erfuhr, wüthete es freilich noch fort; endlich zog aber doch Einer nach dem Andern nach Hause, da das Sühne Opfer nicht mehr zu erlangen stand, und der Tumult nahm so allmählich ab, bis er endlich ganz und gar in sich selber erlosch.

Der arme Meister Valentin ward abgesetzt.

Juden in Hamburg. — Texeira. — Chriſtina Regina.

I.

Religiöſe Unduldſamkeit.

Bis zum Jahre 1612 — man ſollte es kaum glauben! — war Hamburg einer jeden Einwanderung von Juden hermetiſch verſchloſſen: es durfte ſich kein Jude dort niederlaſſen. Man gab vor, oder man war einfältig genug zu glauben, daß die heilige Lehre Chriſti in Gefahr kommen werde, wenn man mit jener Nation in bürgerliche Berührung komme, daß, wenn man dieſelbe Luft mit den Bekennern des moſaiſchen Glaubens athme, der reine Sinn verpeſtet werden müße; daß es an und für ſich ſchon eine Sünde ſei, mit Juden beiſammen zu wohnen.

Die Geiſtlichkeit vor Allen that natürlich von jeher alles Mögliche, um dieſe troſtloſe Anſicht, dieſen unduldſamen Glauben aufs Eifrigſte zu unterhalten, wie alle Umtriebe gegen die Erweckung eines aufgeklärteren Geiſtes die auch einzig und allein von jeher nur von ihr ausgegangen waren.

Endlich in dem oben bemerkten Jahre, als eine große Menge theils ſehr reicher Juden ſich veranlaßt

finden mußte, ihr Vaterland zu verlaſſen und ſich hierher und dorthin zerſtreute, änderte ſich in Hamburg die Sache. Der ſpeculirende Hamburger Kaufmann ſah ſehr wohl ein, welchen großen Vortheil es ihm, welche Lebhaftigkeit es in ſeinen Handel bringen müſſe wenn eine Anzahl dieſer theis ungeheuer reichen Leute ſich in ſeiner Vaterſtadt niederließe, insbeſondere da eine ſolche ſich bereits einer dergleichen Erlaubniß wegen an die Hamburgiſche Regierung gewendet hatte. Erklärte man ſich dagegen, ſo nehmen die vielen Millionen anderswohin ihren Weg, und Hamburg hatte das leere Nachſehen. Der Kaufmann ſtrebte daher mit klarem Blicke dahin, daß der Juden Geſuch bewilligt werde. Die Geiſtlichkeit von der andern Seite wehrte in der Unduldſamkeit beſchränktem Sinne ſich mit Hand und Fuß gegen die jüdiſche Verunreinigung der chriſtlichen Luft in Hamburg, und es ward daher ein harter Kampf in dieſer Anleitung gefochten. Allein vor dem Geldintereſſe mußte doch endlich der religiöſe Fanatismus, die pfäffiſche Unduldſamkeit, die Segel ſtreichen. Es ward beſchloſſen, die portugiſiſchen Juden „bedingungsweiſe" anzunehmen; allein dieſer Beſchluß — ſollte man es für möglich halten? — ward doch nicht eher gefaßt, als bis man ſich zuvor an mehrere Univerſitäten gewandt, bevor man von den theologiſchen Facultäten dieſer darüber Rath eingeholt hatte, ob man auch wirklich die portugiſiſchen Juden ohne Gewiſſensbeſchwerde in eine Stadt aufnehmen

dürfe, in welcher der reine evangelische Glaube gelehrt, wie im Geiste empfangen werde, und bis dahin der ausschließende gewesen war, und bevor deren Antwort bejahend ausgefallen war.

Vorsichtig schloß man nun mit den portugisischen Juden einen förmlichen Contract, in welchem deren Geldbeutel natürlich keineswegs geschont, sondern Gegentheils beispiellos in Anspruch genommen ward, in welchem außerdem auch noch ihre persönlichen Ansprüche, Freiheiten und Gerechtsame in die allerengsten Grenzen geschnürt wurden

Die Flüchtlinge und Emigranten, welche für den Augenblick nur ein ruhiges Asyl suchten, waren gezwungen, sich mit Vielem zufrieden zu erklären, sich in Manches zu fügen, was sie in der Folge tief und schmerzlich genug drückte.

Jahre später erst gelang es den hochdeutschen Juden gleichfalls, die Erlaubniß zu ihrer Niederlassung in Hamburg zu erlangen, selbstverständlich gleichfalls nicht ohne den heftigsten Widerstand von Seiten der bigotten Geistlichkeit, welche stets darüber aus gewesen ist die schreiendsten Beispiele der Intoleranz aufzustellen. Noch im Jahre 1650 mußten diese armen Juden in Veranlassung des heftigen Predigens und des maßlosesten Canzel-Scheltens Seitens des M. Gottfried Gesius, Pastors zu St. Nicolai, aus der Stadt entweichen; es durfte Keiner von ihnen ohne einen Freizettel des Wortführenden Bürgermeisters zum

Thore hereinkommen. Sie erlangten indeſſen bald ihre vorigen Freiheiten wieder, „und" — ſagt eine alte Chronik ſehr naiv darüber — „der Herr Paſtor war nicht mehr böſe auf ſie, denn die Juden lernten ſich beſſer erzeigen," was wir nicht beſſer zu überſetzen wiſſen, als durch die Worte: „ſie verſtanden den ſtrengen Eifer des Herrn Paſtors durch ein dann und wann gereichtes gutes Stück Geld geſchmeidiger zu machen."

Weiterhin aber ſtiegen die Geld-Bedrückungen und Erpreſſungen, die Beeinträchtigungen ihrer Freiheiten, denen man die Juden unterwarf, immer mehr und mehr, und endlich bis zum Unerträglichen.

So ſagt ein Chroniſt: in der am 29. Januar 1697 gehaltenen Verſammlung ſchloß die Bürgerſchaft, daß ſowohl die portugiſiſchen als hochdeutſchen Juden keine öffentliche Schulen haben, auch keine Lampen des Freitags anſtecken, ingleichen die erſtern dem in dieſer Verſammlung bewilligten ein Viertel vro Cent von 20,000 Mark und die letztern von 30,000 Mark bezahlen ſollten."

Das war nun zwar dem zwiſchen der hamburgiſchen Regierung und den Juden aufgerichteten und noch nicht abgelaufenen Contracte ſchnurſtracks zuwider, und wir müſſen aufrichtig geſtehen, daß E. E. Rath diesmal ſo gerecht und billig war, die Bürgerſchaft darauf allen Ernſtes aufmerkſam zu machen, allein es wollte nichts verſchlagen: die Bürgerſchaft blieb bei ihrem Schluſſe.

Es stellte E. E. Rath ferner vor, „daß diese Punkte von der Bewandniß wären, daß der Stadt Wohlfarth, auch gar vieler Bürger und Einwohner sonderbares Interesse und Nahrung darunter augenscheinlich begriffen sei.“

Die Bürgerschaft blieb bei ihrem Schlusse; ja noch mehr: sie fügte diesem Schlusse auch noch den hinzu, daß die Juden keine Christen im Dienste haben sollten.

Es machte ein E. Rath außerdem vergebens darauf aufmerksam, welcher bösen Nachrede man sich aussetze; da es unmöglich irgend anders heißen könne, als: man hätte den Juden von Seiten der Stadt nicht gehalten was man ihnen Contract mäßig versprochen, sondern statt dessen den guten Glauben gebrochen: vergebens berichtete er später, „daß die Portugiesen bereits größtentheils ihre Kapitalien von der Börse einzögen, ihre Häuser verkauften und Alles zum Abzuge zu veranstalten schienen,“ und noch später: „wie die Portugiesen sich nach und nach von hier machten, zu dessen Beweis die vielfältig leer stehenden Häuser anzusehen:“ vergebens „kam ein ehrbarer Kaufmann mit einer gar nachdrücklichen Remonstration desfalls ein;“ die Bürgerschaft blieb bei allen ihren seit dem 29. Januar gemachten Beschlüssen, welche keine andere Absicht hatten und haben konnten, als die Juden auf indirectem Wege aus Hamburg zu vertreiben, da es auf directem nun einmal nicht möglich war.

Natürlich konnte dem im Allgemeinen ehrlichen, schlichten, gutmüthigen und duldsamen Hamburger Bürger eine solche unsinnige Verfolgungswuth nicht über Nacht ganz aus sich selbst gekommen sein: Das war sie auch nicht. Hinter der ganzen Sache steckte, wie immer bei solchen Verfolgungen, auch hier wieder ein Pfaffe. Der Dr. Johann Friedrich Mayer, berüchtigten Andenkens Pastor zu St. Jacobi, dieser Fanatiker, der sein ganzes Leben unter den widerlichsten theologischen Streithändeln hinbrachte und unter andern den ehrlichen Horbius, Pastor zu St. Nikolai, seinen Collegen, endlich durch seine Verketzerungen und Aufreizungen fast zur Verzweiflung trieb und so lange hetzte, bis er sich gezwungen fand, seinen Dienst in Hamburg zu quittiren und in's Elend zu wandern: dieser Baalspfaffe war es, welcher durch seine unausgesetzten, heftigen und aufreizenden Predigten wider die Juden einen so unheilvollen Geist in der Bürgerschaft heraufbeschworen hatte.

Durch solche Machinationen gedrängt, zogen daher endlich die reichsten Juden aus Hamburg fort und nur die Armen blieben zurück.

II.

Der reiche Jude.

Unter allen Juden, welche ſich in Hamburg trotz der äußerſten, man möchte ſagen empörendſten Beſchränkungen und Bedrückungen nach und nach niedergelaſſen hatten, unter all dieſen Juden, von denen Viele reich waren und manche Millionen beſaßen, war einer, welcher vorzugsweiſe nicht anders als „der reiche Jude" genannt wurde, und dieſer eine war Emanuel Texeira.

Emanuel war ein feiner Kopf, ein ausgezeichneter Geſchäftsmann, ein hochgebildeter Geiſt, und hatte jahrelang am Hofe Chriſtina's, der Königin von Schweden, gelebt. Die ihn ſeiner Kenntniſſe und ſeiner Einſichten wegen überaus ſchätzte, um willen ſeiner übrigen ausgezeichneten Eigenſchaften aber, man darf es wohl ſagen, mit ihrer Freundſchaft beehrte. Allein auch verſchiedene andere Fürſten wußten ihn nach ſeinem hohen Werthe richtig zu würdigen, und behandelten ihn mit zuvorkommender Güte, wie denn auch die meiſten hervorragenden Männer ſtolz auf ſeine Bekanntſchaft oder Freundſchaft waren.

Nur in Hamburg war er nichts als — eben ein Jude, das heißt: weil, als ſolcher von den Hamburgiſchen Pfaffen geſchmäht und verläumdet, von dem Volke neidiſch gehaßt. Er ertrug das Alles mit ruhiger

Gelassenheit, weil er sich in sich selber über dergleichen hocherhaben fühlte.

Er wohnte hinter der St. Michaelis Kirche auf dem sogenannten katholischen Platze oder dem Krainkamp. Das Haus war ein großes, ansehnliches und nach damaligem Geschmacke schönes Gebäude mit Gärten Stallungen und sonstigen zur Bequemlichkeit und zur Annehmlichkeit dienenden Einrichtungen. Den. Platz, wo es stand, nehmen zur Zeit eine Anzahl Häuser ein. Es war mit orientalischem Luxus möblirt und dekorirt, mit trefflichen Statuen und schönen Gemälden ausgeschmückt, kurz es war fürstlich. Er hielt Kutsche und Pferde, Kutscher und Vorreiter, Lakaien und Läufer, und ließ überhaupt seinem Hauswesen nichts ermangeln, was zu dem Hauswesen eines großen Herrn gehört.

Er selber gab zwar sehr wenig auf solchen Tand; weil aber seine Verbindungen, seine Verhältnisse im Allgemeinen und Besonderen, oft die Vornehmsten, selbst Fürsten in sein Haus führten und sein ungeheurer Reichthum es ihm verstattete, so war er der gewiß ganz richtigen Ansicht, es dürfe dies nicht anders sein.

Außer den Ausgaben für einen dergleichen Luxus, machte er aber auch noch einen bessern Gebrauch von seinem Gelde, denn er unterstützte nicht nur stets öffentlich seine armen Glaubensgenossen ansehnlich, sondern ließ auch im Geheim manchen Christen seine Hülfe angedeihen, ohne daß diese jemals erfuhren,

von wo ihnen diese Hülfe in höchster Noth gekommen war. Nur mit Gewalt ließ er sich nichts abtrotzen, selbst nicht, wenn man sein Leben bedrohte. Denn als einst ein italienischer Oberst, oder Einer, der sich für einen solchen ausgab und in Hamburg herumtrieb, ein Abenteurer mit Namen Serrari, frech genug war, ihm einen Brief zuzusenden, worin er von ihm verlangte, er solle ihm an einen benannten Ort zu einer festgesetzten Stunde hundert Stück Dukaten schicken, oder er werde fortan seines Lebens nirgends mehr sicher sein: da verstand er sich keineswegs dazu, diese bewaffnete Bettelei zufrieden zu stellen, sondern scherzte mit seinen Bekannten über diese Art und Weise, seinen Beutel in Anspruch zu nehmen. Als ein E. Rath jedoch von dieser Sache erfuhr, bemühte man sich, über diesen welschen Buschklepper Kundschaft einzuziehen, und suchte ihn auf. Der schlaue Vogel hatte sich aber auf den Flug gemacht und war nirgends mehr zu finden.

III.

Der königliche Besuch.

Man schrieb das Jahr 1654.

Schon vor Wochen hatte Emanuel Texeira in seinem Hause Befehl gegeben, eine Reihe der besten

Gaſtzimmer in Stand zu ſetzen und durchaus nur auf's Prächtigſte möbliren und decoriren zu laſſen, auch hinlänglichen Raum für die Dienerſchaft einer erwarteten hohen Perſon zu ſchaffen.

Alles war nach ſeinem Befehle auf's Genaueſte hergeſtellt worden.

Am Morgen des 3. Juli des oben benannten Jahres ſah Texeira noch ein Mal alle von ihm getroffenen Einrichtungen über und durfte mit Allem zufrieden ſein. Mittags 12 Uhr rollte eine Kutſche vor ſein Haus, in deren Gefolge ſich noch mehrere andere Gefährte befanden.

Texeira ſtand in einfachem aber ſauberm und feinem Kleide ſchon vor ſeiner Hausthüre, und als die Kutſche hielt, trat er an den Schlag derſelben, den ein ſchneller Lackei eben öffnete. Augenblicks ſprang raſch und ohne die Hülfe des aufmerkſamen Hausherrn zu benutzen ein gar ſeltſames Weſen aus der Kutſche, von welchem man unmöglich mit Gewißheit ſagen konnte, welchem Geſchlechte es, ob dem weiblichen, ob dem männlichen angehöre: den weiblichen Rock von ſchwefelgelbem ſchweren Zeuge, der von den Hüften niederwallte, ausgenommen, war die ganze übrige Kleidung dieſes ſeltſamen Weſens, ſelbſt bis auf den Hut mit wallender Feder, durchaus die männliche, und ſelbſt das Geſicht hatte mindeſtens eben ſoviel Männliches als Weibliches in ſeiner Bildung und in ſeinem Ausdrucke.

„Da ſind wir!“ rief dies zwitterhafte Weſen, als es eben aus dem Wagen geſprungen und auf der ebenen Erde angekommen war.

Texeira verbeugte ſich tief.

„Du hätteſt uns wohl nicht ſo frühe erwartet, Emanuel?“ fuhr das kleine, ziemlich breit und eckig gewachſene ſeltſame Weſen fort, deſſen rechte Schulter überdies ein wenig unregelmäßig erhaben ſchien.

„Doch, Ew. Majeſtät,“ antwortete Texeira ſich nochmals verbeugend, „denn ich kenne Chriſtinens Ungeduld von der Stelle zu kommen.“

„Nun ja“ verſetzte lachend die Königin Chriſtina von Schweden — denn niemand anders war die eben Angelangte — „Nun ja, freilich lieben wir nicht den Schneckengang weder auf Reiſen, noch in Staatsgeſchäften, noch in den Wiſſenſchaften.“

Nach dieſen Worten ergriff ſie Texeira's Arm indem ſie ſagte: „aber was läß'ſt Du mich hier ſtehen? Komm und führe mich nach meinen Gemächern.“

Texeira gehorchte.

Zwei Diener eilten vorauf und öffneten die hohen Flügelthüren der für die Königin beſtimmen Gemächer.

Die Königin riß ſich eilig von Texeiras Arme los und haſtete hinein. Texeira blieb an der Thüre ſtehen.

„Nun?“ rief Chriſtina, welche ſich nach ihrem Wirthe umblickte, „gedenkſt Du hier in Deinem eigenen Hauſe unſere Schildwache vorzuſtellen? So große

Ehre ſind wir nicht erwarten geweſen. Komm herein!“

Tereira gehorchte abermals.

Die Königin ſah ſich nun überall herum und ſagte dann: „wahrlich, Emanuel, Du haſt es hier nicht übel. Wir wenigſtens ſind in Stockholm nicht beſſer eingerichtet, darauf kann ich ſchwören.“

„Dies ſind nicht meine Zimmer,“ entgegnete Tereira, „ſondern einzig und allein die Ew. Majeſtät und wenn ich höre, daß Ew. Majeſtät in Ihrem hieſigen Eigenthume nicht allzuviel Weſentliches von dem vermiſſen, deſſen Sie in Stockholm gewohnt ſind, ſo fühle ich mich ſehr zufrieden.“

Nichts „Weſentliches?“ „verſetzte Chriſtina ſcherzend,“ wir vermiſſen hier gar nichts, nicht einmal das „Unweſentliche.“

Ew. Majeſtät machen mich ſehr glücklich und – “

„Schweigen wir vom „Weſentlichen“ und ſetzen wir uns; unterbrach die Königin ihren Wirth indem ſie ſich auf den weichgepolſterten ſeidenen Kanapee ſetzte und Tereira einen Seſſel anwies, auf welchen dieſer ſich ihr gegenüber niederließ.

„Ich bin müde, Emanuel,“ ſagte ſie dann plötzlich.

Dieſer machte Miene, wieder vom Seſſel aufzuſtehen, natürlich um ſich fort zu begeben und die Königin allein zu laſſen.

„Nein, nein!“ rief lachend Chriſtina, „ſo war es nicht gemeint; Du mißverſtehſt uns ganz und gar. Ich bin des Regierens müde.“

„Wie verſtehe ich das, wenn ich in Unterthänigkeit fragen darf?“

„So einfach wie möglich: die Krone iſt mir eine Laſt; mich ekeln die Regierungsgeſchäfte an; zum großen Theil vielleicht, weil ſie mich verhindern, meinen Wünſchen gemäß ganz den Wiſſenſchaften leben zu können.“

„Sollte Ew. Majeſtät nicht dennoch für dieſe Zeit genug übrig bleiben?“

„Nein! Iſt doch ohne dies das Leben ſchon zu kurz für das Studium der Wiſſenſchaften. Daher bleibt Alles immer und ewig Stückwerk, wie weit Einer auch gelangen mag. Dennoch beneide ich einen Jeden, dem ein glückliches Geſchick es vergönnt, einzig und allein den Wiſſenſchaften anzugehören.

„Ich ſollte — wenn Ew. Majeſtät mir die Bemerkung erlauben wollen — doch aber meinen, daß das Regieren auch einen gewiſſen Reiz haben muß.“

Nun freilich: das hat es gewiß, beſonders ſo lange einem die Sache noch neu iſt. Wenn es uns nur nicht zu oft ſtörte. Den Wiſſenſchaften obzuliegen;“

„Was das ſchöne Gefühl, ein ganzes Volk beglücken zu können!“

„Ach ſchweig mir doch davon, Emanuel! Das mußt Du ja eben ſo gut kennen als wir!“ rief die Königin ungeduldig. „Was iſt da zu beglücken? Wenn das Volk genug zu eſſen hat, ſo iſt es gut: und die Mittel dazu muß es ſich ja ſelbſt verſchaffen.„

„Aber ein Volk hat doch auch wohl noch andere Bedürfniſſe und Wünſche und Anſprüche," wagte Texeira einzuwenden.

„Nein, nein!" rief die Königin ungeduldiger noch, als zuvor. „Wenn das Volk nur genug zu eſſen hat, ſo iſt es gut. Darauf läuft Alles hinaus. Wenn es ſatt iſt, iſt es zufrieden und bekümmert ſich weiter um nichts. Es iſt durch und durch Thier."

Texeira zuckte unwillkürlich leiſe mit den Achſeln.

Dem ſcharfen Auge der Königin entging dies nicht: ſelbſtverſtändlich legte ſie es als eine Zuſtimmung ihrer herzloſen Behauptung aus: ſie meinte nämlich Texeira, durch ſie nun von der Thierheit des Volkes überzeugt, habe mit dem Achſelzucken ein Bedauern des Volkes ausdrücken wollen, daher ſagte ſie auch lachend:

„Du brauchſt das Volk gar nicht zu bedauern, mein guter Emanuel! Es ſteht ſo tief, daß es den Standpunkt gar nicht kennt, worauf es ſteht, weil ihm das Selbſtbewußtſein mangelt."

Jetzt ſchwieg ſie einen Augenblick und ſagte dann:

„Weißt Du wohl, Emanuel, daß ich ſchon manchmal daran gedacht habe, die Krone niederzulegen?"

„Ew. Majeſtät werden doch nicht!"

„Nun ich werde wohl nicht; ich werde vielleicht wohl nicht, allein ich habe doch ſchon daran gedacht, und das iſt immer viel: denn der Gedanke iſt mir nun kein ganz fremder mehr.

„Das verhüte Gott, daß es dahin kommen ſollte.“

„Warum? Meinſt Du denn, daß man nicht auch ohne eine Krone glücklich ſein kann? Wie viele Unglückliche gäbe es dann nicht in der Welt!“

„Allerdings, Ew. Majeſtät, kann man ohne eine Krone ſehr glücklich ſein; allein nach meiner Ueberzeugung nur dann, wenn man noch keine getragen hat.“

„Meinſt Du das, Emanuel?“

„Gewiß! Ich glaube daß Carl V. es mehr als tauſend Mal bereut hat, ſeinem Sohne Philipp Kron' und Thron überlaſſen zu haben. Die Geſchichte will ſogar beſtimmt von einer ſolchen zu ſpäten Reue wiſſen.“

„Die Geſchichte! die Geſchichte, Emanuel, iſt zu Zeiten eine große Lügnerin, und ſtets dürfen wir ihr nur mit großer Vorſicht trauen. — Mit der Abdication ſind wir endlich auch noch nicht ſo weit; ſollte es aber jemals dahin kommen, ſo kannſt Du feſt verſichert ſein, daß ich dieſen Act auch niemals bereuen werde. Du kennſt mich und meinen Character einigermaßen, ſollte ich denken.“

„Ich habe Ew. Majeſtät männliche Entſchiedenheit immer bewundert.“

„Ich will dir aber noch mehr ſagen, Emanuel, ich bin mit meinem Glauben eben ſo wenig zufrieden als mit der drückenden Laſt der Krone.“

Xereira ſchwieg.

„Du weißt, ich bin, wie in einigen andern

Wiſſenſchaften, auch ein wenig in der Theologie zu Hauſe," fuhr die Königin fort. „Ich habe ſie in der letzten Zeit eifriger als je ſtudirt, ich habe meinen Hofprediger und die gelehrteſten Geiſtlichen meines Landes und meines Glaubens zu Rathe gezogen, ich habe mich tagelang mit ihnen unterhalten und tagelang mit ihnen herum disputirt: allein ich habe endlich doch dahin kommen müſſen, mir ſelber einzugeſtehen, daß unſer lutheriſcher Glaube durchaus nicht im Stande iſt, unſerm Leben einen Haltpunct zu geben, der ewig feſt genug wäre, um ſich mit ſeiner ganzen Seele daran zu lehnen. — Was ſagſt Du dazu?"

„Ich" — verſetzte Texeira mit einem feinen Lächeln — „verſtehe, wie Ew. Majeſtät leicht denken können, nicht das Geringſte von chriſtlichen Glaubensſachen; ich weiß nur, daß man im Chriſtenthume unter ſich nicht ganz einig zu ſein ſcheint, da es Katholiken, Lutheraner, Reformirte u. ſ. w. in demſelben gibt. Wir Juden haben im Grunde nur einen Glauben, mögen wir nun hochdeutſche, holländiſche, polniſche oder portugiſiſche Juden genannt werden."

„Wir Chriſten haben auch nur einen Glauben, Emanuel!" rief lebhaft die Königin. „Wie ſollten wir denn mehr als einen einzigen haben können? Alle übrige, außer dieſem einen müſſen Auswüchſe, wilde Reben, Waſſerreiſer heißen!"

„Und dieſer eine?" fragte Texeira.

„Kann kein anderer ſein als — der katholiſche!"

antwortete die Königin. Plötzlich ſchwieg ſie aber, als ſie augenſcheinlich noch mehr ſagen wollte, ſie ſchwieg auf eine Weiſe als habe ſie mehr geſagt, als ſie zu ſagen beabſichtigt. Nach einer kleinen Pauſe ſprach ſie, indem ſie ſich vom Kanapee erhob:

„Genug für dies Mal. Wir wollen uns jetzt wirklich ein wenig erruhen, und hoffen Dich bei der Mittagstafel zu ſehen.“

Tereira beurlaubte ſich mit einer tiefen Verbeugung.

IV.

Die Audienz.

E. E. Rath hatte die Ankunft der ſchwediſchen Königin, welche Incognito reiſte, zu ſpät erfahren, um dieſelbe noch an demſelben Tage ſchicklicherweiſe bekomplimentiren laſſen zu können. Am andern Tage jedoch erhielt eine Deputation deſſelben Audienz bei dieſer originelſten Frau ihres Jahrhunderts, und wünſchte ihr im Namen der Stadt Glück zu ihrer erfreulichen Ankunft, überreichte ihr nach üblicher Weiſe einiges Silberzeug und unterſchiedliche andere Geſchenke, welche ſie mit ungewöhnlicher Huld und Freundlichkeit entgegen nahm.

Es beſtand dieſe Rathsdeputation aus dem Syndikus Pauli und dem Rathsherrn, Licenciaten Georg vom Holte.

Die Königin unterhielt ſich Anfangs artig genug mit dieſen beiden Herren, abwechſelnd aber auch in derjenigen ſarkaſtiſchen, manchmal faſt höhniſchen Weiſe, welche ihr eigen, weil dieſelbe ihr zur Gewohnheit geworden war, und welche, wenn ihr etwas, war es auch nur ein Wort, ein Ausdruck, eine Meinung oder irgend eine Anſchauung, mißfällig erſchien, bis zum Beleidigenden gehen konnte: denn das Wort — Rückſicht — kam in dem Katechismus Chriſtinens einmal nicht vor. Wehe dem, der irgend ein Mißfallen auch nur durch eine Kleinigkeit erregt hatte: ſie verfolgte ihn mit ihren Sarkasmen unerbittlich, mochten er und ſeine Stellung ſein, welche ſie wollten.

„Ich höre, ihr Herren," ſagte ſie, daß Euer Handel in beſter Blüthe ſteht, und mich freut aufrichtig dieſer geſegnete Handelsflor, denn er iſt der Nerv Eures Lebens. Allein wie ſteht es denn eigentlich bei Euch mit den Wiſſenſchaften? Laßt ihr Euch denn auch die angelegen ſein? Kultivirt Ihr denn auch die hier nach Würden?"

Die Herren verſicherten eifrig, daß dies nach Bedürfniß geſchehe.

Das war ein unheilvolles Wort für die Deputation, denn über das Geſicht Chriſtina's, die durch daſſelbe ihre verehrten Wiſſenſchaften profanirt fand,

flog eine leichte Röthe, ein ſicheres Vorzeichen ihres erregten Mißfallens.

„Ja, ja, nach Bedürfniß" ſprach die Königin nach, indem ſie die Oberlippe ein wenig in die Höhe zog, „ich glaube Euch das" nach Bedürfniß. Euer Handel iſt berühmt in der ganzen Welt, und Ihr wißt wohl zu kalkuliren und zu addiren, allein nehmt es mir nicht ungnädig, von Euren Gelehrten habe ich bis dahin noch nicht viel gehört; obgleich ſie gewiß „nach Bedürfniß" ſtreben, ſich einen Namen zu machen, ſo iſt ihr Ruhm doch beſcheiden zwiſchen Euren Wällen geblieben. „Freilich" — fügte ſie mit einem zweideutigen faſt höhniſchem Lächeln hinzu — „iſt die Welt mit unter undankbar."

Die beiden Rathsdeputirten ſchwiegen, denn ſie wußten in der That nicht, was ſie ſagen ſollten.

„Einen Gelehrten jedoch" — fuhr die Königin fort — „habt Ihr wirklich eben dieſen Augenblick in Euren Mauern, vor dem Ihr ſammt und ſonders Eure Mützen abnehmen könnt. Es iſt Euer Peter Lambeck. Ich hatte mir in Italien von ihm ſagen laſſen, und weil ich wußte, daß er eben anweſend, und ich geſtern Abend mich ſo leer fühlte, ſo ließ ich mir ihn holen. Ja, ja; Ihr dürft nur getroſt Alle die Mützen abnehmen vor ſeiner Gelehrſamkeit, wenn Ihr ſie auch nur „nach Bedürfniß" würdigen mögt. Er hat auf den italieniſchen, franzöſiſchen und niederländiſchen Schulen etwas Rechtes gelernt, und ſelbſt

der gelehrte Cardinal Barbarini ſchenkte ihm bereits alle Aufmerkſamkeit. Dabei iſt er ſechs und zwanzig Jahre. Das wird ein großes Licht werden: denn ſein Streben iſt raſtlos. Ihr ſolltet um jeden Preis ſuchen, ihn ſeiner Vaterſtadt und Euren gelehrten Anſtalten zu erhalten: allein ich glaube, daß Ihr das vielleicht nicht auf die rechte Art anzuſtellen wiſſen werdet."

Die Beiden ſchwiegen wieder.

„Ihr kennt doch den Peter Lambeck? fragte die Königin raſch und mit funkelndem Auge.

„Ich habe von dem jungen Manne gehört," ſagte der Syndicus Pauli, und der Rathsherr Georg vom Holte ſetzte hinzu: „er iſt der Sohn des Heino Lambeck, Bürger und Rechnenmeiſter allhier bei der St. Jacobi Schule."

„Was:" rief Chriſtina, die ihren Zorn kaum noch in den letzten Schranken hielt, Was?" rief ſie und ſtieß mit dem Fuße gegen die Erde, „Ihr habt nur von dem Namen gehört, und Ihr ſprecht mir von dem Vater, der ein Rechnenmeiſter iſt, wenn ich von dem Sohne rede, der ſchon jetzt trotz ſeiner Jugend ein großer Gelehrter heißen kann? Wenn ich von dem Sohne rede, der ein Latein ſpricht, wie Cicero?"

„Ew. Majeſtät," ſagte der Syndikus Pauli, ſich ein Herz faſſend, „unſere vielen Amtsgeſchäfte erlauben uns nicht immer unſere Aufmerkſamkeit dahin zu wenden, wohin wir ſie anders wohl wenden möchten."

„Ich glaube es. Ich glaube es Euch gerne,“ verſetzte die Königin; „allein Ihr ſolltet das doch wenigſtens „nach Bedürfniß“ thun.“

Jetzt ſprang ſie plötzlich von dem bisherigen Gegenſtande des Geſpräches ab, oder that wenigſtens ſo indem ſie ſagte: Apropos, Ihr ſeid auch Gelehrte und überdies Graduirte, Ihr werdet auch gute Lateiner ſein. Verſuchen wir uns zur Unterhalung ein wenig im Lateiniſchen, einer Sprache die ich ſehr liebe.“

Nach dieſen Worten faßte ſie ſchnell irgend ein Thema auf, und wandte ſich damit im fließendſten Latein an die Rathsdeputirten, ohne ſie nur zu Athem kommen zu laſſen.

Dieſen rann bei ſolchem unerwarteten und unerwünſchten Uebergange, der Schweiß ſiedend über den ganzen Leib; ſie glaubten ſich im Fegefeuer zu befinden; indeſſen nahmen ſie, die in zwanzig Jahren kein Wort Latein über ihre Lippen gebracht, keinen Claſſiker in die Hand genommen hatten, ſich aus Leibeskräften zuſammen, und antworteten der grauſamen Königin, ſo gut es gehen wollte, in derſelben Sprache, wobei es nicht ausbleiben konnte, daß allzu häufig die lächerlichſten Donat-Schnitzer zum Vorſchein kamen, abgeſehen von der gänzlichen Unklaſſicität ihrer Ausdrucksweiſe.

Chriſtine verzog öfters boshaft den Mund in unverkennbarem Hohne, öfters biß ſie ſich auch ſchadenfroh auf die Lippe, und ſetzte, zur namenloſen Pein

der beiden Rechtsgelehrten, die ſich ihrer Schwäche ſehr wohl bewußt waren, dieſe Unterhaltung eine ziemlich lange Zeit fort.

Endlich mochte ſie ſich ſelber gelangweilt fühlen, denn ſie brach das Geſpräch eben ſo plötzlich ab, als ſie es angefangen hatte, ſtand vom Kanapee auf und ſagte: da haben wir uns denn „nach Bedürfniß" lateiniſch unterhalten und wollen alle drei künftig dahin ſtreben, uns in dieſer edlen Sprache noch ein wenig zu vervollkommnen, was uns gewiß nicht ſchaden kann. Jetzt habe ich Sie nur noch zu erſuchen, E. E. Rathe meinen Dank für ſeine Aufmerkſamkeit abzuſtatten, durch welche ich mich ſehr geſchmeichelt fühle.

Als ſie dies geſagt hatte, richtete ſie ſich zu wahrer königlicher Haltung empor und ſprach, mit der Hand zum Abſchied winkend: „die Herren ſind entlaſſen."

Es zog ſich demnach die Rathsdeputation zurück, faſt ebenſo ärgerlich als konſternirt. Sie ſtieg in ihre Kutſche, um nach dem Rathhauſe zurückzufahren, wo der Rath verſammelt war und ihre Rückkunft erwartete.

Während dieſer Fahrt, und nachdem die beiden Herren Deputirten eine Zeitlang ſtumm neben einander geſeſſen hatten, ſagte der Licenciat vom Holte;

„Das Weib iſt ja ein wahrer Satan!"

„Sie hat den Teufel im Leibe!" ſtimmte der Syndikus Pauli mit ein."

„Iſt das ein Betragen für eine Königin?"

„Kaum für ein Fischweib!“

„Sie wissen, College, ich war an den Höfen von Paris und London, ich weiß, mit welchem Anstand, mit welcher Würde sich das Königthum zeigen muß.“

„Wie kann der Drache von uns verlangen, daß wir Latein wie Cicero mit ihr reden sollen!“

„Wahrer Unsinn! Das mag der Peter Lambeck verstehen, der in der Welt Gottes gar nichts Andres zu thun hat.“

„Und in der Welt auch nicht weit damit kommen wird.“

„Wenigstens nicht bis zum Syndikus.“

„Und auch nicht bis zum Rathsherrn.“ —

Beide „Gelehrte“ wurden endlich mit einander vollkommen darüber einig, daß die Königin vor lauter Gelehrsamkeit ein Weniges verrückt geworden sein müsse, denn sonst — hätte sie mit ihnen nicht haben latein sprechen wollen.

„Wenn Sie übrigens meiner unmaßgeblichen Meinung sind, College, „sagte der Syndikus,“ so reden wir kein Wort von der Geschichte.“

„Ich bin vollkommen ihrer Meinung,“ versetzte der Rathsherr.

„Es giebt zu viele schadenfrohe Leute.“

„Das weiß Gott!“

„Selbst unter den Herren Collegen.“

„Unter denen insbesondere.“

„Wir ſind mit großer Huld empfangen und entlaſſen worden.“

„Mit der größten Auszeichnung.“

„So handeln wir gewiß am klügſten.“

„Gewiß!“

„Von den Herrn Collegen ſpricht auch noch keiner beſſer Latein als wir.“

„Noch ſchlechter.“ —

Da hielt die Kutſche vor dem Rathhauſe.

V.

Die Kirchfahrt.

Am 9. Juli, als am fünften Sonntage nach Trinitatis fuhr die Königin ſchon eine halbe Stunde vor neun Uhr Morgens nach der St. Petri Kirche.

Die Rathskirchenſtühle waren mit koſtbaren Teppichen belegt worden und die Königin Chriſtine nebſt dem Landgrafen Friedrich zu Heſſen und deſſen Gemahlin traten in das Geſtühle.

Der Herr Paſtor und Senior Dr. Johann Müller hielt die Predigt und legte den Text von der Königin aus Arabia, Saba, aus, verglich auch mit derſelben die Königin Chriſtina.

Dieſe ſchien der Predigt nicht eben allzuviele Aufmerkſamkeit zu ſchenken, wie ſie denn auch während geſungen war, in einem kleinen Buche von blauem Einband mit gelbem Schnitt und alſo nicht gar kirchlichem Ausſehen, fortwährend geleſen hatte.

Unter der Predigt, welche ſchon eine Stunde gedauert haben mochte, fragte der Landgraf leiſe die Königin:

„Finden ſich Ew. Majeſtät erbaut?“

„Wodurch?“ entgegenfragte Chriſtina. „Durch die Salben, Gewürze und Kleinodien, welche die Königin von Saba, mit welcher dieſer Schwätzer mich zu vergleichen für gut findet vor dem Könige Salomo mit vieler Oſtentation ausbreitet? Nein, gewiß nicht! Dieſer Menſch hat wenig geſunden Verſtand, denn ich habe noch kein einziges vernünftiges Wort aus ſeinem Munde gehört; er hat aber faſt noch weniger Geſchmack, und am wenigſten hat er Tackt, ſonſt hätte er das Unſchickliche ſeines Vergleiches meiner Perſönlichkeit mit der Königin von Saba einſehen müſſen, die offenbar aus ganz anderen Gründen zu Salomo kommt, als um ſeine Weisheit zu bewundern. Der Menſch iſt ohne alle wiſſenſchaftliche Bildung; er iſt nichts als ein Leiermann auf der Kanzel. Man muß geſtehen, daß die katholiſchen Prieſter — ich meine natürlich die höherer Weihe — unſern proteſtantiſchen Geiſtlichen weit voraus ſind.“

„Meinen Ew. Majeſtät das?“

„Ich meine es nicht allein, ich weiß es. In Rom habe ich Vorträge gehört, die, abgesehen von dem Gegenstande, den sie begriffen, an das klassische Alterthum erinnern mußten. — Allein wir wollen einmal hören, was dies Kirchenlicht weiter ausstrahlen wird; wir wollen, weil wir müssen."

Die Königin hörte nun zehn Minuten lang, wie es schien, aufmerksam zu, während welcher Zeit sich indessen bei ihr eine immer steigendere Ungeduld verrieth; dann sagte sie zu dem Landgrafen kaum hinlänglich leise:

„Der Mann hat bei allen möglichen übrigen Fehlern auch noch den, daß er kein Ende finden kann. Dennoch werde ich ihm ein Geschenk als Anerkennung seines mir zu Ehren vergossenen Schweißes machen müssen. Das ist auch ein Fluch indischer Hoheit. Ist es nicht hart, daß ich außer Stande bin, ihn statt dessen tüchtig abprügeln zu lassen, was er mehr als zehn Mal für eine so scheusliche Predigt verdient hat, die er, wo möglich, noch scheuslicher vorträgt?

Wirklich mochte die Königin auch die gerechteste Ursache zu ihrem eben gefällten Urtheile über Herrn Dr Johann Müller und seine Predigt haben, in welcher er sich nun bereits fast schon zwei Stunden lang mit der Königin von Saba herum hetzte.

Endlich fand der große Redner glücklicherweise den Schluß dieser langweiligen Predigt, und Christina fühlte sich sehr erleichtert.

Sie machte sogleich Anstalten, sich zu entfernen, da aber ward ihr die Mittheilung gemacht, daß ihr zu Ehren außerdem nun noch eine, wie man ihr sagte, „rare Musik" angeordnet wäre, welche Augenblicks nach der Predigt losgehen würde. Das war aber für die schon mehr als ungeduldige Königin denn doch zu viel, und ohne auf diese Mittheilung zu antworten, ohne auch nur den Anfang dieser „raren Musik" zu erwarten, verließ sie schnell die Kirche stieg in ihre Kutsche und fuhr nach Hause.

Nach Hause gekommen, warf sich die Königin ziemlich übelgelaunt auf's Kanapee und ließ Tereira rufen.

Tereira erschien und sagte, Christina's Mißstimmung sogleich gewahrend:

„Ew. Majestät haben sich nicht vollkommen befriedigt gefunden?"

„Vollkommen befriedigt?" versetzte die Königin aufgeregt. „befriedigt? Was sagst Du mir da! Man hat uns im Gegentheil übel mitgespielt, Emanuel. Man hat mich beinahe durch Langeweile und Ekel umgebracht! Und dennoch bin ich überzeugt, daß dieser jämmerliche Pastor mich bezaubert zu haben glaubt und der festen Ueberzeugung ist, daß heute von ihm ein wahres Meisterstück geistlicher Beredsamkeit geliefert worden. Da — fuhr sie mit verächtlichem Ausdruck in ihren Mienen fort und übergab Tereira eine goldene Kette — „da, laß dem Unglücklichen dies

Geſchenk in meinem Namen zuſtellen, aber ſorge dafür, daß er mir unter keiner Bedingung, auch nicht als Dankender, vor Augen kommen, denn wenn er über meine Schwelle ſchreiten ſollte, ſo laſſe ich ihn die Treppe hinunter werfen, das iſt gewiß, er hat mir freventlich über zwei Stunden Zeit geſtohlen und meine arme Seele eben ſo lange gemartert.

„Der Dr. Müller gilt hier in Hamburg ſonſt. für einen ſehr gelehrten Mann und für einen großen Kanzelredner," bemerkte Tereira mit einem faſt unmerklichen Lächeln.

„Gott ſei uns gnädig!" ſchrie Chriſtina: „allein ich glaube das wohl, und ſicherlich werden auch die beiden Herren Deputirten, denen ich lateiniſch einheizte, hier in Hamburg für große Lateiner gelten. Ich ſage Dir, dieſer Paſtor iſt ein ſo großer Schöps als ich ihn jemals nur in der Welt gefunden habe; zweifelſt Du daran?"

„Nicht im Geringſten."

„Im Grunde wollte ich doch eigentlich den Peter Lambeck bedauern, wenn er ſich in ſeiner Vaterſtadt feſſeln ließe, und ich will ihn das ſelbſt ſagen. Beſcheide ihn nach der Tafel zu mir, Emanuel. Der arme Menſch müßte hier ja umkommen, wo die geiſtige Atmoſphäre mit Plus und Minus, mit Credit und Debet, mit Brutto, Netto und Tara geſchwängert iſt. Das iſt keine Luft für Gelehrte."

„Es iſt Schade, daß nicht eben die Herren Licenciaten und Rathsherren David Penshorn und

Dietrich Möller anwesend, sondern nach Paris an den König von Frankreich gesendet sind: dies sollen sehr gelehrte Männer sein."

„Geh mir mit Deinen Hamburger Gelehrten, Emanuel, wenn Du mich nicht erzürnen willst," rief die Königin hastig, „ich habe von ihnen nun ein für alle Mal genug und will gar nichts von ihnen wissen."

„In diesem Augenblicke meldete man den Raths-Schenken.

„Was kann der wollen?" rief Christina. „Wir müssen ihn wohl allein schon aus dem Grunde annehmen, weil sein Name klingt, als ob er mit dem hochweisen Rathe in nächster Beziehung stehe, obgleich ich bekennen muß', daß ich nicht weiß, was seines Amtes ist. Sei dem wie ihm wolle, er mag kommen."

Der Raths-Schenke hatte, nachdem die Königin und die übrigen hohen Herrschaften die Kirche verlassen, in dem Gestühle ein blau eingebundenes Buch mit gelbem Schnitte gefunden; dasselbe, in welchem Christina während des Kirchengesanges gelesen. Es war kein Gesangbuch sondern eine schöne Ausgabe des Virgil. Der Schenke zeigte seinen Fund dem Wortführenden ältesten Bürgermeister Berthold Moller an, und da das königliche Wappen das Buch kenntlich machte, so befahl ihm dieser, dasselbe der Königin zu überbringen. So trat er nun zu dieser in's Gemach und überreichte ihr ehrfurchtsvoll ihren Virgil.

Christina nahm das Buch mit einem spöttischen

Naſenrümpfen entgegnete und ſagte: „Ach weiter nichts? — Es iſt gut. — Ihr könnt gehen.“

Der Raths-Schenke, der ſich gewiß eines oder des anderen Geſchenkes erwarten geweſen ſein mochte zog getäuſcht ab.

„Sie werden“ — lachte Chriſtiana — „nachdem ſie dies heidniſche Buch in meinem Geſtühle gefunden, einen ſchönen Begriff von meiner Gottſeligkeit und von meiner kirchlichen Andacht gewonnen haben, Emanuel.“

Texeira zuckte die Achſeln, wie er wohl zu thun pflegte, wenn er es eben nicht für paſſend für ſich hielt, zu antworten.

„Ich glaube,“ fuhr die Königin fort, „dieſe Hamburger fanatiſchen Paſtoren mit ihren ausgedörrten Schädeln würden mich ſammt und ſonders von der Canzel herab öffentlich abſtrafen für meine Vorliebe zum Virgil, wenn wir nicht eben ein gekröntes Haupt wären. Was meinſt Du?“

„Ich glaube, daß das ſehr wahrſcheinlich der Fall ſein würde.“

„Wirklich?“

Allerdings, denn hier in Hamburg werden viele und mancherlei Sachen von der Canzel herab abgehandelt, die wohl eben nicht dahin gehören, und in der Stadt hat dies öfters ſchon ernſtliche Unruhen erregt,“ ſprach Texeira, „Denn jeder Paſtor findet in ſeiner Gemeine ſeinen Anhang, ſeine Unterſtützung.“

„Wie anmaßend!“ rief Chriſtina voll Unwillen; „wie anmaßend und wie gefährlich, zugleich aber auch wie — — — — — — — —“

Jetzt eben wurde angeſagt, daß die Pferde geſattelt und bereit ſeien. Chriſtine brachte ihre Rede nicht zu Ende.

Es war der Königin Vergnügen, alle Tage, eben um dieſe Stunde, öfters vollſtändig in Mannskleidern, theils in Hamburg ſelbſt, theils in deſſen Umgebungen umher zu reiten, und ſie verſäumte das niemals.

„Wir wollen Toilette machen,“ ſagte ſie. „Bis zur Tafel, Emanuel.“

VI.

Das Feſt in Wandsbeck.

Die Abreiſe der Königin Chriſtina rückte heran. Zuvor wollten ihr der Landgraf von Heſſen und andere hohe Perſonen noch ein glänzendes und doch ländliches Feſt geben. Es ward zu demſelben der 16. Juli beſtimmt und ſollte es in Wandsbeck auf Albert Balzer Lerens Garten gefeiert werden.

So geſchah es auch, und am gedachten Tage war eine große und glänzende Geſellſchaft auf Lerens Garten in Wandsbeck verſammelt, welche dort die

Freuden des Ländlichen mit den Freuden der Stadt vereint genoß. Es war ein Tag, wie man ihn für ein solches Fest nicht schöner wünschen konnte, und Alles strahlte von zufriedener Lust.

Selber die Königin war den ganzen Tag über sehr heiter und tanzte Abends sogar einige Male.

Aber ihr näckischer Dämon wollte sie auch heute nicht gänzlich ohne einen Besuch lassen, und so sandte sie plötzlich einen Cavalier zu dem alten siebenzigjährigen Bürgermeister Moller, der nebenbei gesagt, mit einem Fuße etwas kurz trat, und dessen sie plötzlich im Tanzsaale anwesend gewahr ward, und ließ ihm melden, die Königin von Schweden wolle mit ihm tanzen.

Der silberhaarige Greis kam bei dieser unerwarteten Botschaft keineswegs aus der Fassung. Er verfügte sich mit ruhiger Würde Gegentheils Augenblicklich zur Königin, verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor ihr und entschuldigte dann in reinem klassischen Latein sein Unvermögen, der ihm zugedachten Ehre theilhaftig zu werden und mit Ihrer Majestät zu tanzen, indem er zum Theil auf seine hohen Jahre, zum Theil auf sein Gebrechen hinwies.

Die Königin war entzückt über eine solche Sprache. Sie drückte ihm ein Mal über das andere ihre Verwunderung darüber aus, ihn in einem solchen Alter noch ein so klassisches Latein reden zu hören.

„Ew. Majestät," erwiderte der alte Mann, „ich

bin kein Gelehrter vom Fach geworden, weil ich mich zu einem nützlichen Staatsmanne in unserer kleinen Republick habe nach und nach heranbilden müssen; allein ich habe mich während dieses Bildungsprocesses zugleich unausgesetzt bemüht, wenigstens die geringen Kenntnisse, welche ich mir in der Jugend einzusammeln Gelegenheit gehabt hatte, nicht zu vergessen, nein sie im Gegentheile, wenn auch noch so nothdürftig, immer ein wenig zu vermehren, sobald mir nur einmal einige Augenblicke gelassen wurden, über die ich ganz frei zu disponiren hatte."

„Brav, brav, mein würdiger Bürgermeister!" rief die Königin froh. „Und der Grund Eurer Gelehrsamkeit muß vortrefflich gelegt worden sein, da Ihr noch jetzt so fest darauf bauen dürft."

Der Greis verbeugte sich.

„Es ist Schade, daß Ihr keine andere Laufbahn eingeschlagen habt," fuhr Christina, sich in ihrer Freude ein wenig vergessend fort, setzte aber dann, sich besinnend, hinzu: „es ist Schade für die Wissenschaften meine ich. Ihr wäret ein sehr gelehrter Mann geworden, vielleicht ein Mann, wie Peter Lambeck unzweifelhaft einst werden wird. Ihr hättet jeden Lehrstuhl geziert."

„Ich danke Ew. Majestät unterthänigst für die vortheilhafte Meinung welche Höchstdieselben von meinen geringen Kenntnissen zu haben so gnädig sind, indessen erlaube ich mir die vielleicht zu stolze Bemer

kung, daß ich glaube, auch an meinem Platze nicht ganz vergebens gewirkt zu haben und noch zu wirken," ſagte der Bürgermeiſter Moller mit einem kleinen Lächeln.

„Ich glaube das gewiß auch, mein würdiger Herr," fiel Chriſtina raſch ein. „Auch mir geht es, gerade herausgeſagt, nicht anders: allein was iſt das Alles gegen die ſtete Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften?"

„Entſchuldigen mich Ew. Majeſtät gnädigſt, wenn ich widerſpreche," antwortete Barthold Moller." Auch ich verehre die Wiſſenſchaften einzeln und in ihrer Geſammtheit mit gebührender Anerkennung, und ich habe mich denſelben immer ſo nahe gehalten, als es mir meine Amtspflichten und Amtsgeſchäfte nur irgendwie erlaubten. Allein die bloße Beſchäftigung mit denſelben erſcheint mir durchaus nicht als hinlänglich. Mich dünkt, daß in dieſer Welt durchaus Alles auf das Ziel eines practiſchen Nutzens hinauslaufen muß, um wahrhaften Werth zu haben: „irre ich darin nicht, ſo müſſen dies conſequenterweiſe auch die Wiſſenſchaften.

„Da ſah' ich wieder den ächten Hamburger mit ſeinem „praktiſchen Nutzen!" lachte die Königin, aber ohne alle Bosheit, und klopfte dabei dem Greis leiſe auf die Schulter. „Ja, ja: auch Ihr verleugnet doch Eure Hamburger Natur nicht, ein ſo ſchönes und klaſſiſches Latein Ihr auch redet. Ihr liebt den Geſang der Lerchen; o ganz gewiß: aber eigentlich müß'

ten sie gebraten fingen, um jeden Augenblick „practischen Nutzen“ gewähren zu können. Ist es nicht so, mein würdiger Herr?

„Ew. Majestät belieben zu spotten,“ antwortete der Alte ernst.

„Ein wenig, ja,“ versetzte die Königin gutmüthig, denn Barthold Moller hatte sie durch sein vortreffliches Latein ganz und gar eingenommen; „ein wenig, ja,“ versetzte sie, „denn Ihr laßt mir nichts andres übrig, wenn ich nicht mit Euch grollen soll. Ihr könnt Euch einmal die Wissenschaften als ein für, durch und in sich bestehendes Ganzes, als einen isolirt stehenden Staat, abgesondert von jedem practischen Verhältnisse nicht denken.“

„Nein,“ versetzte der Greis fest und bestimmt.

„Nun, es sei darum,“ entgegnete die Königin. Ihr seid zu alt, um andern Sinnes zu werden, und es ist am Ende recht gut, daß Ihr Bürgermeister von Hamburg geworden seid und keinen Lehrstuhl bestiegen habt.“

Der Alte stand ruhig vor der Königin und sah ihr ins Auge aber erwiderte nichts.

„Damit aber“ — fuhr sie sarkastisch fort, „Euer gutes Latein auch einigen „practischen Nutzen“ habe, so erzeigt mir den Gefallen und gebt dem Herrn Syndicus Pauli und dem Rathsherrn vom Holte doch dann und wann einige lateinische Privatstunden, denn diese hamburgischen Gelehrten sprechen nicht

allein ein schülerhaftes, abscheuliches Latein, sondern sie haben auch noch mit der Grammatik dieser Sprache zu kämpfen, was keineswegs Hamburger Rathsherren oder Syndicis anständig sein möchte."

Barthold Moller wollte etwas antworten, aber Christina nahm ihm das Wort vor dem Munde weg indem sie rief: „still, still! Vertheidigt mir diese „Gelehrte" nicht, denn das könntet Ihr doch nicht in dem Maße, daß es ihnen auf die Beine hülfe. Reden wir über einen andern Gegenstand und zwar Latein, denn Ihr redet in Wahrheit gar zu gut.

Damit brachte sie ein anderes Thema mit lateinischer Zunge auf die Bahn, und der Bürgermeister ermangelte nicht, dasselbe in derselben Sprache aufzunehmen.

So unterhielt sich die Königin noch lange und in der besten Laune mit dem alten würdigen Manne und würde sich vielleicht noch länger mit ihm unterhalten haben wenn das Fest, das ihr zu Ehren angestellt war, sie nicht anderweitig in Anspruch genommen hätte.

„Vergeßt nicht," empfahl sie dem Greise zuletzt noch, als sie im Begriffe war, ihn zu entlassen, recht angelegentlich, „vergeßt nicht, mir noch den Peter Lambeck zu grüßen und ihm zu sagen, wir würden uns vielleicht bald in Rom sehen, wenn er anders dahin zurück zu gehen gedenke." —

Das Fest dauerte sehr spät, und die Königin

blieb bis faſt nach Mitternacht in Wandsbeck, wozu ſich eine Frau von Chriſtina's rückſichtsloſem Character gewiß keineswegs herbei gelaſſen haben würde, wenn ſie ſich nicht wirklich vergnügt hätte. Man muß indeſſen auch geſtehen, daß es weder der Landgraf zu Heſſen noch die übrigen hohen Gaſtgeber hatten an irgend etwas fehlen laſſen, woran ſie hoffen durften, daß es der Königin eigenſinnigen Geſchmack befriedigen möchte.

Trotz der ſpäten Abendzeit, ward doch die Königin durch das Steinthor wieder in die Stadt eingelaſſen, wodurch der brave Bürgermeiſter Moller auf ein Haar in die größte Verantwortung und Ungelegenheit gekommen wäre: denn zu damaliger Groß-Bocksbeutel-Zeit war das Öffnen des Thores zur Nachtzeit eine Prozedur von höchſter Wichtigkeit, eine förmliche Staatsangelegenheit, die ſelbſt der erſte Bürgermeiſter nicht entſcheiden, nicht allein abmachen durfte.

Am andern Morgen verließ die Königin Hamburg und ging nach Italien.

VII.

Vierzehn Jahre ſpäter.

Das Jahr 1668 fand die Königin Chriſtina von Schweden wieder einmal im Hauſe des reichen Juden Texeira, und ſie bewohnte eben dieſelbe Reihe Zimmer, welche ſie vordem inne gehabt hatte.

Viel hatte ſich während dieſer Zeit in dem Leben der merkwürdigen Frau umgeſtaltet, und wir finden ſie jetzt in einer ganz anderen Stellung als damals, wo wir ſie zum letzten Male ſahen.

Die Laſt der Krone, über deren Druck ſie ſich bereits im Jahre 1654 gegen Texeira beklagt hatte, mußte ihr endlich in der That zu ſchwer geworden ſein, oder es war auch eine ihrer tauſendfältigen Launen geweſen, welche über ſie gekommen: genug ſie hatte dieſe Krone ſchon vor mehreren Jahren freiwillig niedergelegt und ihrem Vetter überlaſſen. Aber auch mit ihrem Glauben hatte ſie entſchieden gebrochen, hatte in der Franziskaner Kirche zu Inſpruck zuerſt heimlich die proteſtantiſche Religion abgeſchworen und die katholiſche angenommen, ſpäter in Rom jedoch auf dieſen Act noch das Siegel einer pomphaften öffentlichen Feier drücken laſſen, welche der heilige Vater ſelber verherrlichte.

Im Uebrigen war ſie ganz dieſelbe geblieben, wenigſtens ſchien es ſo, vielleicht nur noch ein wenig

launenhafter, eigensinniger und bitterer geworden. Es kann daher wohl sein, daß einige Geschichtsschreiber Recht haben, wenn sie sagen, es sei auch von Christinen später, gleich wie von Carl V., manchmal tief bereut worden, daß sie die Krone und mit ihr Macht und Größe von sich gethan habe. Sie selber sprach dies natürlich niemals aus, allein ihrer nächsten Umgebung soll dies zu hundert Malen durch untrügliche Wahrzeichen gewiß geworden sein, wie ihr mit unter denn auch wohl ein Wort entflog, das sich gar nicht anders deuten ließ. Vielleicht erinnerte sie sich noch unterweilen mit schmerzlichen Gefühlen der Worte Tereira's: „allerdings kann man ohne eine Krone sehr glücklich sein, aber nur dann, wenn man noch keine getragen hat."

Sei dem Allen indessen nun, wie ihm wolle: dem oberflächlichen Menschenkenner mußte die Königin Christina durchaus unverändert vorkommen: Tereira's Menschenkenntniß indessen schiffte tiefer; er kannte diese Frau zu lange Jahre, zu gut, um getäuscht werden zu können.

„Da wären wir denn einmal wieder in Hamburg, Emanuel," sagte die Königin, nachlässig auf dem Kanapee ruhend. zu ihrem Wirthe, der vor ihr stand. „Mich dünkt Du bist älter geworden.

„Ew Majestät haben ganz allein das Privilegium, sich immer unverändert zu erhalten," erwiderte Tereira galant.

„Pfui, Emanuel, laß von dergleichen Phraſen, die ich nie an Dir gewohnt war," entgegnete Chriſtina. „Es giebt Menſchen, welche man zu ſehr achtet, um ſie ſchmeicheln hören zu mögen. Von dieſen biſt Du einer."

Texeira verbeugte ſich und ſagte dann: „ich ſpreche nur meine Ueberzeugung aus, wenn ich Ew. Majeſtät verſichern, daß ich Sie ganz unverändert finde."

„Ich fühle mich unverändert," ſprach die Königin; „Das iſt Alles, was ich meinerſeits davon ſagen kann; aber dies Gefühl iſt mir genug, und ich bin damit zufrieden. Was unſer Aeußeres betrifft, ſo liegt es außer dem Bereiche menſchlicher Kräfte, die Hand der anzeichnenden Jahre aufzuhalten oder ſie eine leichtere Schrift zu lehren, wie es außerdenſelben liegt dem Tode zu gebieten."

„Wie ſehr Recht haben Ew. Majeſtät!"

„Dabei fällt mir mein ehrlicher Bürgermeiſter Moller ein. Er hat auch heim gehen müſſen, ein wie klaſſiſches Latein er auch ſprach. Es iſt Schade darum; es iſt Schade, daß man dergleichen nicht einem Andern wie ſonſtige Erbſchaftsſtücke hinterlaſſen kann."

„Wenn das möglich wäre dann würde ich den einſtigen Erben Ew. Majeſtät beneiden."

„Du ſchmeichelſt wieder; allein dieſe Schmeichelei dürfen wir uns doch ſchon eher gefallen laſſen, denn

wenn wir wirklich einige Verdienſte und Würdigkeit beſitzen, ſo iſt dies einzig und allein in unſerm, wenn auch freilich nur ſehr unvollkommen im Wiſſen, in einigen unſerer Kenntniſſe zu ſuchen, die ſehr mangelhaft ſein mögen, indeſſen doch mit dem redlichſten Fleiße gewonnen ſind. Peter Lambeck's Erben wären zu beneiden, nicht die meinigen!"

„Ich höre, es iſt ein großer Gelehrter geworden."

„Wie ich vorausgeſagt hatte."

„Ein großer Gelehrter."

„Gewiß. — Und dieſen Mann der ſich beſcheiden herbeiließ, das Rectorat des hieſigen Gymnaſiums zu übernehmen, hat man hier ſo vielen Kummer und Verdruß gemacht, hat ihn ſo lange verketzert und verfolgt, hat ihn ſo lange mit theologiſchen Dummheiten gepeinigt, bis er ſich entſchloß, ſeine Vaterſtadt zu verlaſſen und auf ewig zu meiden."

„Iſt es möglich!"

„O dieſe Hamburger Paſtoren mit ihrer fanatiſchen Verfolgung und Ketzerricherei! Dieſe alten Zopfperücken des Rathhauſes mit ihrem verwitterten Gehirne! dieſe dumme Geldariſtokratie mit ihrem bäueriſchen Uebermuthe!"

„Ew. Majeſtät erzürnen ſich."

„Wie ſollte ich nicht! Nun, es iſt am Beſten für Peter Lambeck ausgeſchlagen. Hier unter dem Krämervolke, das jeder höhern Intelligenz ermangelt hätte doch niemals etwas Rechtes werden können.

Jetzt ist er in Wien, ist mit einer ansehnlichen Besoldung kaiserlicher Historiograph und Bibliothekar, genießt die freundlichste Gnade und das höchste Vertrauen der kaiserlichen Majestät, und wird von allen gelehrten Männern aus der Nähe und aus der Ferne aufgesucht."

„Es ist jedenfalls ein großer Verlust, den Hamburg in ihm erlitten und den es sich ganz allein selber zuzuschreiben hat."

„Ein großer" Verlust? Sage ein „ungeheurer", ein „unersetzlicher", ein Verlust, der Jahrhunderte hinein in die Zukunft der Hamburgischen gelehrten Zustände wirken wird! Was würde dieser Mann aus dem Gymnasium gemacht, zu welcher nie geahnten Höhe des Ansehns und des Ruhmes, auf welche Stufe gelehrter Bildung würde er es erhoben haben, wenn ihn nicht Hamburgische Pastoralwuth und Hamburgische Bocksbeutelei, wenn ihn nicht heimliche und offenbare Widersacher aus seiner Stellung verdrängt hätten! Ach, diese Hamburger Priester mit ihren undurchdringlichen Schädeln und ihren heuchlerischen Augenverdrehungen! Diese Hamburger Studirten, die von wahrer Gelehrsamkeit auch nicht einmal die blasseste Ahnung haben! Diese elenden Krämer die in ihren Kaffee- und Pfefferſäcken die Lösung der höchsten Lebensaufgabe finden, und deren Literatur sich auf ihre Comptoirbücher beschränkt!"

„Ew. Majestät sind im Ernste aufgebracht."

„Ich will es auch sein! Ich fühle mich empört

wenn ich mir lebhaft so viele Dummheit, mit so vieler Bosheit gepaart, ins Gedächtniß zurück rufe. Peter Lambeck hat mir Alles selbst erzählt. Ich habe ihn zuletzt vor fünf Jahren in Rom gesprochen. Er hat, wie Ihr wißt, gleich mir den katholischen Glauben angenommen. Mir sagte er, die protestantischen Hamburger Pfaffen hätten ihn eigentlich dazu vermocht durch eine Verfolgungswuth, die er im christlichen Glauben nicht zu entschuldigen wisse. — In Rom hatte ihm der Cardinal Barbarini ein Logis in seinem eigenen Pallaste anweisen lassen, und er bewegte sich dort im Kreise ausgezeichneter Cardinäle und anderer vornehmer und gelehrter Persönlichkeiten. Der Pabst selbst gab ihm eine halbstündige Audienz, in der er sich zur höchsten Zufriedenheit mit ihm über allerlei gelehrte Sachen unterhielt, und endlich versprach, ihm seine Privat-Bibliothek selbst zu zeigen."

„Was wohl dazu seine hiesigen Widersacher, Neider und Verfolger sagen werden!"

„Ach, sie wissen vielleicht nicht einmal etwas davon; allein ich werde dafür sorgen, daß sie es erfahren sollen!"

Ew. Majestät werden sich dadurch ein Verdienst erwerben; denn vielleicht bereuen Manche dann ihr Bezeigen gegen Lambeck, und Reue führt zur Besserung."

„Verstehst Du auch zu spotten? Nun, weshalb nicht: jene Menschen verdienen Ernst und Spott.

Gewiß iſt es, daß der Kaiſer täglich Peter Lambeck um ſich haben muß; ja ſogar auf Reiſen muß er ihn begleiten, und vom Pallaſte zur Bibliothek hat Leopold einen bedeckten Gang erbauen laſſen; um ſtets ungeniert die letztere beſuchen zu können. Wenn Sr. Majeſtät dies wollen, ſo zeigt er es jedesmal ſeinem lieben Bibliothekar vermittelſt eines Handbillets an. Peter Lambeck hat mir ſelber eines dergleichen überantwortet. Das ich noch unter meinen Papieren habe. Es lautet ungefähr: **Care Lambeci hisce tibi significare volui, me hac die velle venire ad Bibliothecam; vide, ibi sis hora tertia a Prandio, veniet mecum supremus camerarius comes Martinitz, et Wallstein, unde non decrunt Materiae de quibus loqui poterimus. Vale interea, et tuus semper clemens Dominus permaneo.***)

„Wir wollen nicht behaupten," ſetzte Chriſtina lächelnd hinzu, daß dies eben ein vorzügliches, daß es ciceroniſches Latein iſt, allein das haben wir ja auch nicht beweiſen wollen; es iſt kaiſerliches Latein. Leo-

*) Lieber Lambeck. Hierdurch habe ich Dir anzeigen wollen, daß ich beabſichtige, heute die Bibliothek zu beſuchen; ſei deshalb um drei Uhr Nachmittags dort. Der Oberkammerherr Graf Martinitz und Wallſtein werden mit mir kommen, woher es uns an Materien, worüber wir reden können, nicht fehlen wird. Lebe indeſſen wohl, und ich verbleibe Dein gnädiger Kaiſer.

vold iſt kein Gelehrter, er iſt nur Dilettant, allein er liebt die Wiſſenſchaften und ſchätzt und unterſtützt die Gelehrten und — das iſt für ihn genug und im Allgemeinen auch eigentlich nicht ſo gar wenig."

„Ew. Majeſtät ſind ſonſt in der Regel nicht ſo nachſüchtig," bemerkte Texeira.

„Doch, Emanuel verſetzte Chriſtina; wo die Gerechtigkeit es nicht ſtrenge anders fordert, will ich es immer gerne ſein. — Ich habe Peter Lambeck geſprochen. Er wird niemals wieder in ſeine undankbare Vaterſtadt zurückkehren: er zürnt ihr, aber haßt ſie nicht, er denkt ſogar manchmal mit tiefer Wehmuth an ſie zurück und bedauert nur aufrichtig, daß ſie, wie er ihr prophezeihet, in Ewigkeit der Wiſſenſchaften entfremdet daſtehen wird. Ich glaube an ſeine Prophezeihung. Damals hatte er eben dem Kaiſer ſeine historia litteraria und die zwei erſten Theile ſeiner Hamburgiſchen Geſchichte überreicht, die ſehr gnädig aufgenommen worden waren. Er iſt überaus fleißig; kurz er iſt ein großer Mann, und einen ſolchen haben die Hamburger aus ihren Mauern gejagt. Das iſt genug um dies Zeloten- und Krämervolk vollkommen zu charakteriſiren. Die Geſchichte wird es ihnen ſchon gedenken, und ich will es ihnen auch eintreiben, wo ich nur kann."

Dies ſagte die Königin, indem ſie vom Kanapee aufſtand, und dann ging ſie in unwilliger Bewegung im Saale hin und her ohne ein Wort zu ſprechen.

Plötzlich sagte sie: ich will ausreiten. Ich fühle mich nicht im Geringsten ermüdet. Ich glaube, daß das Reiten und die frische Luft mir gut thun werden."

Die desfallsigen Befehle wurden gegeben und die Pferde vorgeführt.

VIII.

„Das Fest auf dem Ballhause in der neustädter Fuhlentwiete.

1.

„Wir werden auch ein großes Fest geben müßen. Emanuel," sagte die Königin nach vier Wochen ihrer Anwesenheit in Hamburg und nachdem ihr zu Ehren von vielen Seiten die prachtvollsten Feste angestellt worden waren, zu ihrem Wirthe. „Freilich haben wir auf den uns zu Ehren gegebenen Festen uns nicht allerdings immer sehr vergnügt, allein daß darf einmal nicht in Betracht kommen Laß mir daher ein solches einrichten und nichts daran gespart werden. Da wir jedoch viele Personen einladen wollen, um die Sache auf ein Mal abzumachen, so wird der Raum Deines Hauses für diesmal zu beschränkt sein. Du mußt deshalb ein anderes Lokal aufsuchen lassen."

„Ew. Majestät haben zu befehlen," versetzte

Texeira. „Das Ballhaus in der Fublentwiete wird jedenfalls geräumig genug ſein, und ich werde dafür ſorgen, daß die desfallſigen Veranſtaltungen getroffen werden, ſobald ich Ew. Majeſtät nähere Befehle erhalten habe.“

„Wir wollen den 14. dieſes heute beginnenden Monats Februar zu dieſem Feſte beſtimmt haben, damit Dir Zeit genug bleibt, alle unſere Einrichtungen zu treffen. Ich bitte Dich recht ſehr, alles unſerer würdig einzurichten und es an nichts an gar nichts fehlen zu laſſen, was dem verwöhnteſten Geſchmacke nur gefallen kann, damit man über die arme Königin ohne Krone und Reich nicht die Naſe rümpfe und mit ihrem dürftigen Feſte keinen Spott treibe.

„Ew. Majeſtät dürfen durchaus beruhigt ſein.“

„Ich weiß das wohl, Emanuel, und ich bin immer beruhigt geweſen, ſobald Du einen Auftrag von mir zur Ausführung übernamſt. Du biſt mein Freund, und Du wirſt auch diesmal eher Alles als meinen guten Namen Preis geben.

„Ew. Majeſtät ſind zu gnädig.“

„Ich laſſe Dir nur Gerechtigkeit widerfahren, mein Freund, das iſt Alles. Erſt wenn man ſich aller Macht und Hoheit, aller Gewalt und alles Glanzes entkleidet weiß, erkennt man vollkommen, was ein Mann wie Du, werth iſt. Du dienſt uns noch immer fort, und wir ſind ſo dürftig geworden, daß wir

Deine treuen Dienſte mit gar nichts mehr vergelten können."

Das waren ſolche Worte, wie ſie Chriſtinen oft unbedachtſamerweiſe entflogen. Sie ſollten mit einer Art von Humor geſagt ſein, allein Texeira ſah tief in das Herz der Königin, und verſtand ſie nur zu gut.

„Wir ſind eine arme, abgedankte Königin," fuhr Chriſtine fort, „allein Du wirſt ſchon mit unſerer aufrichtigen Dankbarkeit für lieb nehmen."

„Ew. Majeſtät erdrücken mich mit Ihrer Gnade," ſprach Texeira.

„Stille, ſtille Emanuel: was ich ſage iſt wahr. Allein wir wollen von etwas Anderm reden. Du erinnerſt Dich, daß mich vor fünf Jahren mein Küſter, ein nichtsnutziges Subject, das früher einmal zu Padua Student geweſen war, beſtahl. Er ging bei Nacht in meine Capelle, packte den Kelch, die Monſtranz, die Krone, kurz Alles, was Werth hatte, in einen Sack und warf dies Geräthe mit einander zum Fenſter hinaus in der Abſicht, demſelben unmittelbar zu folgen. Zufällig aber war man des aus dem Fenſter fliegenden Sackes gewahr geworden, und als mein Küſter nun nachgeſprungen kam, hielt man ihn feſt, und er ward mir überliefert. Ich nahm ihn damals als Gefangenen mit nach Rom, über ſeine Strafe noch nicht mit mir einig. Was meinſt Du, das aus ihm geworden iſt?"

„Ew. Majeſtät haben ihn hängen laſſen."

„Völlig ſo übel iſt es ihm nicht ergangen, obwohl er es verdient hätte und noch weit mehr, da er ſich an die heiligſten Gegenſtände vergriffen, da er Kirchenraub begangen hatte.“

„So haben Ew. Majeſtät ihn auf zeitlebens einſperren laſſen.“

„Auch das nicht, Emanuel. Ich will es Dir ſagen: ich habe ihm verzieben; ihm iſt gar nichts geſchehen.“

„Das würde ich, wenn Ew Majeſtät es mir auszuſprechen erlauben wollen, ſicherlich nicht errathen haben.“

„Ich glaube es Dir,“ lächelte Chriſtina faſt etwas dämoniſch, „denn Du weißt, daß ich nicht mit mir ſcherzen laſſe. Höre aber nur, wie es zu ging, und Du wirſt es erklärlich finden. Ich hatte dem Menſchen ſein Todesurtheil eben geſprochen; er hatte alſo, ſo zu ſagen, ſchon den Strick um den Hals und ſollte eben weggeführt werden, da rief er, ich weiß nicht ob aus Verzweiflung oder ſich zum Troſte plötzlich aus:

„Non omnis moriar: multaque pars mei
Vitabit Libitinam!*)

Dieſe ſchönen Verſe einer der ſchönſten Oden des Horaz von einem Diebe ſo ganz anders auf ſich ſelbſt anwenden zu hören, kam mir Augenblicks ſo überaus

---

*) Ich werde nicht ganz und gar ſterben: mein beſter Theil wird der Todesgöttin entrinnen.

komiſch vor, daß ich laut und anhaltend lachen mußte und — er war gerettet: denn da ich nun gelacht hatte, glaubte ich auch, ihm verzeihen zu müſſen. Ich that es und jagte ihn einfach fort. — Nun, was ſagſt Du dazu?"

„Ich ſage, daß nicht einem Jeden ſein Studium des Horaz, ſo guten Nutzen bringt."

„Das ſollt' ich meinen. — Aber, ich bitte Dich, gieb Befehl, daß man die Pferde vorführe Es wird mir hier ſo eng; ich muß ins Freie, und das Wetter ſcheint erträglich geworden zu ſein."

So endigte dieſe Unterredung.

2.

Am Abende des 14. Februar war das Ballhaus in der neuſtädter Fuhlentwiete aufs Feſtlichſte geſchmückt. Zahlloſe Glaslampen von verſchiedenen Farben erleuchteten das große anſehnliche Gebäude und gewährten in ihren mannigfachen geſchmackvollen Geſtaltungen einen das Auge befriedigenden Anblick. Emblemen und verſchiedene allegoriſche Figuren waren außerdem hie und da im Transparent nicht ohne Geſchick angebracht. Ueber dem Portale ſah man eine glänzende Sonne und zu beiden Seiten derſelben, gleichfalls im Transparent, rechts das königlich Schwediſche Wappen und links das Hamburgiſche Wappen leuchten. Grüne

Tannenzweige mit einigen Blumen zu Feſtons gewunden, verbanden die einzelnen Theile der Illumination ſinnig genug mit einander zu einem harmoniſchen Ganzen und gaben dem altergrauen Hauſe ein heiteres, faſt feenhaftes Anſehen.

Drinnen war Alles natürlich noch prächtiger geſchmückt. Was für ſchweres Geld an Blumen nur aus den Treibhäuſern der nähern und entferntern Umgegend zu erlangen geweſen, war hier zu den zierlichſten Gewinden verwendet worden, welche den großen, neu decorirten Tanzſaal zierten, und zahlloſe Orangenbäume ſtrömten überall ihren ſüßen Duft aus. Auch in dieſem Saale und in den anſtoßenden Gemächern ſah man Transparente, welche mancherlei Beziehungen hatten, und die Menge der Kron- und Wandleuchter mit ihren tauſend Wachskerzen verwandelte das Dunkel des Abends und der Nacht in hellen Tag.

Die Geſellſchaft, welche ſich hier verſammelt hatte, war ebenſo ausgeſucht als zahlreich. Geladen waren, außer noch vielen Andern, welche alle aufzuführen unmöglich iſt, der ganze hochweiſe Rath und die ehrbaren Oberalten, die vornehmſten Kauf- und Handelsherren, die Geſandten oder Reſidenten fremder, mit der Krone Schweden befreundeten Mächte, viele Offiziere verſchiedenen Grades der in der Nähe Hamburgs herumliegenden Schwediſchen Völker, alle ausgezeichnete, ſich zur Zeit eben in Hamburg aufhaltende Perſonen, der Hofrath und Ritter, Baron Johann Gabriel

von Selb, kaiſerlicher Commiſſarius, welcher aus Wien gekommen, um die Streitigkeiten zwiſchen Rath und Bürgerſchaft beizulegen, der Stadtkommandant, u. ſ. w. Die gleichfalls geladenen Damen dieſer Herren bildeten zum Theil einen ſeltenen aber anmuthigen Blüthenkreis.

Es wurde an fünf großen Tafeln geſpeiſt. An der kleinern Tafel der Königin, ſaßen ihr zur Rechten der kaiſerliche Commiſſarius, und ihr zur Linken der erſte Bürgermeiſter der Hamburgiſchen Republik. Herr Barthold Tweſtrengen; ihr gegenüber ſaßen der Schwediſche General-Feldmarſchall Wrangel und der General von Schack.

Herr Baron von Selb war ein alter eingegrauter Wiener Diplomat, vorſichtig und zurückhaltend bis zur Pedanterie, bis zur Lächerlichkeit, weil in den unbedeutendſten Dingen, welche er alle wie Staatsangelegenheiten behandelte, woher ihn die plötzliche und rückſichtsloſe Frage der Königin: „nun, Herr Baron, können Sie mit der unruhigen Hamburger Bürgern fertig werden?“ wie ein Kanonenſchuß traf.

Da er eben kein großer Geiſt, ſondern vielmehr ein etwas beſchränkter Kopf war, ſo wußte er ſich im Augenblicke gar nicht zu beſinnen, endlich aber erwiderte er ſo gut es gehen wollte:

„Die Verhandlungen, Ew. Majeſtät, welche ich anzuknüpfen und zu leiten allergnädigſt beauftragt bin, ſind ſehr delikater Art, haben aber bereits begonnen,

und ich lebe der Hoffnung, daß es mir durch eine umsichtige Taktik gelingen werde, die unruhigen Elemente zu beschwören, jeden Theil klar über sein eigenes Interesse zu machen, und so die Parteien zu vereinigen."

„Was sagt Ihr dazu, Herr Bürgermeister?" wandte sich nun Christina an Herrn Barthold Twestrengen.

„Ich, Ew. Majestät, erwiderte dieser, hoffe dasselbe, was der Herr Commissair so eben ausgesprochen hat, und werde gewiß im Vereine mit dem Rathe Alles thun, was in meinen Kräften, um einen dauernden Frieden in unsere gute Stadt bald möglichst zurück zu führen."

„Aber was führt Ihr für ein Regiment, Herr Bürgermeister," brach nun Christina zum Entsetzen des Barons von Selb und des Herrn Barthold Twestrengen los, „was führt Ihr für ein Regiment, daß Ihr Euch die Bürger dermaßen über den Kopf wachsen laßt? Ich verstehe mich auch ein wenig auf das Regieren, und da kann ich Euch sagen, daß ich, wenn ich Hamburgisches Staatsoberhaupt zu sein die Ehre hätte, gewiß nicht erst nöthig haben würde, mir aus Wien in der Person eines friedlichen Helfers Trost zu holen. Gewiß, Ihr könnt mir es glauben, ich wollte die unruhigen Bürger schon auf eigene Hand so zu Paaren treiben, daß ihnen fortan die Lust zu jeder Widersetzlichkeit vergehen sollte!"

„Erlauben mir Ew. Majestät zu bemerken,"

wandte der kaiſerliche Commiſſarius, der ſich einmal ein Herz faſſen wollte ein, daß es hier von beiden Seiten Rechte, daß es hier ältere Uebereinkünfte und gegenſeitige Zuſicherungen, Receſſe, giebt, welches Alles genau zu unterſcheiden und zu berichtigen iſt und in höchſten Betracht kommen muß."

„Und daß unſer Hamburg ſo zu ſagen eine Republik iſt, deren Oberhaupt aus Rath und Bürgerſchaft beſteht, woher dem erſtern ſehr die Hände gebunden ſind," fügte der Bürgermeiſter Barthold Tweſtrengen hinzu.

„So macht Eure Hände frei!" rief die Königin heftig. „Sollte das eine Kunſt ſein? Republick oder nicht Republick: Ordnung muß in jedem Staate ſein, und ich wollte mich anheiſchig machen, den Trotz Eurer übermüthigen Bürger in vier und zwanzig Stunden zu brechen." Dann ſich an den ihr gegenüberſitzenden General-Feldmarſchall Wrangel wendend, fragte ſie haſtig dieſen: „was iſt Eure Meinung von der Sache, Wrangel?"

„Wenn Ew. Majeſtät," verſetzte der alte benarbte Soldat," ganz allein nur mein Regiment in die Hand nehmen wollen, ſo wette ich meinen Marſchallsſtab gegen einen Beſenſtiel, daß Höchſtdieſelben in weniger als zwölf Stunden mit dem widerſpenſtigen Volke fertig werden."

„Von ſolchen extremen Schritten," wagte Herr von Selb einzuwerfen, „kann durchaus zur Zeit nicht die Rede ſein."

„Warum nicht? fragte raſch die Königin.

„Wir vermeiden gerne," antwortete Herr Barthold Zweſtrengen, „Gewaltmaßregeln bis zum letzten Augenblicke."

„Gerne?" wiederholte die Königin, ſpöttiſch ihre Lippe in die Höhe ziehend, „alſo aus Liebhaberei.

Der Bürgermeiſter verſtand ſie nicht. Sie fuhr fort:

„Ihr thut ſehr Unrecht daran, bis zum letzten Augenblicke zu warten. Da ſeid Ihr ſelbſt Schuld an der Vergrößerung des Uebels und an den umfaſſendern und noch ſtrengern Maßregeln, welche ſpäterhin ergriffen werden möchten. Man kann einen Krebsſchaden nicht früh genug mit glühendem Meſſer herausſchneiden. Man muß nicht warten bis er den ganzen Körper ergriffen hat."

„Wir werden hier, wie ich verſichert bin, noch ohne Gewalt und ganz allein durch Güte fortkommen," ſagte der kaiſerliche Commiſſarius gravitätiſch. „Es iſt nicht die erſte Mißhelligkeit, die ich beilege."

„Meinetwegen!" erwiderte die Königin unmuthig und nicht ohne Hohn; dann aber, weil ſie ſich nicht bekämpfen konnte oder wollte ſagte ſie ſarkaſtiſch: „ich zweifle keineswegs an Eurer diplomatiſchen Weisheit und Anſtelligkeit; indeſſen meine ich gehört zu haben, daß Ihr bis dahin nur ſehr ſaure Früchte von Eurer Staatskunſt hier geerndtet hättet und in nichts, verſteht mich wohl, Herr von Selb, in gar nichts vorwärts gekommen wäret."

„Ew. Majeſtät ſcheinen vergeſſen zu wollen," antwortete der Commiſſarius wichtig," daß der diplomatiſche Weg ein langſamer iſt und ſein muß."

„Daß er das unterweilen iſt," entgegnete die Königin, „iſt mir bekannt; daß er es ſein muß, iſt mir nicht klar. Man hat mir ferner hinterbracht, daß die Bürgerſchaft ein Vergleichs-Concept von Euch ein für alle Mal und entſchieden verworfen, Euch auch ſolches zurück gegeben habe, und daß Ihr, weil Ihr Euch eben rathlos befändet, nun unverrichteter Sache nach Wien, dahin zurückkehren würdet, woher Ihr gekommen."

„Wer kann Ew. Majeſtät dergleichen hinterbracht haben?" fragte überraſcht und verlegen der Wiener Diplomat.

„Ja," antwortete die Königin mit ironiſchem Lächeln," wir ſind zwar nur eine Königin ohne Krone, allein wir haben trotz deſſen doch einige Berichterſtatter, auf deren Treue wir uns verlaſſen können."

„Ew. Majeſtät verzeihen," ſagte der kaiſerliche Commiſſarius, „allein Höchſtdieſelben ſind doch nur mangelhaft unterrichtet."

„Ich ſollte es nicht meinen," entgegnete Chriſtina leicht hin.

„Zwar iſt es wahr," fuhr Jener, geſammelt, fort, „daß die Bürgerſchaft ſich noch nicht zum Ziele legen will; allein damit hat es gar keine Noth: über Kurz oder Lang wird es doch geſchehen. Man muß ihr

die gehörige Zeit zum Nachdenken geben, und wenn ich beabsichtige nach Wien zu reisen und dies vollführe, so ist die Sache hier damit keineswegs aufgegeben, denn ich reise einzig und allein nur darum, um mir — neue Instructionen zu holen."

„Der Tausend!" rief die Königin lachend, „zu holen? Ich pflegte dergleichen meinen Bevollmächtigten beständig durch Courire zukommen zu lassen. Nur um die Reisekosten zu sparen!" fügte sie ironisch hinzu „Hat man in Wien diese Einrichtung nicht?" fragte sie dann scharf.

„Allerdings," erwiderte stockend Herr von Selb. „Allein des Kaisers Majestät haben meine Hinüberkunft verlangt."

„Ach so!" rief mit fast beleidigender Ironie Christina. „Das ist etwas Andres. Ich vermag mir dies sehnsüchtige Verlangen recht lebhaft vorzustellen, Herr von Selb. Der Kaiser wird Euch auch sicherlich bei sich behalten, weil eine Trennung von Euch ihm vielleicht gar zu schwer fallen würde."

„Ew. Majestät!" rief der Baron betreten."

„Herr von Selb!" sagte Christina mit siegendem Tone, und sah den Baron mit blinzendem Auge an.

Der Commissarius verstummte, die Königin aber sprach weiter:

„Reiset in Gottes Namen, Herr Commissarius; aber rühmt mir nur nie wieder Eure langsame, vorsichtige, fern von aller Energie bleibende Diplomatie

und Politik. Ihr täuscht mich nicht und sehet eben selbst, was bei einer solchen herauskommt. Wrangels Regiment hätte, wie der General-Feldmarschall sehr wahr bemerkte, das Geschäft in zwölf Stunden abgemacht, das Ihr für jetzt aufzugeben gezwungen worden seid. Grüßet mir übrigens sobald Ihr nach Wien kommt des Kaisers Majestät und nächst diesem den gelehrten Peter Lambeck. Doch mit dem werdet Ihr wohl nicht in Berührung kommen"

„Nach diesen Worten brach sie das für den kaiserlichen Commissair sehr peinigende Gespräch ab und wandte sich mit einer gleichgültigen Frage an den ihr ebenfalls gegenüber sitzenden General von Schack, zur großen Beruhigung des Bürgermeisters, der bis dahin wie auf Nadeln gesessen hatte, fürchtend, die Reihe werde auch wiederum an ihn kommen, von der Rücksichtslosigkeit der hohen Gastgeberin leiden zu müssen. Allein der Kelch ging diesmal an ihm vorüber. Christina hob kurz nachher die Tafel auf.

3.

Den Ball eröffnete die Königin mit dem General-Feldmarschall Wrangel. Weiter tanzte sie nicht, sondern sah dem Tanze nur zu, spielte einige Stunden Karten und unterhielt sich während der übrigen Zeit mit den ausgezeichnetsten Persönlichkeiten in der Gesellschaft, ließ sich auch Diesen oder Jenen präsentiren.

Bei dieſer Gelegenheit wurden ihr auch die vier erſt ganz kürzlich an dem Gymnaſium erwählten Profeſſoren, der Dr. Vogel, Licenciat Placius, Dr. Ankelmann und Herr Siverſen vorgeſtellt.

Die Königin redete mit dieſen Herren über mancherlei gelehrte Sachen, ausſchließend in lateiniſcher Sprache, und jene bemerkten bald, daß ſie ſich zuſammen zu nehmen hatten. Vorzüglich nahm die Königin den Dr. Ankelmann auf's Korn, da ſie nach wenigen Worten ſchon erkannt hatte, daß er zu den muckerhafteſten Orthodoxen gehörte, die es ſelbſt in Hamburg nur geben konnte.

„Ihr ſeid nicht ganz jung mehr, Herr Doktor," ſagte ſie zu ihm. "Hattet Ihr vielleicht in Hamburg bereits ſchon eine geiſtliche oder andere Anſtellung zur Zeit, als Peter Lambeck von hier vertrieben wurde?"

„Nein, Ew. Majeſtät," antwortete der Doctor mit reſpektvoller Verbeugung; „ich bekleidete bis vor Kurzem auch damals eine kleine Stelle im Hannoverſchen und befinde mich erſt ſeit wenigen Wochen hier."

„Das iſt Schade," fuhr die Königin fort, „Ihr würdet, wenn ich mich nicht ganz und gar irre, dem Manne auch nichts geſchenkt haben."

„Ich verſtehe Ew. Majeſtät nicht," ſagte der beſtürzte Doctor.

„Nicht?" rief die Königin; nun ſo will ich verſuchen, mich deutlicher auszudrücken, ich meine, wenn Ihr damals ſchon hier in irgend einer Function wirk-

ſam geweſen wäret, ſo würdet Ihr auch das Eurige dazu beigetragen haben, dieſen gelehrten Mann vom Gymnaſium und aus Hamburg zu ſchaffen, ſo würdet auch Ihr Euer „„kreuziget, kreuziget ihn!““ gerufen haben.“

„Wenn es wahr iſt,“ verſetzte der Doctor mit ächt geiſtlichem Trotz, “daß ſein Glaube mit der Augsburgiſchen Confeſſion im diametralen Widerſpruche geſtanden, ſo würde ich wenigſtens nicht haben mit ihm zuſammen an einer und derſelben Anſtalt wirkſam ſein können.“

„Und das habt Ihr die Frechheit, mir gerade ins Geſicht zu ſagen?“ fuhr Chriſtina auf, „mir die ich nicht allein die Augsburgiſche Confeſſion für nichts achte, ſondern ſogar mit dem ganzen Lutherthume gebrochen habe? Was hat die Theologie mit den übrigen gelehrten Wiſſenſchaften zu thun? Was hat mit ihnen der Glaube zu ſchaffen? Im Oriente giebt es manch[illegible]iſere Leute, als wir ſind. Die proteſtantiſchen Theologen ſind beſtändig die Hemmſchuhe alles Fortſchritts, auch das in den Wiſſenſchaften geweſen, und in Hamburg haben ſie es von jeher am Tollſten getrieben. Nie werden weder Euer Gymnaſium noch auch andere gelehrte Anſtalten bei Euch und im übrigen proteſtantiſchen Deutſchland in ihre richtige Stellung kommen, ſo lange nicht wirkliche Gelehrte an die Spitze derſelben geſtellt werden, wirkliche Philologen, nicht abgejagte Theologen, welche die Philologie ganz

handwerksmäßig nebenbei treiben, und daher darin ſtets bejammernswerth ſind."

Der verdutzte Ankelman vermochte Anfangs nichts zu erwidern; da aber Chriſtina ihm Zeit laſſen zu wollen ſchien, ſo raffte er ſich auf und trat der Königin noch keck genug entgegen. Dieſe aber rief, ihn plötzlich in ſeiner Rede unterbrechend:

„Da haben wir es, Herr Doctor! Ich würde Euch ohne Gefahr die Schwediſche Krone anbieten können — d h. falls ich ſie noch zu vergeben hätte — ich würde ſie Euch ohne Gefahr anbieten können, wenn Ihr vermögend, mir die eben gebrauchte Conſtruction in irgend einem lateiniſchen Claſſiker nach zu weiſen. Sie iſt eine ganz moderne, ja eine ſelbſt erfundene, welche wir ein für alle Mal verwerfen müſſen."

Der Doctor wußte nichts zu ſagen, ſeine Collegen ſahen bald ihn, bald einander ſelbſt an, denn die Königin hatte vollkommen Recht gehabt: jene Conſtruction war unklaſſiſch.

Jetzt nahm der Profeſſor Siverſen das Wort und ſagte:

„Ew. Majeſtät haben gewiß eine ſehr ſcharfſinnige Bemerkung gemacht, indem Sie die Philologie als eine durchaus ſelbſtſtändige und unabhängige Wiſſenſchaft angeſehen haben wollen, allein es mangelt überall an Inſtituten, an eigentlichen philologiſchen Seminarien, welche dem Zwecke, ſie unabhängig zu ſtellen

in die Hände arbeiten, auf denen die Jugend ausschließlich eine philologische Bildung erhält."

„Ach, Herr Siverſen!" ſprach überraſcht Chriſtina und fragte dann: Ihr ſeid nicht graduirt?"

„Nein, Ew. Majeſtät," lautete die Antwort.

„Warum nicht?"

„Ich habe es nicht für nöthig gehalten."

„Ich halte es auch nicht für nöthig, und wer ein ſo vortreffliches Latein, wie Ihr, ſpricht, der fertigt ſich jeden Augenblick ſein Doctordiplom ſelbſt aus. Wo habt Ihr denn aber Euer ſchönes Latein gelernt?"

„Ich war vom Jahre 1653 bis 57 ein Schüler Peter Lambeck's."

„Ihr ein Schüler dieſes großen Mannes?" rief die Königin erfreut, „Ach, das iſt herrlich! Ja, da müßt Ihr wohl Latein können! Ihr ſollt mir von Eurem Lehrer und ſeiner damaligen Wirkſamkeit erzählen: bleibt!" dann ſich mit Hoheit zu den übrigen drei Herren ſich wendend, ſagte ſie: „es freut mich, meine Herren, Sie geſehen zu haben. Vergnügen ſie ſich, wie Sie können, unſere Perſon darf Ihnen darin nicht weiter hinderlich ſein: Sie ſind entlaſſen."

Dies ſagend, winkte ſie wie gewöhnlich mit der Hand, und die drei Herren Profeſſoren entfernten ſich nicht eben ungerne aus der Nähe der Königin.

Mit Herrn Siverſen unterhielt ſie ſich nun noch längere Zeit über ihren theuren Peter Lambeck, bis ſie endlich auch dieſen vierten Profeſſor, allein mit ganz

besonderer Huld entließ und ihn bei seiner Entlassung noch ganz besonders ihrer fortwährenden Gnade versicherte.

Das Fest dauerte zur allerseitigen Befriedigung, bis an den lichten Morgen, obgleich die Königin sich gegen ein Uhr entfernte.

IX.

Das Christinenpförtchen.

Eine große Volksmenge wogte schon mehrere Stunden lang vor dem Hause des „reichen Juden" in wechselnden Fluthen auf und ab. Es war am Abende des 15. Juli, fünf Monate nach dem Feste auf dem Ballhause, von welchem wir so eben berichtet haben. Die allgemeine Neugier betrachtete sich die bald beendigten Einrichtungen, Verschlage und Gerüste, welche am Aeußern des Texeira'schen Hauses eben gemacht und angebracht wurden zum Behufe einer großen Illumination, welche heute nach Dunkelwerden angezündet werden sollte; mit noch größerem Interesse aber sah das Volk auf die Vorkehrungen welche man auf beiden Seiten des Hauses traf, denn dort werde, sagte Einer zum Andern, aus zweien Springbrunnen heute Abend rother und weißer Wein springen.

Zwiſchendurch trieb der oftmals ſehr derbe Hamburger Volkswitz ſein raſches Spiel.

Die Königin Chriſtina hatte abermals heute ein Feſt, und zwar in Texeira's Hauſe, zu Ehren des neu erwählten Pabſtes Clemens X angeordnet.

Einige Fremde, welche zufällig des Wegs kamen und alle die Anſtalten ſahen, welche an dem Texeira'ſchen Hauſe gemacht wurden, von ihrem Zwecke aber nicht das Geringſte wußten, fragten, erſtaunt über das große Volksgewoge, einen ſtämmigen Schlachtergeſellen, was es hier denn eigentlich gäbe, daß ſo viele Menſchen ſich verſammelt hätten.

„Das wiſſen die Herren nicht?" entgegnete der Schlachtergeſell.

Die Fremden verſicherten: „nein."

„Nun, denn will ich dienen und Ihnen es ſagen." fuhr Jener fort. „Sehen Sie, in jenem Hauſe an welchem man eben mancherlei Anſtalten trifft, wohnt der König Salomo, zu dieſem iſt die Königin von Saba gekommen und — heute halten ſie Hochzeit."

Ein lautes Gelächter der Umſtehenden belohnte dieſen Witz und regte den Witzling an, fortzufahren, was er dann auch that indem er ſagte:

„Der König Salomo iſt zwar ein Jude, und die Königin von Saba ein Katholikin: allein das macht nichts aus, und wenn ſie ſpäter in die Wochen kommen ſollte, ſo wird ſie ſehr wahrſcheinlich einen Türken zur Welt bringen."

Die umstehende Menge lachte noch lauter.

Die Fremden machten sich davon. — Die Scene wechselte.

„Ich möchte nur wissen," sagte ein Maurer im Costüm, „was diese verfluchte Papistine, so lange hier in Hamburg bei dem „reichen Juden" macht. Ich glaube sie hält sich in unserer Stadt schon länger als ein halbes Jahr auf"

„Was sie hier macht?" sagte ein Schustergesell mit ganz zerrissenen Stiefeln, "das will ich Dir sagen: der "reiche Jude" und sie, haben um eine Million gewettet, wer den Andern zu erst zu bekehren im Stande sein werde, und da wenden sie nun seit einem halben Jahre alle mögliche Mühe auf, er, sie zur Jüdin zu machen, und sie, ihn in den Schoos der katholischen Kirche zu führen."

Dies Bon-mot ward bei weitem nicht so allgemein und so laut belacht, als das des stämmigen Schlachtergesellen belacht worden war, und ohne Zweifel aus dem Grunde nicht, weil die Meisten der umstehenden Zuhörer diese Erklärung für durchaus nicht widersinnig, sondern Gegentheils für sehr wahrscheinlich hielt und die Sache daher für Ernst nahm.

„Es ist eine Schande werth, daß so ein heidnischer Jude und so eine ungläubige Papistine Geld wie Heu haben und im Stande sind solcherlei Feste zu geben, während wir rechtgläubigen und frommen Christen es kaum bis auf's tägliche Brod bringen

können," rief ein Handſchuhmacher der in ſeinem Leben nichts hatte thun mögen.

„Ei Gevatter Schneppel," rief ein wahrſcheinlich ihm Befreundeter, lachend, indem er ihm mit ſchwerer Hand auf die Schulter klopfte, „was ſchwatzt Ihr doch! Wenn ſich die Königin würde von Euch heute ein Paar Handſchuhe anmeſſen laſſen, ſo hätte ſie ja doch ein Jahr lang darauf zu warten."

Auch dieſer freundſchaftliche Scherz ward von Allen, die den trägen Handſchuhmacher kannten, nicht wenig belacht; dieſer aber antwortete unwirrſch:

„Ich arbeite gar nicht für ſolche Heiden."

„Sagte doch" — ſprach mit weinerlicher Stimme und heuchleriſch verdrehten Augen ein kleiner ausgedörrter Schneider — am vorigen Sonntage noch unſer würdiger und gottſeliger Senior Paſtor Müller auf der Kanzel, daß wir von uns thun müßten alle Juden und andere Ungläubige, damit uns nicht dieſelbe Verdammniß träfe, welche ſie treffen müſſe!"

„Ja, ja, der Paſtor Müller iſt ein Mann nach dem Willen Gottes, und was er ſagt iſt ſo gut, als wenn es in den Evangelien ſelber ſtünde," ſagte ein Geiſtverwandter des dürren Schneiders.

„Warum dulden wir denn noch ſolche Räudige in unſerer frommen Heerde?" ſchrie ein Diskant aus der ſchwindſüchtigen Bruſt eines Vergolders.

„Wir müſſen ſie alle zum Teufel jagen!" brüllte

ein tiefer Baß, der einem breitſchulterigen Brauerknecht angehörte.“ Alle zum Teufel!

„Da bin ich ohne Umſtände dabei, Gott verdamme mich!“ fluchte eine alte Theerjacke, und warf ſein „Prümpge“, ſeinen Rolltaback, nachdem er zuvor ausgeſpuckt hatte, im Maule herum; da bin ich. Gott verdamme mich dabei!“

„Wir wollen uns wenigſtens für's Erſte heute Abend in den papiſtiſchen Wein, weil er doch einmal da iſt beſaufen,“ wieherte ein anderer aus dem Haufen.

„Und dann machen wir, wie ſich von ſelbſt verſteht, ein wenig Spektakel!“ ermunterte eine Dritte unbekannte Perſönlichkeit.

„Ja ja: ein wenig Spektakel wollen wir machen!“ ward von anderer Seite verſichert.

„Oder recht viel, was noch beſſer iſt,“ erſcholl es aus der Menge.

„Wir wollen ſchon das Feſt feiern helfen,“ hörte man ferner rufen, „wenn wir nur erſt den Wein im Leibe habe; vorausgeſetzt, daß wirklich welcher ſpringen wird.“ —

So unterhielt ſich das Volk vor dem Hauſe Texeira's.

In Texeira's Hauſe waren indeſſen alle Anſtalten zu dem Feſte, welches Chriſtina zu Ehren

der Wahl des Pabſtes Clemens X. zu geben im Begriffe war, bereits vollendet. Der Abend mußte bald hereindunkeln, und nach und nach trafen die geladenen Gäſte, Einer nach dem Andern ein und wurden von einem Kammerherrn der Königin, welche im Empfangsſaale nicht anweſend war empfangen.

Auch Tereira weilte noch außer Hauſe, von unaufſchiebbaren Geſchäften zurückgehalten.

Als er zurückgekommen war, erſuchte ihn ſein Kammerdiener um die Schlüſſel der Giebelzimmer.

„Wozu?“ fragte Tereira.

„Weil nur von dort aus der Transparent befeſtigt werden kann,“ war die Antwort, „der heute Abend brennen ſoll.

„Was iſt denn das für ein Transparent?“ fragte Tereira wieder.

Der Kammerdiener beſchrieb ihm denſelben ſo gut er es im Stande war, und hatte auch die lateiniſche Inſchrift deſſelben nothdürftig behalten.

„Was iſt das für eine Inſchrift?“ fragte noch ein Mal Tereira haſtig und wie es ſchien von den Worten des Kammerdieners ſehr überraſcht und unangenehm berührt: „was iſt das für eine Inſchrift?„

Der Kammerdiener wiederholte ihm noch ein Mal die Worte derſelben, und ſein Herr ſchien etwas zu erblaſſen.

„Und wer hat das denn anordnen können?“ fragte er.

„Die Königin allerhöchſt ſelbſt," lautete die Antwort.

„Nun," verſetzte der Hausherr, hochaufathmend, „die Schlüſſel werden ſich ſpäter finden."

Damit ſtieg er raſchen Trittes die Treppe hinauf nach den Gemächern der Königin, denn er war entſchloſſen derſelben Vorſtellungen wegen des Transparentes zu machen, und als er oben angelangt war und das Vorzimmer Chriſtina's erreicht hatte, ſagte er zu einem Pagen, der dort den Dienſt hatte:

„Melde mich ſogleich Ihrer Majeſtät."

„Ihre Majeſtät machen eben Toilette," wendete der Page ein.

„So werde ich warten, bis dieſe beendigt iſt," ſagte Tereira unmuthig und warf ſich ſorgenvoll in einen Seſſel.

Eine halbe Stunde mochte er gewartet haben, als aus dem Zimmer Chriſtina's geklingelt wurde. Der Page eilte hinein.

Als er wieder zurückkehrte, ſagte er, „Ihre Majeſtät erwarten Euch, Herr Tereira."

Dieſer trat bei der Königin ein.

„Nun, Emanuel. Du warteſt ſchon eine halbe Stunde?" ſagte freundlich die Königin, „und das dazu in Deinem eigenen Hauſe? das iſt hart. Allein wir ſind ein Weib leider Gottes einmal, und wir konnten Dich doch unmöglich bei unſerer Toilette zulaſſen."

Dies letztere ſagte ſie ſo natürlich und man darf ſagen ſo anmuthig, daß es entzückend geweſen wäre, wenn es nicht eben die ſo ganz und gar unſchöne Chriſtina geſagt hätte.

„Wenn Ew. Majeſtät mir nur willfahrten wollten," verſetzte Tereira, „ſo habe ich gewiß nicht zu lange gewartet."

„Dir willfahrten?" entgegnete die Königin; wie kommſt Du mir vor? Doch was haſt Du eigentlich auf dem Herzen? ſprich,"

„Ew. Majeſtät haben einen Transparent befohlen antwortete Tereira ſich verneigend," auf welchem außer verſchiedenen Emblemen auch eine lateiniſche Inſchrift befindlich iſt."

„Das habe ich," verſetzte die Königin, erſtaunt über dieſen Eingang ihres Wirthes. Daſſelbe iſt nach meiner ſpeciellen Angabe verfertigt, wie ich denn auch die Inſcription ſelbſt verfaßt habe. Allein was iſt es damit? Du machſt mich neugierig."

„Ich möchte Ew. Majeſtät bitten, den Transparent nicht aufſtellen zu laſſen.

Was fällt Dir ein, Emanuel?"

„Ich bitte Ew. Majeſtät den Transparent nicht aufſtellen zu laſſen."

„Biſt Du geſcheidt?"

„Ich glaube es und wiederhole zum dritten Male meine dringende Bitte.

„Was ſoll das bedeuten?"

„Die Aufstellung dieses Transparents dürfte von kaum zu berechnenden Folgen sein; darum ersuche ich Ew. Majestät, es nicht aufzustellen."

„Von kaum zu berechnenden Folgen?"

„Ja, Ew. Majestät. Das Hamburger Volk ist durch den Fanatismus seiner Priester, welche Haß und Verfolgung gegen Alles, was nicht Lutheraner ist, gegen Katholiken, Juden u. s. w. öffentlich auf den Kanzeln predigen und im stillen Privatleben lehren, selber bis zum Fanatismus gegen alles Nicht-Lutherische aufgestachelt worden. Der Pabst ist ihm der Antichrist, ein wahres Ungeheuer, das es sich nicht anders als mit Krallen und Pferdefuß vorzustellen vermögend ist."

„Ach, geb' mir doch:"

„Ich übertreibe nicht und weiß am Besten, wieviel ich manchmal von der durch ihre Priester aufgestachelten Menge zu dulden habe, wie vorsichtig ich auftreten muß, um nicht Alles auf's Spiel zu setzen."

„Nun weiter!" sagte die Königin ungeduldig, und tippte mit der Spitze ihres rechten Fußes mehrere Male ungeduldig den Boden.

„Das Volk' — fuhr Tereira, der alle seine gewohnte Ruhe wiedergewonnen hatte, fort — das Volk hat von der eigentlichen Veranlassung des heutigen Festes keinen klaren Begriff; wenn aber der von Ew. Majestät beabsichtigte Transparent aufgestellt werden sollte, so wird die Inschrift, für welche sich leicht ein

Ueberſetzer findet, vielleicht auch ſchon dieſes oder jenes Emblem deſſelben dem Volke Alles klar und deutlich machen, und das Volk wird ſicherlich nicht unterlaſſen, dagegen zu demonſtriren und ſeine Unzufriedenheit mit dieſem Feſte an den Tag zu legen."

Aber was in aller Welt geht es uns denn an, was dem Volke von unſerm Feſte zu halten beliebt?

„Ew. Majeſtät kennen weder die Sinnesart der unteren Schichten des Volks noch ihre Ausdrucksweiſe, wenn Höchſtdieſelben mir dies zu ſagen erlauben wollen."

„Nein, die kenne ich freilich nicht, ich bin aber auch gar nicht lüſtern, eine ſolche Bekanntſchaft zu machen."

„Darum eben bitte ich, den Transparent fortzulaſſen.

„Des Volkes wegen?"

„Dies Hamburger Volk iſt in ſeiner rohen, fanatiſch aufgeſtachelten Wuth wie ein wildes Thier und weiß von keiner Vernunft mehr. Wenn der Transparent aufgeſtellt wird, ſo ſteht Alles zu befürchten."

„Und dies „Alles" heißt?"

Daß man mein Haus ſtürmt und daſſelbe mit allem, was darin, zu einer Ruine machen, daß man keinen Stein auf einander laſſen wird, das möchte die nächſte Folge ſein, nachdem das Volk ſich im Weine berauſcht hat; allein das iſt auch das Geringſte; denn wenn die Sache ſchnell geht und uns überraſcht

ehe Ew. Majestät sich retten können, so fürchte ich für Ew. Majestät Leben so wie für das unser aller."

„Du träumst. Eben der gespendete Wein wird das Volk in der besten Laune erhalten."

„Ganz gewiß das Gegentheil, wenn Ew. Maj. nicht wenigstens die Inschrift von dem Transparente lassen."

„Die werde ich nicht fortlassen."

„Dann stehe ich für nichts."

„Die werde ich nicht fortlassen," wiederholte die Königin mit Entschiedenheit. Meinst Du, ich könnte mich vor dem Hamburger Volke fürchten? Wahrlich, darüber muß ich lachen! Außerdem aber haben wir ja unsere Wache."

„Freilich, Ew. Majestät; allein wenn sie auch verzehnfacht wäre, so würde gegen Volkswuth" — —

„Ach!" rief Christina und stampfte mit dem Fuße, „sprich mir doch nicht immer von dem Volke als von einer Macht! Ich habe manches Jahr lang ein Volk regiert und weiß daher recht gut, wie viel es damit auf sich hat. Es geht damit, wie mit einem Pferde: ein wenig schmeicheln, ein wenig Schläge, ein wenig Sporn und — Alles ist in Ordnung.

„Ew. Majestät nehmen wahrscheinlich die Sache zu leicht, wenn Sie mir erlauben wollen."

„Und Du nimmst sie wie Blei. Allein Du fürchtest für Deinen Besitz."

„Nein, Ew. Majestät," versetzte Texeira, „ein

ſolcher Verdacht thut mir großes Unrecht. Ich fürchte nicht einmal für mein Leben, ich fürchte nur für Ew. Majeſtät Sicherheit."

„Ich glaube es Dir Emanuel," ſagte Chriſtina ſo herzlich, als es in ihrer Natur lag, und reichte Tereira die Hand, welche dieſer ehrerbietig küßte." Ich glaube es Dir; allein ſei unbeſorgt: Du ſiehſt Geſpenſter. Darum bitte ich Dich, geh und ſorge dafür, daß mein Transparent erleuchtet werde, ſobald es dunkelt."

Tereira war unmuthig und tief bekümmert von der Königin gegangen Sein Kammerdiener empfing die Schlüſſel zu den Giebelzimmern von ihm, wobei er ſagte: „der Transparent ſoll erleuchtet werden, ſobald es hinlänglich dunkel iſt, was gegen halb elfe der Fall ſein wird" Dann murmelte er in ſich hinein: ‚der Eigenſinn dieſer Frau reißt uns noch Alle ins Verderben! Jedenfalls wird es nicht überflüſſig ſein, die Stimmung des Volkes ein wenig zu betaſten."

Er nahm hierauf einen weiten Mantel um, ſetzte einen breiträndrigen Hut auf und ging durch eine Nebenthür auf die Gaſſe, wo die Dämmerung ſich ſchon ſo tief geſenkt hatte, daß man nur noch die nächſte Nähe deutlich erkannte, und wo das Volk in noch höher geſchwollener Fluth nach wie vor auf und ab wogte.

„Ob denn der Kram noch nicht bald losgeht?“ sagte der Brauerknecht, deſſen wir bereits erwähnten.

„Es wäre endlich wohl Zeit,“ meinte der Schuſtergeſelle.

„Mir iſt es nur um des Weins wegen, welcher da ſpringen ſoll,“ verſicherte der Handſchuhmacher, um all das Uebrige kümmere ich mich wenig.“

„Aber lieben Leute,“ fiſtulirte der Schneider, wird es denn auch keine Sünde ſein von dem Weine dieſer Ketzerin zu trinken?“

„Ei,“ ſchrie der Schlachter, „da kannſt Du ja nur Dein Maul davon laſſen, wenn Du es für eine noch größere Sünde hältſt, als die Ellen Tuch Deiner Kunden in die Hölle hinter Deinem Tiſche fallen zu laſſen, worauf Du, wie man mir geſagt hat, recht ausgelernt ſein ſollſt, trotz Deiner großen Heiligkeit.“

„Lautes Gelächter der Umſtehenden folgte dieſem Hiebe.

Dies Gelächter aber verdroß den Schneider noch bei Weitem mehr als der Hieb ſelbſt, daher fühlte er ſich auch aufs Höchſte erbost, ſprang wie ein Kampfhahn auf den Schlachter zu und krähte mit dünner Stimme: „Du biſt ein elender Schuft!“

Sofort aber ſaß ihm eine ſo tüchtige Ohrfeige an der linken Kopfſeite, daß er alle Glocken läuten hörte und zur Erde gefallen wäre, wenn man den Taumelnden nicht auf efangen hätte.

Die Sache wurde beigelegt.

„Jetzt vermehrte ſich die Menge noch durch eine große Anzahl Brauerknechte, Schlachter, Brantweinbrenner, Maurer, Zimmerer, Bootsleute u. ſ. w. und auch anderes keiner eigentlichen Zunft, keinem ordentlichen Gewerbe angehöriges — Geſindel aller Art, Leute mit den verwegenſten Geſichtern ſtellten ſich ein.

„Hurrah! Junge, heute giebt es zu trinken," hörte Texeira in dem Haufen rufen. „Heute Abend giebt es zu trinken hier. Es iſt freilich wohl Ketzer-Wein, aber das ſoll uns den Teufel ſcheren!"

„Was hat denn aber eigentlich dies Feſt zu bedeuten?" fragte Einer aus dem Haufen einem andern ihm Naheſtehenden.

„Ach, mein Junge," verſetzte dieſer, „meinſt Du denn, daß in der Welt Alles etwas zu bedeuten haben muß?"

„Das braucht uns auch wenig zu kümmern," meinte ein Dritter, „wenn wir nur viel Wein und viel Spaß haben. Es wird wohl nicht eben mehr zu bedeuten haben, als vor fünf Monaten das Feſt auf dem Ballhauſe, bei welchem aber kein Wein floß, wie heute geſchehen ſoll: die Menſchen wiſſen nicht, wohin mit ihrem Gelde."

„Man hat mir aber geſagt, daß dieſes Feſt zu Ehren des Pabſtes gefeiert werde," ließ ſich nun eine Stimme vernehmen.

„Da ſollte das Weib ja der Teufel holen," rief ein Bootsknecht, „wenn ſie ſich unterſtehen wollte,

hier in unſerer rechtgläubigen Stadt ſolchen Götzendienſt zu treiben. Das ſollte ihr, Gott verdamme mich, nicht ſo hingeben."

„Nein, nein," hörte man wieder rufen, „das iſt Alles nichts, und Ihr ſeid ſchlecht berichtet. Die Schwedin wollte ein Feſt zu Ehren des Pabſtes geben? Warum nicht gar! Sie glaubt ebenſo wenig an den Pabſt, als an Luther. In Schweden glaubt man eigentlich nach dem Tod: Guſtav Adolph, der bei Lützen fiel, gar nichts; das iſt gewiß, und das kann kein Menſch beſſer wiſſen als ich, der ich zweimal in Pommern geweſen bin."

„Ich habe aber doch auch ſo etwas gehört von einer papiſtiſchen Feier," ſagte ein Zimmergeſell; „ich hörte für gewiß, daß das Feſt zur Verherrlichung der Pabſtwahl Statt hätte."

„Alle Hagel!" rief es von mehreren Seiten.

„Zur Verherrlichung der Pabſtwahl?"

„Darüber ſollte man Gewißheit haben."

„Wenn das wahr wäre!"

„Da müßte ja von dem ganzen verdammten Judenhauſe, worin ſolche Gräuel vorgehen, auch kein Stein auf dem andern bleiben!"

„Recht ſo, Kamerad," nicht ein Stein müßte auf einander bleiben, wenn es wahr, daß da drinnen ein ſolcher Götzendienſt getrieben wird."

„Das iſt aber nicht wahr," verſicherte ein Tiſchler mit rothem Vollmondsgeſicht. „Glaubt doch nicht

ſo albernes Zeug! Die Schwedin giebt dies Feſt nur aus purem Uebermuth und um zu zeigen daß ſie noch Geld auf der Nath hat, obgleich ſie als Königin in Schweden verabſchiedet worden iſt."

„Das wäre! aber es iſt immer möglich."

„Es iſt gewiß."

„Und da ſie doch nun einmal Wein für uns ſpringen läßt, ſo mag ſie meinetwegen dem Teufel zu Ehren das Feſt geben."

„Du biſt ein Saufaus!"

„Ein Sünder!" feſtulirte der Schneider, welcher ſeine Ohrfeige verſchmertzt hatte, „ein Sünder, der ſich vom Wege des Herrn gewendet hat!"

„Verdammt das Weib, wenn ſie zu Ehren des Antichriſts Feſte bei uns feiern wollte!" ſchalt die Theerjacke. „Verdammt! und wenn ſie Wein wie Elbwaſſer fließen ließe."

„Ja verdammt! Verdammt!" brüllte ein fürchterlicher Chor; „und wir wollten ihr das Feſt haßlich verſalzen, daß ſie Zeit ihres Lebens daran denken ſollte, wenn ſie uns hier mit ihrem verfluchten Pabſt käme."

„Das ſollte ein Mordio geben!"

„Einen Höllenſpektakel, den die Ketzerin ſo leicht nicht vergäße."

„Und der Jude gewiß auch nicht."

„Der müßte bei den Beinen aufgehängt werden, wenn's bis zum Sturm käme."

„Immer zu!
„Hurrah ein Hauptſpektakel!“
So brüllte, heulte und ſchrie Alles durcheinander.

Texeira hatte genug, mehr als genug gehört.

Er entfernte ſich langſam von der Gaſſe und ging ſorgenſchwer in ſein Haus auf demſelben Wege zurück, auf welchem er gekommen war; bei ſich ſelber aber ſprach er: „wir ſind verloren, wenn der Transparent erſcheint.“

Er wandte wieder ſeine Schritte nach den Gemächern der Königin.

Dieſe wollte ſich eben von ihrem erſten Kammerherrn zur Geſellſchaft führen laſſen, als Texeira bei ihr gemeldet wurde und demnächſt eintrat.

Ohne Umſchweife theilte er nun in Kürze der Königin Alles mit, was er ſoeben vom Volke erlauſcht hatte, und beſchwor ſie nochmals auf die eindringlichſte Weiſe, von der Aufſtellung des Transparentes abzuſtehen.

„Auf keinen Fall, und was auch daraus entſtehen ſollte, weiche ich ein Haarbreit von meinem ein Mal ausgeſprochenen Willen,“ antwortete ihm eigenſinnig Chriſtina, nicht ohne Aufregung Fürchteſt Du Schaden, ſo iſt das überflüſſig, denn ich erſetze Dir einen eben bis zu der kleinſten Kleinigkeit. Ich für meine

Perſon fürchte gar nichts. Das fehlte wirklich noch, daß ich, die ich keinem Lande jetzt mehr Befehle gebe, mir ſollte vom Hamburger Pöbel Geſetze vorſchreiben und meine Handlungsweiſe regeln zu laſſen. Nein, ſoweit iſt es denn doch noch nicht gekommen. Laß darum die Illumination nur anzünden, den Wein ſpringen und den Transparent erleuchten. Nächſtdem erwarten wir Dich bei der Geſellſchaft, wo ich Dich ungerne vermiſſen würde."

Nach dieſen gnädigen Worten gab ſie ihrem Ober-Kammerherrn den Arm und verfügte ſich in den Geſellſchaftsſaal.

Texeira blieb ſinnend zurück, dann verließ auch er das Zimmer der Königin und ertheilte die eben erhaltenen Befehle Chriſtina's. Nachdem dies geſchehen, begab er ſich zu der aufgeſtellten Wache und verpflichtete ſie dringend auf alle Bewegungen des Volkes genau acht zu geben, ſtets wach zu ſein und wenn ſie irgend etwas Verdächtiges bemerke, ſolches ſogleich zu rapportiren, auch dieſenfalls wo möglich einige Verſtärkung an ſich zu ziehen. Endlich wandte er ſich nach dem großen Saale, wo die eingeladene Geſellſchaft verſammelt war, und Chriſtina mit dem Engliſchen und Schwediſchen Reſidenten, wie auch mit dem Hamburgiſchen erſten Bürgermeiſter Peter Lütkens am Spieltiſche ſaß.

„Haſt Du meine Befehle vollzogen, Emanuel?" rief ſie, mit dem Ausſpielen der Karte innehaltend, Texeira zu, ſo bald ſie ſeiner anſichtig wurde.

„Ich habe es," entgegnete dieſer kalt und ruhig.

„Dann iſt Alles gut, und ich bin ſehr mit Dir zufrieden," gab ſie darauf zur Antwort und ſpielte weiter.

„Wollte Gott, ich dürfte auch ſo zufrieden mit ihr ſein!" ſprach Tereira in ſich hinein und trieb ſich unruhig im Saale herum, bei welcher Gelegenheit er jeden Augenblick ans Fenſter trat und hinaus ſah auf die Wogen des Volkes. Endlich litt es ihn drinnen nicht mehr; er verließ unbemerkt und geräuſchlos den Saal und miſchte ſich, wie das vorige Mal, wieder unter die Menge.

Die Illumination war angezündet, und der rothe und weiße Wein ſprang aus zwei Quellen. Das Volk ſprach denſelben wacker zu und ward immer ausgelaſſener, ohne indeſſen bis jetzt noch einen geradezu böſen Sinn zu verrathen; an manchem derben Volkswitz auf Koſten der „Ketzerin" und des „Juden" fehlte es inzwiſchen auch jetzt ebenſo wenig, als es früher daran gefehlt hatte.

„Alles würde noch gut gehen," ſagte Tereira für ſich," wenn nur der unglückliche Transparent wegbliebe."

Eben als er dies für ſich geſprochen, eigentlich nur gedacht hatte, erſchien aber, da es derweile dunkel

genug geworden war, eben dieſer rieſiger Transparent an dem Giebel ſeines Hauſes. Er ſchrak zuſammen und ſagte dann reſignirt: „in einer Stunde werden wir uns ſprechen.“

Jetzt hörte er rufen:

„Seht, ſeht, was da heraus kommt!“

„Was iſt das?“

„Das Ding ſieht putzig genug aus.“

„Wie ein großes Hundehaus!“

„Seht nun wird erleuchtet!“

„Ah!!“

„Es wird ganz hell.“

„Es iſt Allerlei darauf zu ſehen.“

„Das iſt drollig genug.“

„Was ſoll es denn vorſtellen?“

„Da ſind ja auch allerhand Puppen darauf.“

„Was ſollen die denn vorſtellen?“

„Ja, wer kann das wiſſen!“

„Es ſtehen auch Buchſtaben darauf. Wer das verſtehen könnte. Ich verſtehe es nicht. Weiß denn Keiner hier, was die Schrift bedeutet?“

„Das will ich Euch ſagen,“ verſetzte ein alter verſoffener und verlumpter Candidat, der eben hinzu trat, und deſſen Naſe röther glühte als irgend eine Flamme der Illumination, „das will ich Euch ſagen, denn ich bin ein Lateiner, und das iſt lateiniſch und heißt auf deutſch: — „es lebe Pabſt Clemens der zehnte lange und glücklich.“ —

Dieſe Ueberſetzung flog von Mund zu Mund, raſch mit Sturmesflügeln, durch die Menge, und gleich darauf ließ ſich unter derſelben ein unwilliges Gemurmel hören, das immer lauter und lauter ward, faſt wie das anſchwellende Grollen des erzürnten Meeres klang, wie das Brauſen der Wogen, wenn ſie der Sturm peitſcht, und nahes Unheil verkündete. Darein miſchten ſich bald laute Flüche und Verwünſchungen, ſowohl gegen den Pabſt, als gegen die Königin und Texeira. Mit jeder Minute nahm die Wuth des Volkes zu.

„Ich habe es vorausgeſagt," ſprach Texeira für ſich, indem er wieder langſam ſeinem Hauſe zu ſchritt. „Es konnte nicht anders kommen. Hier angekommen, befahl er ruhig, wenn auch mit ſchwer belaſtetem Herzen, die Thür feſt zu ſchließen und wenn es ſpäter nöthig erſcheinen ſollte, dieſelbe zu verrammeln: dann begab er ſich in den Geſellſchaftsſaal zurück.

Die Königin, welche ihn vermißt hatte, winkte ihn augenblicklich zu ſich und ſagte leiſe:

„Nun, Emanuel, ſiehſt Du noch immer Geſpenſter."

„Ich bin nochmals draußen geweſen," verſetzte dieſer ebenſo leiſe. „Der Transparent iſt erſchienen, der Volksunwille iſt herauf beſchworen und der Sturm kann jeden Augenblick losbrechen. Die nothwendigſten Vorkehrungen habe ich indeſſen dagegen getroffen, daß er uns nicht zu ſchnell überraſche und uns wenigſtens Zeit zur Flucht bleibe."

„Zur Flucht?“ Du plagst Dich noch immer mit Deinen alten Grillen, sagte die Königin fast unwillig und — spielte weiter fort.

Jetzt stürzte ein Diener in den Saal und meldete Tereira, daß das Volk drohende Bewegungen mache und gegen das Haus mit lautem Geschrei heandränge.

„Es ist gut,“ sprach Tereira und sah Christina, welche die Meldung gehört hatte, scharf an. Diese spielte unbekümmert fort.

Kaum hatte der Diener den Saal verlassen, als draußen auch ein wüthendes Gebrüll erscholl, und im selben Augenblicke klirrte ein Fenster und durch dasselbe kam ein großer Stein geflogen, der fast unmittelbar zu den Füßen der Königin niederfiel.

„Was ist das?“ rief diese, und legte erblaßt die Karten nieder.

Kaum hatte sie dies gesprochen, so stürzte athemlos abermals ein Diener mit der Nachricht herein, daß das Volk mit Steinen nach dem Transparent würfe und ihn durchaus herunter haben wolle.

„Wie, Herr Bürgermeister,“ wandte sich nun Christina an den Bürgermeister Peter Lütkens, indem sie heftig vom Spieltische aufstand, „kann mir so etwas hier widerfahren? darf man auf solche Weise hier königliche Personen behandeln? Die Krone Schweden wird dafür Genugthuung fordern müssen.“

Der arme vollkommen konsternirte Peter Lütkens

entſchuldigte ſich, ſo gut es geben wollte, verſprach auch alles Mögliche; allein die Königin ſchickte ihm einen flammenden Zornesblick zu, vor dem er verſtummte.

Texeira eilte hinunter auf den Hausflur, wo die geſammte Dienerſchaft verſammelt war und ſich bewaffnet hatte, da das Volk jetzt eben mit lautem Gebrüll Anſtalt machte, das Haus zu ſtürmen. Die draußen poſtirte Wache war bereits ſo hart gedrängt worden, daß ſie ſich hatte ins Haus zurückziehen müſſen, nicht aber ohne einen Bootsmann als Gefangenen mit ſich zu nehmen, der ſich als Tumultuant beſonders ausgezeichnet hatte.

Dieſen Bootsmann verlangte nun das Volk mit donnerndem Willen zurück und drohte, Alles zu vernichten, wenn man ſeinem Begehren nicht willfahrte.

Die Wache wollte ſich nicht dazu entſchließen, und jetzt fiel ein Hagel von Steinen in alle Fenſter und in den Transparent.

Texeira eilte wieder hinauf in den Saal, wo auch nicht wenig Verwirrung herrſchte, und ſtattete der Königin Bericht ab. Dieſe rief, bald bleich, bald roth vor Zorn:

„Meine Herren Hamburger, ich werde für dieſen Affront Genugthuung fordern und — erhalten.“

„Machen ſich Ew. Majeſtät auf das Schlimmſte gefaßt,“ ſagte Texeira. „Ich würde Ihnen rathen, je eher je lieber das Haus zu verlaſſen. Erlauben Sie mir, Sie in Sicherheit zu bringen; ich habe zu

dem Ende ſchon Ew. Majeſtät Mantel und Schleierhut in Bereitſchaft."

„Mich willſt Du in Sicherheit bringen?" fragte Chriſtina mit Hohn. „Denkſt Du denn noch immer, eine Königin von Schweden werde vor dem Hamburger Pöbel die Flucht ergreifen? Nein, gewiß nicht! Aber ich lerne hier recht lebendig, wie die Oberhäupter der Republik es trefflich verſtehen, ein Volk zu regieren. Wahrlich, das ſind Regenten, wie man ſie in der Welt nicht leicht noch anderswo findet'"

„Dies ſagte Chriſtina mit einem unbeſchreiblichen Blick des Zornes und der Verachtung auf den Bürgermeiſter Lütkens und verſchiedene gleichfalls in der Geſellſchaft gegenwärtige Senatore, die wort- und rathlos daſtanden.

Texeira war wieder hinunter geeilt, um womöglich den Sturm noch zu beſchwören, wenigſtens ziemlich unſchädlich vorübertoſen zu laſſen, aber über dieſen Abend des 15. Juli mußte ein entſchiedener Unſtern walten, denn eben als man, auf den weiſen Rath Texeira's, mit dem Volke Unterhandlungen angeknüpft hatte, welche zu einem glücklichen Ende zu bringen man bereits gute Hoffnung haben durfte, eben da geſchah von einem allzudienſteifrigen Angeſtellten der Königin ein Schuß aus dem Hauſe durch das Fenſter

mitten in den Haufen der Tumultuanten, welcher seinen Mann traf.

Jetzt war alle Friedenshoffnung aus. Das Toben des Volkes ward zum Wuthgebrülle wilder Thiere, und der Sturm gegen das Haus Texeira's ward Raserei. Einige bewaffneten sich mit Aexten und Beilen Andere verschafften sich Brechstangen, große Stücken oder Kloben Holz, Balkenenden u. s. w. und donnerten nun damit gegen die wohlverrammelte Thür, die jedoch jeden Augenblick einzukrachen drohte. Noch Andere waren beeifert, an den Illuminationsgerippen und Maurervorsprüngen hinauf zuklettern, um in die Fenster zu steigen. Dabei schwuren sie der „Papistine' und dem „Juden'' Tod und Verderben.

Texeira flog die Treppe wieder hinauf:

„Es ist die höchste Zeit, Ew. Majestät," sagte er, „wenn Sie sich noch retten wollen."

„Ich bleibe hier!' sagte die bleiche Königin eigensinnig.

„Dann sind wir alle, ich wenigstens mit Ew. Majestät verloren, denn ich weiche nicht von Ihrer Seite," sprach Texeira.

In diesem Augenblicke hörte man eine donnernde Anstrengung gegen die Thür und ein viehisches Geheul.

„Geben Ew. Majestät nur diesmal nach!"

„Ich bleibe" —

Einer zweiten Anstrengung wie die vorige, widerstand die Thür nicht: polternd stürzte sie ein und

ein jubelndes „Hurrah!“ des hereindringenden Volkes ward gehört.

„Um Gotteswillen, da ſind die Raſenden im Hauſe. Ew. Majeſtät retten Sie ſich!“ flehte Texeira und warf der Königin ihren Mantel über, reichte ihr auch den Schleierhut. Ihr Leben hängt an der Sekunde.“

Chriſtina ſtand unſchlüſſig.

Da nahm Texeira mit Entſchloſſenheit der Königin Arm und führte ſie halb mit Gewalt eine kleine Seitentreppe hinab; dann öffnete er eine Hinterthür des Hauſes, die er ſogleich wieder verſchloß, und brachte ſie glücklich auf den Hof. Am Ende deſſelben befand ſich ein Pförtchen, das nach dem Bäckergang führte. — Mehrere Kavaliere der Königin waren ihr gefolgt.

„Jetzt ſeid Ihr gerettet!“ ſagte Texeira hochaufathmend, und ich darf Euch hier getroſt Euren Kavalieren allein überantworten. Sie werden Euch nach dem Hauſe Eures Reſidenten geleiten. Dort ſehen wir uns, will's Gott, heute Abend noch wieder.“

„Emanuel,“ ſagte die Königin, „wie vielen Dank bin ich Dir ſchuldig, daß Du meinen Eigenſinn überwandſt!“

„Dies Wort belohnt mich für Alles, und wenn mein ganzes Eigenthum darauf geht.“

„Das, Emanuel, zu vergüten, wird meine Sache ſein.“

„O nichts davon! Allein eilen Ew. Majestät: die Rasenden könnten auch noch hieher dringen.“

„Nun denn: auf Wiedersehen heute Abend sagte Christina und schlüpfte mit ihrer Begleitung durch das Pförtchen in den Bäckergang und war nun erst vollkommen gerettet.

Noch heut zu Tage existirt dieses Pförtchen, welches hinter der Michaeliskirche in den Bäckergang führt, und noch heut zu Tage heißt es das „Christinenpförtchen“ zum ewigen Andenken an die nächtliche Flucht der Königin Christine von Schweden, welche wir eben dem Leser mitgetheilt haben.

Die Tumultuanten fuhren in der Zerstörung des Texeira'schen Hauses so lange fort, bis der Kommandant mit der bewaffneten Macht in gehöriger Anzahl anrückte und die Bürgerkapitaine die Trommeln rühren und alle Plätze besetzen ließen. Erst da wurde dieser gefährliche Tumult, der immer weiter um sich zu greifen drohte gestillt.

„Texeira, der die Beschleunigung der Ankunft des Militairs betrieben hatte, war gleichfalls entkommen. Gegen die übrigen Anwesenden hatte das Volk im Grunde nichts Uebles im Sinne, woher diese ganz ungekränkt das Haus verlassen hatten, noch bevor die Militairmacht anrückte. Nur einige Schweden wurden verwundet.

Nichts iſt ſo fein geſponnen, Es kommt doch an die Sonnen.

Paul Curtius, ein bereits ziemlich bejahrter aber ſehr wohlhabender Kaufmann in Hamburg, hatte ſich ſchon ſeit manchem Jahre von allen Geſchäften ganz und gar zurückgezogen und bewohnte nun ein kleines Haus hinter St. Petri. Er war unverheirathet und hatte ſelber früher in ſeinem Geſchäftsleben wenig oder gar keinen Umgang gepflogen; als er dieſes verlaſſen und ſein kleines Haus hinter St. Petri bezogen hatte, reducirte ſich ſein Umgang endlich ganz allein auf ſeinen alten Freund Jürgen Pohlmann, einen ſtreng rechtlichen Mann von anerkanntem Rufe, an den ſich ſelbſt die leichtfertigſte Verläumdung nicht hinanwagte. So führte er das ſtillſte und abgeſchiedenſte Leben, das man ſich nur denken konnte, machte wenig von ſich ſprechen, ja, war endlich in Hamburg ſo gut als vergeſſen. Er ließ ſich aus einer Garküche ſpeiſen und alle häuslichen Verrichtungen beſorgte ein alter Diener Johann Konrad Schütze, der früher in ſeinem Laden thätig geweſen und ihm in ſeine Einſamkeit gefolgt war.

Je längere Zeit die Nachbarn des alten vereinſamten Hageſtolzen an eine völlig geräuſchloſe, nie

unterbrochene Stille in deſſen Wohnung gewöhnt waren, je mehr verwunderte und erſchreckte am frühen Morgen des 23. Januars 1709 ein lautes und ängſtliches Schmerzensgeſchrei in derſelben, und da dies kein Ende nehmen wollte, und immer lauter, heftiger und anhaltender wurde, ſo eilten Verſchiedene der Anwohnenden an die Hausthür des Eremiten, um zu ermitteln, was es dort gäbe. Da ſie dieſelbe zu ihrer Verwunderung nun trotz der Frühe des Morgens, ſchon geöffnet, d. h. unverſchloſſen fanden, ſo drangen ſie ohne Umſtände ins Haus, und ſtürzten die Treppe hinauf, dem Gejammer nach, bis in das Wohnzimmer des Hausherrn.

Welcher ſchauderhafte Anblick bot ſich aber hier den ſtarren Blicken der Herbeigeeilten dar!

Im Schlafrocke, den er gewöhnlich im Hauſe zu tragen pflegte, lag Paul Curtius auf der Erde, leblos, ermordet, wie es das Anſehen hatte, in ſeinem Blute, und neben ihm knieete mit geraufſtem Haar und im herzzerreiſſendſten Schmerze ſein treuer Diener der arme Schütze und erfüllte mit ſeinen Klagen die Lüfte, und mit ſeinem Jammergeſchrei, mit ſeinen zahlloſen Thränen und Seufzern Aller Seelen mit Grauſen, Abſcheu und Mitleid. Man hatte Mühe, den Unglücklichen von dem Körper ſeines geliebten Herrn zu reißen, als man dieſen ins andere Zimmer und aufs Bett tragen wollte, ſo feſt hielt ihn der brave Diener umſchlungen; endlich aber gelang doch dies Vorhaben.

Bald war ganz Hamburg von dieſer ſchauderhaften Mordthat in Bewegung geſetzt. Von Seiten des Gerichtes begaben ſich ſogleich einige Perſonen in die Wohnung des Ermordeten, um ein vorläufiges Protokoll aufzunehmen, das möglicherweiſe zur Entdeckung des Thäters dieſes abſcheulichen Mordes führen dürfte und die Ausſage des alten Dieners war in der That wohl im Stande, einiges Licht über daſſelbe zu verbreiten und zu dem ſchwerſten Verdachte zu führen.

Durch dieſe oft von bittern Thränen, Händeringen und lauten Klagen unterbrochene Ausſage erfuhr man ungefähr folgende nähere Umſtände.

Am vorigen Tage ſei Herrn Curtius von ſeinem Banquier eine Summe von tauſend Louisd'or ausbezahlt worden, bei welcher Auszahlung er, Schütze, gegenwärtig geweſen. Ungefähr nach einer Stunde ſei der Ueberbringer des Geldes, mit welchem Curtius noch Verſchiedenes abzuſprechen gehabt habe, wieder fortgegangen, und Curtius habe ihm, Schütze befohlen, ihm ein altes Notenbuch, das er ihm genau bezeichnet, herbei zuholen, in deſſen ausgeriſſene Blätter ſein Herr demnächſt die empfangenen tauſend Louisd'or, in Rollen je von hundert Stück, eingewickelt habe. Bei dieſer Beſchäftigung habe Schütze der jetzt im Zimmer nichts mehr zu thun gehabt, ſeinen Herrn verlaſſen. Als ihm Curtius ſpäter zu einem unbedeutenden Auftrage wieder geklingelt und er hereingetreten, ſeien dieſe Rollen fertig und noch auf dem Schreib-

tiſche befindlich geweſen. Nach dem Weggange des Buchhalters des Banquiers, der das Geld ſelbſt gebracht, ſei kein anderer Beſuch im Hauſe geweſen; doch ſei er, Schütze, noch am ſpäten Abende zu Jürgen Pohlmann geſandt worden, um dieſen zu ſeinem Herrn zu beſcheiden. Jürgen Pohlmann habe auch nicht verfehlt, ſich nach Verlauf einer halben Stunde einzuſtellen. Gegen elf Uhr ſei ihm abermals geklingelt worden und Curtius habe ihm erlaubt, ſich ſchlafen zu legen, da er ſeiner nicht mehr bedürfe; er wolle Pohlmann wohl aus der Hausthür laſſen und wieder abſchließen. Eine ſolche Entlaſſung habe unterweilen ſchon früher Statt gefunden, wenn ſein Herr entweder mit Jemanden noch ſpäter als ſeine gewöhnliche Schlafzeit zu reden gehabt hätte, oder wenn er ſpät noch ungeſtört ſchreiben oder leſen wollen. Als er nun ſeinen Herrn in Geſellſchaft Jürgen Pohlmanns verlaſſen, habe er gleichfalls die Rollen mit Gold noch auf ihrer alten Stelle bemerkt. Hierauf ſei er zu Bette gegangen, habe aber Anfangs gar nicht einzuſchlafen vermocht und ſei von einer ſonderbaren Angſt heimgeſucht worden, ohne ſich über dieſelbe Rechenſchaft geben zu können. Er habe immer aufſtehen wollen, es ſei ihm geweſen, als ob er gedrängt werde, aufzuſtehen und zu ſeinem Herrn zu gehen, allein wie ihm dies unerklärbar, ſo ſei er auch eben ſo unerklärbar nicht zum Aufſtehen gekommen. Vielleicht möge dies ein Zuſtand zwiſchen Wachen und

Schlafen geweſen ſein: er habe ſich aber ſehr herabgeſpannt gefühlt und ſei endlich, von der Müdigkeit bewältigt, wirklich eingeſchlafen, doch mehrere Male wieder erwacht, wo dann jene unerklärliche Angſt ſtets wieder über ihn gekommen. Endlich, als der Morgen noch kaum gegraut, habe er derſelben nicht mehr Herr werden können. Es habe ihn mit unſichtbarer Gewalt aus dem Bette getrieben, geriſſen, und obgleich ſein Herr ſo frühe nie habe geſtört werden mögen, habe es ihn doch wie bei den Haaren hinein ins Zimmer ſeines Herrn gezogen.

„Ach!“ ſchloß der ehrliche Alte ſeine Ausſage mit herzzerreißendem Geſchluchze, und ich fand ihn ermordet, in ſeinem Blute ſchwimmend, eine Leiche!“

Man ſuchte nun überall, während einige Gerichtsperſonen nach Jürgen Pohlmanns Behauſung eilten, nach dem bezeichneten nicht mehr auf dem Schreibtiſche befindlichen Golde, man ſuchte in Kiſten und Kaſten, man ſuchte in Schränken und Laden, allein — es war nirgends zu finden.

Jürgen Pohlmann, gleichfalls ein Hageſtolz, war, nach Ausſage ſeiner Haushälterin, bereits vor Tagesanbruch, alſo jetzt vor ein paar Stunden, wie ſie meinte, in dringenden Geſchäften verreiſt, und zwar irre ſie nicht, des Weges ins Mecklenburgiſche.

Dieſe Reiſe ſah unter dieſen Umſtänden einer Flucht allerdings ſehr ähnlich, und man traf daher in der möglichſten Eile Anſtalten, der Perſon Jürgen

Pohlmanns wieder habhaft zu werden; man ließ ihm auf allen Straßen nachsetzen, während welcher Zeit Alles in seiner Wohnung unter Siegel genommen wurde.

In Boitzenburg fanden die Nachsetzenden den Gesuchten auf Pferde wartend, welche zufällig nicht sogleich zum Vorspann vorhanden waren, und außerdem war eine nothwendige Reparatur des Reisewagens nun erst sichtbar geworden. Die Gerichtspersonen, welche ihn erreicht hatten, zeigten ihm nur den Verhaftsbefehl vor, ohne ihm jedoch für's Erste noch den Grund seiner Verhaftung zu offenbaren, und führten ihn wieder mit sich nach Hamburg, obgleich er aus allen Kräften dagegen protestirte, von seinen dringenden Geschäften redete, sich auf seine anerkannte Rechtlichkeit berief, keines Vergehens schuldig sein zu können behauptete, und bald sehr bestürzt und verlegen, bald aber wieder ausnehmend keck und trotzig erschien.

In des Verhafteten Reisekoffer fanden sich, außer einem anständigen Reisegelde keine Summen; als man aber in seinem Hause zur Entsiegelung schritt, entdeckte man nach kurzem Suchen in einem kleinen Geldschranke neben andern minder bedeutenden Summen auch die von Schütze genau beschriebenen, in Notenpapier gewickelten zehn Rollen mit tausend Stück Louisd'ors.

Daß er noch am vorigen Abend spät bei Curtius gewesen, gestand Jürgen Pohlmann ohne merkliche

Ueberraſchung, doch gerieth er ſichtlich in Verlegenheit, als man nach jenen bei ihm gefundenen Goldrollen fragte und zu wiſſen verlangte, von wem und wann er dieſe empfangen habe. Hartnäckig läugnete er, daß ſolche von Curtius herſtammten.

Jetzt las man ihm die zu Protokoll genommene Ausſage Schützes vor, bei welcher Gelegenheit er zuerſt den Tod und die Art des Todes des Curtius erfuhr, oder vielmehr erfahren haben wollte. Er erblaßte, ſank in einen Seſſel und verhüllte ſein Geſicht. Nachdem er ſich einigermaßen wieder erholt und geſammelt zu haben ſchien, ſuchte er ſich mit aller Kraft zuſammen zu nehmen und ſagte dann:

„Meine Herren! ich darf, glaube ich, mit Recht verlangen, daß Sie ſich durch meine Beſtürzung und mein unwillkürliches Niederſitzen nicht verleiten laſſen, einem entehrenden, einem blutigen Verdachte Raum zu geben. Es iſt allein der ſchauderhafte Tod meines Freundes Curtius, der einen ſo erſchütternden Eindruck auf mich machen konnte, und von welchem ich noch keine Sylbe wußte. Die tauſend Stück Louisd'or, welche ſie bei mir gefunden haben, kommen allerdings von dem Ermordeten; allein es iſt ein Geheimniß damit verbunden und ein Verſprechen meinerſeits, das mich dies leugnen hieß, ſo lange ich meinen Freund noch am Leben glauben mußte. Jetzt, da ich weiß, daß er dahin geſchieden, bin ich gezwungen zu reden, um meine Ehre, vielleicht mein Leben zu retten.

„Gestern Abend spät ließ mich Curtius noch zu sich bitten, dessen Familiengeschäfte ich fast durchweg besorgte und der in mich ein unbedingtes Vertrauen setzte. Nachdem wir Manches besprochen und abgeredet hatten, was hier nicht her gehört, sagte er mir sehr ernst, daß er eine Ahnung seines nahenden Todes habe. Deswegen wären von ihm tausend Stück Louisd'or aufgenommen worden, die er einem natürlichen Sohne, dessen Namen und Aufenthaltsort er mir mittheilte, im Falle dieses Todes zugewandt wissen wolle. Diese tausend Stück Louisd'or in meinen Gewahrsam zu nehmen ersuchte er mich nun dringend um sie Jenem, wenn er plötzlich sterben sollte, zu überliefern. Dabei verpflichtete er mich aber zum unbedingtesten Stillschweigen, verbot mir, gegen irgend Jemanden davon zu reden und nahm mir das Versprechen ab, während seines Lebens, wo es nöthig sein sollte, den Empfang des Geldes zu läugnen. Ich gelobte ihm dies ohne Schwierigkeit und unterschrieb einen von mir selbst aufgesetzten Schein über den Empfang des Geldes, wogegen ich die zehn Rollen Gold zu mir nahm, die er bereits auf seinem Schreibtische zurechte gelegt hatte und mir zustellte. Es war anderthalb Stunden nach Mitternacht, als ich ihn verließ. Er befand sich meiner Meinung nach sehr wohl, und mit seiner Todesahnung war es also in so weit nichts; allein er hatte dergleichen auch früher gehabt. Er leuchtete mir selber die Treppe

hinab und ließ mich aus der Hausthür, wie er gewöhnlich pflegte, wenn wir in seinem Hause spät beisammen waren. Dringende Angelegenheiten zwangen mich heute früh zu einer Reise, welche ich schon zu lange verschoben hatte, sonst würde ich das Gold bereits zu sammengesiegelt und darauf bemerkt haben, wessen Eigenthum es sei und woher es mir gekommen. So aber legte ich es nur aus der Hand zu einigen geringern Summen in meinen Schrank und ging zu Bette, um wenigstens noch einige Stunden zu ruhen. Da sich nun meine Handschrift im Nachlasse meines Freundes vorfinden muß, so wird dies hoffentlich genug sein, mich auch von dem kleinsten Verdachte einer infamen That, vom Raubmorde, zu reinigen, falls ein solcher wirklich irgendwo gegen mich aufgestiegen sein sollte."

Nachdem Jürgen Pohlmann so gesprochen, bezeichnete er ein kleines geheimes Schubfach in der Schatulle des Ermordeten, in welches dieser, Pohlmanns Versicherung nach, jene Handschrift in seinem Beisein verwahrt habe.

Sogleich fuhr man mit dem Verhafteten nach Curtius Wohnung und fand nach Pohlmanns Anweisung ohne Schwierigkeit das geheime Schubfach, das dem Scharfblicke der untersuchenden Gerichtspersonen bis dahin entgangen war; als es aber geöffnet wurde — war es leer!

Pohlmann war einer Ohnmacht nahe, und man

brachte ihn nun ohne Weiteres und trotz seiner Protestatton und Versicherungen seiner Unschuld ins Gefängniß.

Es konnte jetzt kein Zweifel gegen seine blutige Schuld mehr Platz greifen. Die ganze Stadt fühlte den gerechtesten Abscheu gegen den Raubmörder, und Jeder, unwillig über sich selber, ihn so lange für einen ehrlichen und braven Mann gehalten zu haben, meinte mit Blindheit geschlagen gewesen zu sein, da man sich jetzt hundert Sachen aus Pohlmanns Leben zu erzählen wußte, die schon damals einen Böſewicht in ihm hätten vermuthen lassen müssen. Seine Erzählung, wie er zu den tausend Louisd'or gekommen, war überhaupt ein elendes und schlecht ersonnenes Märchen, das seine Schuld nur noch augenfälliger machte. Man freute sich, bald eines solchen Ungeheuers durch einen gerechten Richterspruch, durch des Henkers Richtschwerdt entledigt zu werden. Die Möglichkeit seiner Unschuld konnte Keinem einfallen, obgleich er selber jegliche Schuld an diesem Morde beharrlich läugnete.

Bei Criminalfällen vorliegender Art hatte man zu damaliger Zeit noch ein vortreffliches Mittel, hartleibige Sünder zum Geständniß zu bringen, und diese stand denn auch Jürgen Pohlmann unzweifelhaft bevor, wenn er sich anders nicht entschließen wollte, sein Verbrechen zu bekennen.

Da der Körper des Paul Curtius theils an den

vornehmſten und empfindlichſten Theilen mit neun Meſſerſtichen verwundet war, ſo hatte man aus unverzeihlicher Nachläſſigkeit gar nicht daran gedacht, ihn förmlich zu unterſuchen, ſondern ihn, ohne ſich mehr darum zu bekümmern, als daß man ein Laken über ihn breitete, auf ſeinem Bette liegen laſſen, wie ihn die Nachbarn hingelegt, weil man ihn nicht anders denn als eine Leiche betrachtete. Als man ihn aber nun am dritten Tage vom Bette nehmen und in den Sarg legen wollte, weil auch jetzt noch an ſeinem Tode niemand einen Zweifel hegte, vernahm man mit Erſchrecken einen langen und anhaltenden Seufzer aus der Bruſt des vermeintlichen Todten. Entſetzt bebten die mit ihm Beſchäftigten zurück, ließen ihn wieder aufs Bett fallen und ſahen einander erblaßt an. Da folgte jenem erſten Seufzer noch ein zweiter, und Jene flohen nun mit lautem Geſchrei aus dem Zimmer und verbreiteten im Hauſe und außer demſelben die ſchreckliche Kunde, der Todte müſſe mit ſchwerem Gewiſſen geſtorben ſein, da er geſeufzt habe. Vernünftigere und darum Beherztere eilten ſogleich hinzu und überzeugten ſich nun bald, daß der Todtgeglaubte nicht wirklich todt, ſondern noch am Leben ſei, durch den ſtarken Blutverluſt nur in einer langen Ohnmacht gelegen habe, und daß ſein Leben möglicherweiſe noch erhalten werden könne.

Schauder und Höllenangſt durchzitterte das Herz des Böſewichts der die blutige Hand an Curtius ge-

legt hatte, und der sich ebenfalls zur Zeit im Zimmer befand. Aber da mehrere Personen das Bette umgaben, war es ihm leicht, sich in die Entfernung zu ziehen und vor den Blicken des wieder Auflebenden zu verbergen, der schon so weit wieder zu sich gekommen war, das er einige unzusammenhängende Worte reden konnte.

Fest überzeugt, den Mörder bereits entdeckt zu haben, kam man gar nicht auf den Gedanken, den Schwerverwundeten jetzt darüber zu befragen. Alles was hastig und voll menschlichen Eifers bei der Nachricht von seinem Erleben an sein Bett geeilt war, eilte nun ebenso hastig und eifrig wieder von dannen, dem Unglücklichen die schleunigste Hülfe zu suchen, Wundärzte herbei zu holen, und niemand blieb zurück als etwas im Hintergrunde zum Kopfende des Bettes sein Mörder allein.

Wer kann entziffern, was in der schwarzen Seele dieses Böſewichts vorgehen mußte? Allein schnell entschlossen war er, diesen Augenblick des Alleinseins mit seinem Opfer zu nutzen. Er war entdeckt, wenn Curtius wieder vollkommen zur Besinnung kam und ins Leben zurückkehrte; er war verloren. Das Begonnene nur halb vollführte Verbrechen mußte vollendet werden, und schnell und ohne blutige Verwundung.

„Er oder ich!“ sagte er sich entschieden und stürzte wie ein Tieger hervor, warf sich aufs Bett

über den Stöhnenden, preßte ihm heftig die Kniee auf die Bruſt und bemühte ſich aus allen Kräften mit den Fäuſten den Wehrloſen zu würgen.

Doch die Vorſehung wachte und das Verbrechen ſollte geſtraft werden.

Zweien der nach Hülfe Geeilten war es zufällig gelungen, ſogleich bei ihrem Austritt aus dem Hauſe auf der Gaſſe einen Wundarzt anzutreffen, und mit dieſem ſtürzten ſie eben athemlos ins Zimmer, als Conrad Schütze, der alte Diener, auf den nie ein Verdacht gefallen, beſchäftigt war, ſeinen unglücklichen Herrn zu erwürgen. Nur einige Minuten ſpäter, und die That wäre vollbracht worden, das Verbrechen oder beſſer der Verbrecher wäre niemals entdeckt, und der unſchuldige Jürgen Pohlmann wäre unter der Folter oder auf dem Schaffote geſtorben.

Ueber die mörderiſche Abſicht Schütze's konnten keine Zweifel obwalten: drei Zeugen traten gegen ihn auf. Er ward ſogleich ergriffen, gebunden und vor das Gericht geſchleppt, das zufällig gerade verſammelt war, über den unglücklichen Jürgen Pohlmann Recht oder vielmehr Unrecht, d. h. die Folter auszuſprechen.

Dieſe Herren Richter fühlten eine Art von Verlegenheit, als der gebundene Schütze vor ſie gebracht und die Ausſage der Zeugen dieſes neuen Verbrechens zu Protokoll gegeben worden war, denn ſie wurden es inne, daß ſie wahrſcheinlich im Begriffe geweſen, einen ſchauderhaften Juſtizmord zu begehen. Daß

dieſer treuloſe Diener an dem erſten Mordverſuch Theilnehmer geweſen ſein mußte, war ihnen klar, daß er vielleicht der einzige Thäter dämmerte in ihnen auf. Nachdem ſie jedoch von ihrer Verlegenheit wieder zurück gekommen waren, wurde ſogleich verfügt, jede weitere Unterſuchung aufzuſchieben und zuvor zu erwarten, ob der Verwundete ſich erholen und ſoweit mindeſtens wieder zu Kräften kommen werde, als nöthig ſei, um ſelber zeugen zu können, wozu nach eingeholten Nachrichten Hoffnung da war. Darauf brachte man den verworfenen Schütze unverzüglich ins Gefängniß.

Und wirklich genas Curtius endlich ſo weit, daß er im Stande war, ſeine Ausſage zu Protokoll zu geben und durch die Erzählung jenes ſchauderhaften Begebniſſes in der Nacht des 23. Januars ſeinen Mörder, der nun auch ſein Verbrechen mit allen kleinen Umſtänden freiwillig bekannte, der gerechten Strafe zu überantworten, ſeinen Freund Jürgen Pohlmann aber ſelber von dem leiſeſten Verdachte zu reinigen. —

Dreißig Jahre hatte Conrad Schütze ſeinem Herrn gedient, ohne daß dieſer jemals Urſache gehabt hatte, ſeine Treue in Zweifel zu ziehen. Niemals aber hatte Curtius auch freilich, außer kleinen Summen, bedeutendes Geld im Hauſe gehabt, das ſeines Dieners Begierde hätte in einem ſolchen Grade reizen können, um ihn zu einer Mordthat zu verführen.

Keine große Summen im Hauſe zu haben, war von jeher Grundſatz bei Curtius geweſen. Bei dem Anblicke des vielen Goldes nun — ſo geſtand der Verbrecher ſelbſt — das Curtius von ſeinem Banquier war ausbezahlt worden, kamen alle ſeine Begierden und Leidenſchaften in Aufruhr, und der Gedanke, wie glücklich er in dem Beſitze dieſer Summe ſein könnte, der Wunſch ſie zu beſitzen und der Vorſatz, zur Befriedigung dieſes Wunſches ſeinen Herrn zu ermorden, war Sache eines und deſſelben Augenblicks. Je öfter und je länger er das lockende, verführeriſche Gold betrachtete, je feſter wurzelte in ihm dieſer blutige Vorſatz.

Als ſich Jürgen Pohlmann ſo lange und ſo ſpät noch bei ſeinem Herrn verweilte, hatte er Muße genug, über ſeinen entſetzlichen Mordplan nachzudenken und ſich denſelben in allen Details zu überlegen. Anfangs war es ſeine Abſicht, Curtius in ſeinem Bette zu ermorden, doch ſchien es ihm, er wußte ſelber nicht zu ſagen, von welchen Gründen unterſtützt, ſpäter räthlicher, dies im Zimmer zu vollbringen, vielleicht um jeden Verdacht leichter von ſich abzuwenden; er, der nur einen beſchränkten Verſtand beſaß, hatte ſich nämlich in den Kopf geſetzt, die Leute, welche er nach der That ſchon herbei zu ſchreien gedachte, und endlich die ganze Stadt glauben machen zu wollen, daß ſich der Mörder durch die Hausthür, welche Curtius nachdem er Jürgen Pohlmann aus dem Hauſe gelaſſen, zu ſchließen vergeſſen haben ſollte, ins Haus geſchlichen habe.

Schützes Begierde nach dem Golde war nun so groß geworden, das er vor Ungeduld zitterte, weil er das Weggehen Pohlmanns gar nicht erwarten konnte.

„Es trieb mich" — so sagte er selber aus — rastlos in meinem Zimmer auf und ab. Vor meinen Augen glänzten beständig die blinkenden Louisd'or, ihr goldener Klang tönte unaufhörlich in meine Ohren; das Glück, der Besitzer derselben zu sein erfüllte meine ganze Seele, und meine Phantasie war unaufhörlich mit Plänen beschäftigt, welche ich mittelst meines künftigen Reichthums ausführen wollte. Bald warf ich mich angekleidet auf mein Bett, um diesen Plänen ruhiger nachdenken zu können, bald ließen mich meine Ungeduld und die Wichtigkeit der nächsten Stunden dort nicht länger ruhen, und wieder schritt ich schnell und in großer Bewegung in meiner Stube auf und ab. Dabei horchte ich stets angestrengt nach dem Zimmer meines Herrn, ob sich Jürgen Pohlmann nicht verabschieden werde. Es war ein Zustand der höchsten Aufregung. Da mir Herr Curtius wirklich befohlen, ich muß eigentlich wohl sagen „erlaubt" hatte, mich schlafen zu legen, so war das auch noch ein zu berücksichtigender Umstand, denn ich gebrauchte eines Vorwandes, noch wach und angekleidet geblieben zu sein, und ins Zimmer des Herrn zu treten. Diesem Vorwande grübelte ich aber in meiner Aufregung nicht insbesondere nach, sondern meinte, einen solchen

wohl im rechten Augenblicke zu finden und anzubringen. Ich ſehnte nur den Augenblick zur That herbei an deren Gedanken ich mich in der kurzen Zeit, ſeit welcher ich die Louisd'or erblickt, ſchon ſo gewöhnt hatte, als hätte ich ihn jahrelang bereits mit mir herumgetragen; ja ich betrachtete dies Gold ſchon gar nicht anders, denn als mein Eigenthum."

Endlich verließ Pohlmann das Haus, und Curtius begleitete ihn die Treppe hinab und ließ ihn demnächſt auf die Gaſſe, worauf er das Haus ſchloß, den Schlüſſel, wie gewöhnlich drinnen ſtecken ließ, und ſich wieder in ſein Zimmer zurückbegab.

Bald darauf trat Schütze herein, ein ſcharfes und ſpitzes Meſſer in ſeinem Buſen verſteckt haltend.

Curtius ſaß, mit dem Rücken nach der Thüre und ſchrieb.

Freilich vermißte des Mörders gieriger Blick ſogleich die Goldrollen auf dem Tiſche, indeſſen zweifelte er nicht, daß ſein Herr ſolche bereits und zwar in jenem geheimen Schubfach, das ihm ſehr wohl bekannt war und worin Curtius gewöhnlich Gold oder wichtige Papiere zu verwahren pflegte, niedergelegt habe.

Bei dem Eintritte Schütze's wandte ſich Curtius überraſcht mit dem Kopfe nach ihm um und fragte halb unwillig:

„Was iſt das? Warum biſt Du noch nicht zu Bette gegangen?"

„Ich habe," verſetzte der Mörder, „ſo lange geſchrieben; einen Brief an meine Schweſter, den ich ihr ſchon ein viertel Jahr ſchuldig bin, und da ich eben Herrn Pohlmann fortgehen hörte, ſo wollte ich fragen, ob Herr Curtius auch meiner noch bedürfe."

„Nein, ich bedarf Deiner nicht und habe ſelbſt noch eine Stunde zu ſchreiben; geh' nun zu Bette."

Dies ſagend, wendete Curtius ſich wieder zu ſeiner Schreiberei, dann ſagte er zu Schütze der hinter ſeinem Stuhle ſtand:

„Weil Du aber doch einmal da biſt, ſo kannſt Du die Lichter putzen, und dann: gute Nacht!"

Dies ſagte er ohne vom Schreiben aufzuſehen.

Dieſen Moment erwählte Schütze raſch zur That und, als wollte er nach der Lichtſcheere greifen, ſtreckte er ſeinen Arm über den Tiſch und bohrte ſein Meſſer in des nichts ahnenden Curtius Bruſt, der lautlos vom Stuhle ſank. Wie verwildert durch dieſen Mord und durch ſeine Gier nach dem Golde, auch vielleicht um des Todes ſeines Opfers vollkommen ſicher ſein zu dürfen, ſtieß er nun noch öfters an verſchiedenen Stellen, wie er eben zu kam, den Stahl in den Körper des dahingeſunkenen, bis er ihn nicht mehr athmen hörte und gewiß vom Leben geſchieden glaubte und glauben mußte.

Der Verbrecher ſagt darüber:

„Ich haßte Herrn Curtius gewiß nicht, denn er war mir in ſo langen Jahren immer ein guter und

nachſichtiger Herr geweſen, der mich faſt mehr denn als einen Diener, als einen alten Freund, mindeſtens als einen ihm gewohnten Lebensgefährten betrachtete. Ich liebte ihn wohl eigentlich ſogar, denn bevor ich ihm das Meſſer in die Bruſt ſtieß, zuckte ich noch einen Augenblick und hielt zurück, bis der Dämon der Habſucht, der meinen ganzen Geiſt benebelt hatte, meine Hand führte und mich zuſtoßen hieß. Ja, ich liebte ihn, und wenn ich niemals jene tauſend Louisd'or bei ihm geſehen hätte, ſo würden wir Beide in dieſem Augenblicke noch glücklich ſein. Ich liebte ihn, allein die Liebe zum Gelde, welche plötzlich bei mir aufgeſtiegen war, von der ich ſonſt in meinem Leben nichts gewußt hatte, war bei Weitem ſtärker, als dieſe Liebe zu ihm. Ich bin ſeit länger als dreißig Jahren immer ein treuer und ehrlicher Diener geweſen, allein ich hatte auch niemals ſo vieles Geld auf einem Haufen geſehen. Ich war ſtets ehrlich und treu; aber jetzt fühle ich wohl, wenn ich früher ſo viel Gold einmal zuſammen geſehen hätte, wo es mir möglich geweſen wäre anzukommen, ſo würde ich ſchon früher der Verſuchung erlegen ſein, und wenn es auch einen Mord gekoſtet hätte. Doch muß ich bemerken, daß es eigentlich nur das Gold war, was mich reizte. Silber hatte ich in Säcken manchmal zu weit größern Summen geſehen, ohne darnach ein großes Gelüſten zu ſpüren. Gold ſah ich vor dem Anblicke der tauſend Louisd'or höchſtens bei meinem Herrn im Be-

trage von fünf und zwanzig bis fünfzig Stück, und anderwärts auch nicht, da Herr Curtius, auch da er noch einen Laden hielt, zu seinem Banquier stets selbst ging, mit einem Worte alle Geldgeschäfte selbst abmachte. Viel kam ich überhaupt nicht in die Welt und fragte auch nichts darnach, weshalb ich denn auch recht gerne Herrn Curtius in seine Einsamkeit folgte. Wie ich Herrn Curtius nach der ersten Todeswunde habe noch so viele andere Wunden beibringen können, ist mir selber unbegreiflich, da ich nichts weniger als blutdürstig oder grausam bin. Ich glaube daß ich eher zaghaft, als verwegen bin; allein jenes Gold hatte meine ganze Natur umgekehrt, und eine wahnsinnige Wuth muß sich meiner bemeistert haben, als ich meines Herrn Blut fließen und ihn in denselben an die Erde gleiten gesehen." —

Nachdem die That also vollbracht war und Schütze an dem Tode seines unglücklichen Herrn nicht mehr zweifelte, eilte der Ruchlose mit hastigen Schritten nach der schon erwähnten Schatulle, um das geheime Schubfach zu öffnen und nun auch den goldenen Lohn seiner blutigen Missethat zu erndten. Mit seinen ihm vor dem Zittern der Gier fast ungehorsamen Händen öffnete er das Fach, allein wie von Sinnen taumelte er zurück, als er es leer und nichts, gar nichts darin fand, als den Empfangsschein Jürgen Pohlmanns.

Die Seelenstimmung des Mörders läßt sich nicht authentischer darlegen, als durch seine eigenen Worte; er sagt:

„Bei dem Blicke in die bis auf jenen Empfangsſchein völlig leere Schublade war mir, als ſolle ich in die Erde ſinken. Es wurde ganz dunkel vor meinen Augen und ich rang ganz verzweiflungsvoll die Hände. Fieberfroſt ſchüttelte mich. Alſo umſonſt hatte ich den Mord an meinem gütigen Herrn begangen! Umſonſt hatte ich einen Mord auf meine Seele geladen, der mir erſt jetzt recht gräßlich vor mein inneres Geſicht, wenn ich ſo ſagen darf, trat. Ich verlor ganz und gar den Kopf; ich wußte gar nicht, was ich nun anfangen ſollte. Mit meinem verlorenen Reichthum war alle und jede Kraft in mir erlahmt. Furcht, Furcht vor der entſetzlichſten Strafe ſchlug mir die Zähne klappernd an einander, und doch war in der Sachlage nichts verändert; allein ich fühlte nach dem Verluſt des Geldes, keinen Muth mehr, die Welt mit meiner erdachten Fabel vom Einſchleichen ins Haus täuſchen zu können. Was ſollte ich beginnen? Flucht war mein erſter Gedanke. Aber dadurch verdächtigte ich mich ja eben am Meiſten. Die Furcht als Flüchtling wieder ergriffen zu werden und die Beſorgniß, eines ſchmählichen Todes ſo am Gewiſſeſten ſterben zu müſſen, hielt mich von jeder Flucht zurück. Ich ſann, verzweiflungsvoll umhergehend, auf irgend ein anderes Mittel.“ —

Lange ſann Schütze vergeblich hin und her endlich fiel ihm das ganz Nahliegende ein, die Schuld von ſich auf Jürgen Pohlmann zu wälzen, dem ohne

Zweifel die tauſend Stück Louisd'or übergeben worden ſeien, die ſich daher auch noch bei demſelben vorfinden müßten. So gedachte er durch ein zweites Verbrechen ſein erſtes z verbergen. Nachdem er daher Jürgen Pohlmanns Empfangsſchein aus dem geheimen Schubfach genommen und verbrannt hatte, ging er in den Keller ſeines Herrn und trank eine Flaſche ſeines Beſten wenn auch leichteſten Bordeaurweins, wozu er etwas Brod genoß. Dann legte er ſich zu Bette und wühlte daſſelbe tüchtig herum. Nächſtdem ſchloß er die Hausthür auf, und als endlich die ihm zu ſeinem Vorhaben am Beſten geeignete Morgenſtunde gekommen war, erhub er ein ſehr klägliches Geſchrei und Gejammer, indem er ſich halb über ſeinen Herrn legte, ein Klagegeſchrei, über das andere ausſtieß auf das Alles zuſammenlief.

Wie es ihm nun durch ſeine abſcheuliche Heuchelei gelang, Jürgen Pohlmann beinahe auf die Folter und auf's Blutgerüſte zu bringen, haben wir geſehen. —

Curtius konnte nicht am Leben erhalten werden, ſeine Wunden waren zu bedeutend und die letzten Erdroſſelungsverſuche hatten ſeine Rettung ganz unmöglich gemacht. Er ſtarb drei Tage nachdem er ſeine Ausſage gegeben.

Ohne in Verbindung mit großen Martern ward zu damaliger Zeit in Hamburg kaum ein Todesurtheil gefällt: zu der eigentlichen Todesſtrafe hatte man dort

noch immer eine grauſame Beigabe; die fehlte natürlich auch nicht in dem Urtheile Johann Conrad Schütze's. „Er wurde den 15. April vor dem Hauſe, in welchem die Mordthat geſchehen war, mit glühenden Zangen gezwickt und auf dem Köpfelberge von oben herab gerädert, und der Körper auf das Rad geleget," wie unſer Gewährsmann ſagt.

Wir haben dies Haus des ermordeten Curtius hinter St. Petri auch vor dem großen Brande des Jahres 1842 in Hamburg nicht erfragen können, man hat uns aber geſagt, das der ſpätere Eigenthümer deſſelben, welcher es nach dem Tode des Curtius erſtanden, auf deſſen Diele habe eine Platte einmauern laſſen, worauf die Worte befindlich, welche dieſe Ueberlieferung zu Häupten trägt:

„Nichts iſt ſo fein geſponnen,
Es kommt doch an die Sonnen."

In dem großen Brande iſt dies Haus ohne Zweifel mit allen ſeinen Nachbarhäuſern in Schutt und Aſche verwandelt worden.

Die Gaunerei im ersten Anfange des vorigen Jahrhunderts.

Unser Urgroßvater predigte seinem Sohne, unserm Großvater, allezeit von der Vergangenheit, von seiner Jugend, wo Alles Anders und Besser gewesen sei, als nun in der Gegenwärtigkeit. Unser Großvater war auch beständig unzufrieden mit der Gegenwart und wußte seine Zeit nicht genug zu preisen, wo Tugend, Zucht, Sittlichkeit und Treue noch zur höchsten Geltung gekommen wären und Verbrechen, Laster und Unsittlichkeit zu den Seltenheiten gehört hätten. Unser Vater versicherte uns oft, daß die Moralität tief gesunken sei, daß man sich jetzt auf keinem mehr recht verlassen könne, daß wir von Betrug und List umlauert würden und daß nicht Vorsicht genug anzuwenden wäre, um den ausgespannten Netzen des Verrathes zu entgehen. In seiner Jugend betheuerte er, sei das ganz anders gewesen, und das große Wort: „Ein Mann ein Wort!“ habe damals in seinem ganzen Umfange gegolten. Von Ränken, Kniffen und Gaunereien, wie sie jetzt an der Tagesordnung, habe man damals nichts gewußt, und Keiner habe damals nöthig gehabt, seine Taschen so dicht verschlossen

zu halten, als jetzt Jedermann für nöthig erachten müsse, wenn er nicht bestohlen werden wollte. Gewiß sei das Organ des Betruges damals noch nicht so fein ausgebildet gewesen, als es jetzt der Fall, wenn es sich auch wohl nicht leugnen lasse, daß es vielleicht vorhanden gewesen sein könne.

So ist einem Jeden von uns gewiß so oft und so viel von einer guten, alten, ehrlichen Zeit erzählt worden, worin unsere Voreltern gelebt haben wollten, daß Mancher in dem Glauben steht, es habe wirklich einmal solche biedere Zeit gegeben, in der Jedermann nur auf seines Nächsten Vortheil bedacht gewesen, eine Zeit, in der List, Betrug und Gaunerei in der ganzen Welt, namentlich in dem braven Hamburg, als Dinge betrachtet worden wären, welche gar nicht vorkommen könnten.

Die Menschen waren sich aber immer und zu allen Zeiten so ziemlich gleich und Betrug und Gaunerei waren in dem gepriesenen „Damals" ebenso an der Tagesordnung, als in dem geschmähten „Jetzt", ja sie wurden eben so fein und listig ausgesonnen und ausgeführt, als es heutigen Tages nur möglich sein dürfte, und manche derartige Versuche in jetziger Zeit sind nichts Anderes als schwache Nachahmungen der Ausführungen jener der Vergangenheit. Von dieser hat die Gegenwart gelernt, leider aber im Allgemeinen mehr schlimmen Sinnes als guten.

Im Jahre 1711, also vor fast anderthalb Jahr-

hunderten, wohnte in der düſtern Straße in Hamburg ein ſehr unterrichteter und verſtändiger Arzt, der Doctor Meyer, welcher namentlich, nicht allein in Hamburg, ſondern auch außer den Ringmauern dieſer Stadt, berühmt war, der ausgezeichneten Geſchicklichkeit und Sicherheit wegen, womit er Brüche einzuſetzen verſtand.

Wo ein ſolcher Fall vorkam, eilte man aus der Nähe und aus der Ferne nur zu ihm, um ſich helfen zu laſſen, und nur höchſt ſelten verſagte ſeine Kunſt und das auch nur da, wo alle Kunſt zu Ende war.

Eines Morgens fuhr eine Kutſche bei ihm vor, aus der eine wohlgekleidete Dame ſtieg, welche ſich in ſein Haus begab, und als ſie ihm durch ſeinen Diener gemeldet worden war, trat ſie mit allem Anſtande einer vollkommen erzogenen Weltdame in ſein Zimmer und ſagte, nach den erſten Eingangskomplimenten:

„Ich komme, Herr Doctor, um Ihre Geſchicklichkeit für einen mir theuren Verwandten in Anſpruch zu nehmen.“

Der Doctor verbeugte ſich.

„Sie ſind mir als der Einzige empfohlen worden, der meinem Verwandten wohl helfen dürfte.“

Der Doctor verbeugte ſich wieder.

„Ich habe das größte Zutrauen zu Ihnen.“

Der Doctor verbeugte ſich zum dritten Male.

Die Dame fuhr fort:

„Der junge Mann leidet an einem ſtarken Bruche, ich wünſchte daher, daß Sie ihn zunächſt unterſuchen und in Folge dieſer Unterſuchung dann entſcheiden möchten, ob ihm wohl zu helfen ſtünde, was, wie ich verhoffe, wohl der Fall ſein wird."

Der Doctor, von dem ganzen äußeren Weſen der freilich nicht mehr ganz jungen Dame bezaubert, ſagte Alles willig zu, was nur in ſeinen Kräften ſtehe.

Die Dame ſprach weiter:

„Ich darf Ihnen aber unter dieſen Umſtänden die Entdeckung nicht vorenthalten, daß mein unglücklicher Verwandter außerdem auch nicht ganz richtig im Kopfe iſt, gemeiniglich höchſt wunderliche Reden führt und insbeſondere die ſeltſame Vorſtellung hat, alle Menſchen ſeien ſeine Schuldner, weshalb er von Jedermann Geld fordert. Sonſt iſt ſein eigentlich nur partieller Wahnſinn höchſt unſchädlich."

„Ja, ja," antwortete Dr. Meyer, „man hat dergleichen Manir, ich weiß es, obgleich mir eben ein ſolcher Fall in Praxi noch nicht vorgekommen iſt."

„Es wird aus dieſem Grunde und weil er insbeſondere ſehr ſchaamhaft iſt, „ſetzte die Dame ihre Rede fort," muthmaßlich einige Mühe koſten, den jungen Unglücklichen zu bewegen, ſich ärztlich unterſuchen zu laſſen, vielleicht muß ſogar Gewalt angewendet werden, da eine dergleichen Unterſuchung aber

an der höchſten Zeit ſein dürfte, ſo müſſen alle übrige Rückſichten in den Hintergrund treten, und ich erſuche Sie daher, ein paar handfeſte Arbeitsleute in der Nähe zu haben, die meinen armen Verwandten bei dieſem nothwendigen Vorgange zu halten im Stande wären."

„Das wollen wir ſchon machen," beruhigte Dr. Meyer die Dame, und dieſe zog nun ihre Börſe und legte vier Thaler als „Honorar", wie ſie ſagte, auf den Tiſch, zugleich aber auch einen halben Thaler, nach ihrer Bemerkung, für die Arbeitsleute; dann bat ſie den Dr. Meyer, ein paar Stunden zu Hauſe bleiben zu wollen, bis ſie mit ihrem Verwandten angekommen ſein würde: ſie werde dann, wenn dies geſchehen und der junge Mann ſeinen Händen übergeben ſei, inzwiſchen einige Gaſſen herum fahren, um die etwanigen Klagen und das klägliche Geſchrei deſſelben nicht zu hören, nach einer halben Stunde etwa wieder vorfahren und den Kranken mit ſich nehmen.

Der Dr. Meyer, überhaupt ein höflicher Mann, war völlig mit der Fremden einverſtanden, und dieſe empfahl ſich bis weiter; wie denn Erſterer nach dem Abſchiednehmen der Dame ſogleich ein Paar handfeſte Kerle durch ſein Dienſtmädchen zu ſich beſcheiden ließ.

Die Dame ſetzte ſich wieder in die Kutſche und fuhr unterdeſſen von dem Doctor zu dem Seidenhändler Dreyer, dem erſten Hauſe in dieſem Ar-

tikel. Hier ließ sie sich in dessen Lager allerhand Seidenwaaren zeigen, kaufte und bezahlte auch Einiges, nicht allzu Bedeutendes, stellte sich aber, als ob sie eben nun erst einige ganz besonders schöne Stoffe an irgend einem Platze wahrnehme, welche sie längst zu haben gewünscht hätte.

Nachdem sie nun, in Folge dessen, verlangte, dieselben in der Nähe betrachten zu können, legte man ihr solche bereitwillig vor, und sie war entzückt, sowohl über die Güte des Stoffes als über die Schönheit des Musters. Darnach wählte sie eine ziemliche Menge dieser Seidenzeuge aus und ward bald über den Preis derselben einig.

Jetzt ließ sie sich die desfallsige Rechnung aufsetzen und ersuchte dem nächst, da sie nicht einen so großen Betrag bei sich führe, daß man ihr einen Ladendiener mitgeben möge, der das Geld in ihrem Hause in Empfang nehmen möge.

Herr Dreyer war dessen sehr zufrieden, ließ daher die Waaren zusammen packen und in die Kutsche legen.

Der Diener wollte zwar neben der Kutsche einhergehen, die Dame indessen nöthigte ihn so lange und so viel, bis er endlich nicht widerstehen konnte, sich zu ihr in die Kutsche zu setzen.

So fuhr denn nun die Dame in Begleitung des Dreyer'schen Ladendieners wieder zu dem Doktor Meyer und stieg dort mit demselben aus der Kutsche. Als

ſie indeſſen ausgeſtiegen und in's Haus getreten waren, ließ die Dame den Ladendiener unten warten und ſchritt die Treppe hinauf zum Zimmer des Dr. Meyer, dem ſie hinterbrachte, ihr Verwandter wäre nun unten im Hauſe und er möge ihn nur rufen oder rufen laſſen. Damit ging ſie ſelber wieder ſchnell hinunter und als eben der Doctor, auf das Treppengeländer gelehnt, nach der untern Diele rief: „kommen Sie nur herauf, mein Herr!“ ſagte die Dame, unten angekommen zu dem Ladendiener: „gehen Sie nur hinauf, mein Mann wird Alles in Richtigkeit bringen; er ruft nach Ihnen.“

Der Diener folgte ganz wohlgemuth dieſer ihm von zwei Seiten kommenden Aufforderung, indeſſen die Dame in die Kutſche ſtieg und davon fuhr.

Der Doctor nöthigte dagegen den oben angekommenen jungen Mann ſehr höflich in ſein Zimmer und fragte dann: „nun wie geht es?“

„Ich danke, ſehr wohl,“ verſetzte dieſer:

„Nun, was iſt's? Sagen ſie aufrichtig!“ fuhr Dr. Meyer fort, „Sie dürfen ſich nicht geniren.“

„Es ſind gerade 234 Thlr. 26 Schll., die ich mir zu erbitten habe,“ verſetzte der Diener.

„Papperlapapp! Ich weiß ſchon davon; ich bin ſchon unterrichtet,“ antwortete Dr. Meyer.

„So erwarte ich denn die Zahlung, wenn es Ihnen gefällig iſt,“ ſagte der Diener.

„Papperlapapp!“ antwortete der Doctor.

Der Diener sah den Doctor erstaunt an und sagte dann: „ich kann Sie versichern, daß Alles aufs Genaueste bedungen worden ist.„

„Papperlapapp!“ antwortete wieder der Doctor.

Der Diener wußte nicht was er denken sollte, allein er sagte: „darf ich denn nun um mein Geld bitten?“

„Herr,“ entgegnete der Doctor barsch, „sprechen Sie doch nicht mehr so dummes Zeug: ich bin ja von Allem unterrichtet.“

Der Diener sah noch erstaunter auf den Doktor.

„Lassen wir die Possen endlich,“ sagte dieser nun, und entkleiden Sie sich.“

„Was soll ich?“ fragte der bestürzte junge Mann.

„Sie sollen sich entkleiden!“

„Ich?“

„Nun, wer sonst? Sie hören es ja. Ich muß Sie besehen.“

„Ich soll mich entkleiden und Sie wollen mich besehen?“ fragte in höchster Bestürzung der Diener.

„Allerdings will ich das,“ war die Antwort.

„Herr,“ Sie sind wohl verrückt,“ rief der Diener außer Fassung. Ich will mein Geld haben.“

„Sie sind verrückt mit Ihren Geldforderungen,“ brauste der Doctor auf. Allein machen Sie mir nun keine weitere Umstände und entkleiden Sie sich.“

„Den Teufel werde ich thun!“ schrie der Commis.

„Herr wie kann ich denn anders Ihr Uebel unterſuchen?“

„Was für ein Uebel?„

„Zum Teufel: Ihr Uebel!“

„Ich habe aber kein Uebel!“

„Das glaube ich: kein Menſch will ein Uebel haben! — Nun, machen Sie fort: herunter mit den Kleidern!

„Herr, ſind Sie toll? Sind Sie im Ernſte toll? — Geben Sie mir mein Geld.

„Kurz und gut, wollen Sie ſich nun entkleiden! Ich muß Sie beſehen.“

„Herr ich werde mich doch für nichts und wieder nichts hier entkleiden und beſehen laſſen?“ rief ganz entrüſtet der Commis.

„Ja, das ſollen Sie, ſo wahr ich das Leben habe! rief der Doctor.

„Ich will mein Geld haben!“ ſchrie verzweiflungsvoll der Diener.

„So ſoll der Teufel darein ſchlagen!“ rief der Doctor und klatſchte zugleich in die Hände; ein Zeichen für die in Bereitſchaft gehaltenen handfeſten Arbeitsleute. Dieſe erſchienen alsbald und warfen ſich, nicht eben ſanft, auf den überraſchten und höchſt erſchrekten jungen Mann. Sie entkleideten ihn Augenblicks, er mochte ſich ſträuben und nach Hülfe rufen, ſo viel er wollte. Man legte ihn auf einen zu dem Zwecke in Bereitſchaft gehaltenen Tiſch, und, indeſſen

jene Haltunsfeſte jede Anſtrengung des jungen Mannes, ſich einer Unterſuchuug zu entziehen, nutzlos machten, ſuchte der Doctor Meyer mit der Brille auf der Naſe überall nach dem verſprochenen Bruche umher. Er konnte ihn aber nirgends finden; Alles an dem jungen Manne war normal, und als er nun, faſt eben ſo beſtürzt und verlegen als der Commis, dieſen nun erſt recht zu Worte kommen und ſich von ihm den Sachverhalt hatte erzählen laſſen, da wurde es ihm ſogleich nur allzuklar, daß er es mit einer einen Gaunerin zu thun gehabt hatte.

Der Doktor konnte ſich indeſſen tröſten, denn er hatte ſeine vier Thaler verdient, wenigſtens im Sacke; die Arbeitsleute konnten ſich auch tröſten, denn ſie waren ſehr leicht zu einem halben Thaler gekommen; der Handlungsdiener konnte ſich endlich auch noch damit wenigſtens tröſten, daß er nicht wirklich an einem Bruche litt: wie ſich aber der Seidenhändler Herr Dreyer über ſeine 234 Thlr. 26 Schill. getröſtet hat, darüber ſchweigt troſtlos die Geſchichte. Wir wiſſen nur, daß es trotz aller Nachforſchungen damals niemals gelang, auch nur eine Spur der ſchlauen Betrügerin aufzufinden.

Der Tochter Fluch.

I.

In der St. Jacobi Kirche wurde ums Jahr 1652 der Taufstein aus dem Grunde neu erbaut, und die Pastoren und Kirchenvorsteher waren über diesen Bau um so besser und vollständiger einverstanden, als die Kosten zu demselben durch testamentarische Verfügung eines frommen Pfarrkindes herbeigeschafft waren.

Demnach wurde diese Arbeit mit besonderer Lust und Liebe begonnen; als man aber nun den alten Taufstein sammt seinem Fundamente weggenommen und ausgegraben hatte, fand man zum nicht geringen Schrecken einiger Abergläubischer unter letzterm, fast ganz im Wasser des feuchten Bodens liegend, eine völlig unverweste, vollkommen wohlerhaltene Leiche.

Es war diese, wie eine eben gestorbene Persönlichkeit anzusehende Leiche in eine Mönchskutte gehüllt und hatte um den Leib einen Strick, nach Art der Mönche des Franziskaner-Ordens. Auch diese Kutte und ebenfalls dieser Strick waren im vollkommen wohlerhaltenen Zustande. Die Haut der Leiche erschien noch durchaus frisch, und man konnte einen jeden der Finger hin und her, wie man wollte biegen, denn sie

waren nicht im Geringſten ſteif, im Gegentheil gerade ſo biegſam, wie ſie nur bei einem Lebendigen ſein konnten. Dennoch mußte der Körper weit über hundert Jahre dort in ſeinem feuchten Grabe gelegen haben, denn weit über hundert Jahre war es her — und das war das Erſte, was man in Erfahrung zu bringen ſuchte — ſeitdem das Fundament des Taufſteins gerührt worden war.

Seit langen Jahren hatte in Hamburg kaum irgend etwas ſo große Senſation erregt, als dieſer wunderbare Fund. Geiſtliche, Aerzte und Philoſophen, ſo weit dieſe Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaften in Hamburg Geltung finden konnte, Kaufleute und Handwerker, Juriſten und Soldaten fanden keinen ergiebigern Stoff der Unterhaltung, als dieſe räthſelhafte Leiche, und zogen ihr Weſen in Unterſuchung. Alle übrige Converſation war im Allgemeinen ſo gut als verfolgt, und Jedermann ließ ſein kritiſches Licht leuchten über dem unverweſten mit einer Mönchskutte bekleideten Körper. — Der Andrang, dieſen in der Nähe zu ſehen, war ſo ſtark und gewaltig, daß in den erſten Tagen Wache beordert werden mußte, um die Neugier einigermaßen zu regeln, wie dieſelbe bei der Ausſtellung königlicher Leichen, welche ein ſehr geſuchter Anblick ſind, der Ordnung wegen in monarchiſchen Staaten geregelt zu werden pflegt.

Die Hamburgiſche Geiſtlichkeit, Reverendum Ministerium, ließ ſich dieſe Sache ganz beſonders

angelegen sein, da sie ein eigentlicher „Kirchenfund", und E. E. Rath fand dagegen nicht viel einzuwenden, da es ihm ziemlich gleichgültig war und sein konnte, was die Kirche mit ihrem gefundenen Schatze anzufangen für gut befinde.

Reverendum Ministerium war aber in sich selbst durchaus noch lange nicht darüber einig, was nun mit diesem so wunderbar erhaltenen Leib anzufangen sein möchte.

Es wurde darüber lange hin und her debattirt, bis endlich Dr. Schuppius, seit 1649 Pastor an der St. Jacobi Kirche, mit seinem allerdings sehr vernünftigen und wohl motivirten Vorschlag durchdrang, die Sache einfach damit zu erledigen, daß man den Körper wieder an denselben Ort bringe und dort begrübe, wo man ihn gefunden habe. Demzufolge ward denn nun „ein Sarg aus weichem Holze" — wie uns berichtet wird — verfertigt, darein man die merkwürdige und gewiß lange genug angestaunte Leiche legte. Hierauf ward sie — indessen ohne weitere Ceremonien, da man sich über ihre Rechtgläubigkeit nicht ganz im Klaren befinden konnte — wieder an ihren alten Platz, jetzt unter das Fundament des neu aufzurichtenden Taufsteines gebracht, wo sie ohne Zweifel noch und — in Frieden ruhen wird.

Der Pastor Dr. Schuppius, der den neuen Taufstein mit einer tüchtigen Predigt, wie man sie von seinen Herren Collegen damaliger Zeit nicht immer

zu hören gewohnt war, einweihte, nach welcher Weihe eine „wohlgesetzte Feiermusik“ sich hören ließ, der Dr. Schuppius, berühmt durch seine auf uns gekommenen höchst originellen aber ziemlich selten gewordenen Schriften (welche eine auffallende Geistesverwandtschaft mit denen des Abraham a Santa Clara verrathen) der Dr. Schuppius, ein unermüdlicher Forscher auf dem Gebiete des Wissens, und insbesondere in den Parcellen, welche Hamburg und seine Kirche berührten: der Dr. Schuppius gab sich alle ersinnliche Mühe, über den aufgefundenen, nun wieder zur Ruhe gebrachten Leichnam etwas Näheres in Erfahrung zu bringen und durchstöberte zu dem Ende nicht allein das St. Jacobi Kirchenarchiv von oben bis unten sondern auch das Archiv des Domes und der übrigen Kirchen mit rastlosem Eifer: allein es wollte selbst seinen angestrengtesten Bemühungen auch gar nicht gelingen, sich den gewünschten Aufschluß über die Geschichte der unverwest gefundenen Leiche mit der Mönchskutte und dem Stricke zu verschaffen. Der ehrliche Schuppius mußte zu seinem großen Leidwesen darüber hinsterben.

Erst länger als fünfzig Jahre nach dem Tode dieses ausgezeichneten Predigers, dessen Bildniß noch heutigen Tages in der St. Jacobi Kirche zu sehen, und dessen Epithaphium auf dem Chore daselbst lesenswerth ist, spielte ein reiner Zufall einem Andern diesen Aufschluß in einem Convolut Papieren aus einer Erb-

masse in die Hände, und wir liefern denselben unsern Lesern getreulich so, wie er uns überkommen ist.

II.

Es wohnte um das Jahr 1523 in der Niederstraße ein recht wohlhabender Gewürzkrämer mit Namen Johannes Wegedorn, dem seine im ersten Wochenbette gestorbene Frau eine einzige Tochter, Brigitte nachgelassen hatte. Da er eben noch ein Mann in seinen besten Jahren war, als seine Frau starb, so konnte es nicht fehlen, daß ihm oft die Gelegenheit, eine zweite Ehe einzugehen', ziemlich nahe gelegt wurde, indessen wollte er sich niemals darauf einlassen, sondern lebte als Wittwer fort.

Brigitte zählte jetzt achtzehn Jahre, war sehr hübsch und bis zu ihrem fünfzehnten Jahre von einer im Holsteinischen wohnenden entfernten Verwandten sehr wohl erzogen worden. Sie führte zur Zeit mit einer Umsicht und einem Geschick, die weit über ihre Jahre hinausgingen, ihres Vaters Haushaltung, dessen Personal außer diesem und ihr nur noch aus einem Gehülfen und einem Lehrling bestand, und ward sie bei dieser Führung ganz allein von einer alten knurrigen Magd unterstützt, welche bereits im Hause zwanzig Jahre gedient hatte und demselben

als Inventarienſtück ſo zu ſagen eingewachſen war.

Herr Johannes Wegedorn war ein akurater, ſtrenger, faſt harter Mann, wenn auch ſonſt im Allgemeinen ein höchſt rechtſchaffener Handelsherr. Seine einzige ſchwache Seite war vielleicht die große Liebe, die er zu ſeiner Tochter trug; allein eben weil er dieſe ſchwache Seite an ſich ſelber ſehr wohl kannte, ſo verbarg er ſie, ſo gut es ihm gelingen wollte, vor Jedermann, ſelber vor Brigitte, und erſchien gegen dieſe nicht weniger ſtrenge, als gegen alle übrige von ihm Abhängige, welche daher auch vor ihm bei Weitem mehr Furcht hatten, als daß ſie Liebe für ihn hegten: eine ganz gewöhnliche Erſcheinung.

Walter, der Gehülfe, war ſchon ſeit faſt fünf Jahren in Herrn Wegedorns Dienſten und konnte in jeder Beziehung ein muſterhafter junger Mann genannt werden, dem ſelber Herr Wegedorn alle Gerechtigkeit widerfahren laſſen mußte und widerfahren ließ. Da er einiges Vermögen beſaß, ſo dachte er zur Zeit eben daran, ſich ſelber zu etabliren und einen eigenen Hausſtand zu gründen, von welchem Vorſatze er auch bereits ſeinen Prinzipal unterrichtet und daher demſelben gekündigt hatte.

Zwar war Herrn Wegedorn der Verluſt ſeines bisherigen Gehülfen in mancher Beziehung ſehr leid, denn er mußte ſich geſtehen, von jeher bis jetzt alle Urſache gehabt zu haben, mit deſſen Fleiß, Aufmerkſamkeit, Eifer und Treue zufrieden zu ſein, indeſſen

fand er ſich in das nicht Abwendbare, da er begriff, daß ſich derſelbe doch auch endlich einmal eine eigene Exiſtenz ſchaffen müſſe, und das dieſe Zeit für Walter nun auch heran gekommen ſein dürfte; überdies hatte er ſchon vor längerer Zeit eine ihn ſehr unangenehm berührende Entdeckung gemacht, durch welche er ſich von ſeinem Gehülfen unwillkürlich aber mit unwiderſtehlicher Gewalt abgezogen fühlte.

Es war nämlich vor nicht gar lange aus Roſtock ein Franziskaner Mönch, Stephan Kempe nach Hamburg gekommen, um ſeinen Bruder, der in dem daſigen St. Marien Magdalenen Kloſter ſich befand, zu beſuchen. Dieſer Stephan Kempe hatte dahier eine Predigt gehalten, in welcher von ihm das Wort Gottes war rein und lauter verkündigt worden, und dieſe Predigt hatte auf alle ſeine Zuhörer einen ungeheuren Eindruck gemacht, wodurch Stephan Kempe denn bewogen ward, am nächſten Sonntage nochmals eine Predigt zu halten, welche wo möglich einen noch größern und electriſirenden Eindruck auf das zahlreiche Auditorium hervorbrachte, da der geiſtliche Redner dahin ſtrebte, ſich dieſem noch verſtändlicher zu machen, als das erſte Mal, was ihm denn auch vollſtändig gelang und den allgemeinſten Beifall ihm zu Wege brachte.

Solche Predigten in ſolchem klaren leicht begreiflichen Sinne war man in Hamburg nicht gewohnt, hatte man dort noch niemals vernommen; ſie waren

etwas Neues, ganz Ungewöhnliches. Weil aber die neue Lehre Luthers doch ſchon in der Stadt bekannt geworden war und die größte Aufmerkſamkeit erregt, bereits auch ſchon viele theils offenbare, theils geheime Anhänger ſich gewonnen hatte, ſo wurden die Vorſteher des Kloſters St. Maria Magdalena und einige Bürger, unter denen ſehr angeſehene zählten, bewogen den neuen Roſtocker Prediger aus dem Orden des heiligen Franziskus mit Bitten anzugehen, daß er fürs Künftige bei ihnen bleiben möge, um ihnen auch fernerhin das Wort Gottes lauter und rein aus der Bibel und ohne hinzugethane Menſchenſatzungen zu predigen. Stephan Kempe ſträubte ſich freilich Anfangs, auf dieſe Bitten befriedigend einzugehen, und ſchützte anderweitige Verhältniſſe vor, welche es ihm ſo gut wie unmöglich machen dürften, für immer ſeinen Aufenthalt in Hamburg zu nehmen, als man aber mit ſeinem Anliegen durchaus nicht nachgeben wollte und verſprach, die von Stephan Kempe zum Theil kund gegebenen Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen, bequemte ſich dieſer endlich den Wünſchen der Bittenden. Blieb fernerhin in Hamburg, verkündigte das Wort Gottes oder die göttlichen Wahrheiten lauter und rein und ohne Scheu und Menſchenfurcht von der Kanzel herab, und hatte, wie ſehr die ſtockgläubigen Katholiken ſich auch anſtrengten und abmühten, ſeine Saaten zu zertreten und ſeine Lehren zu verketzern, einen ſo ungeheuren Zulauf, daß die

Leere in den übrigen Kirchen durchaus nur um ſo auffallender erſchien.

Auch Walter, der ein eben ſo warmes, für alles Schöne und Gute empfängliches Herz im Buſen trug, als er einen hellen und klaren Verſtand beſaß, gehörte zu den begeiſterten Zuhörern und unbedingteſten Verehrern des neuen Predigers. Er verſäumte ſelten und nur höchſt ungerne eine einzige von deſſen Predigten, denn längſt war ihm der Geiſt und Herz ertödtende, jede freie Forſchung feſſelnde Sklavenglaube Roms zuwider und ein Ekel geworden, längſt hatte bei ihm die Lehre Luthers Eingang und einen fruchtbaren Boden gefunden, in welchem ſie heilbringend weiter wuchs.

Dieſe ketzeriſchen Kirchgänge waren es, welche Herr Johannes Wegedorn, der an der Freiſinnigkeit ſeines Gehülfen ſchon längere Zeit Anſtoß genommen, in Erfahrung gebracht hatte, durch welche er zur Hälfte mit Unwillen und Zorn, zur Hälfte mit Schmerz und Wehmuth erfüllt worden war, denn er gehörte zu den ſtrenggläubigſten Katholiken, die es nur irgendwo in der Welt geben konnte, und hätte ſich auf jedes einzelne Dogma ſeiner Kirche todtſchlagen laſſen.

Allein es gab noch ein Zweites, was Herr Johannes Wegedorn aber nicht wußte, und wovon er zeither noch niemals eine Ahnung gehabt hatte.

Als der Geiz und die Habſucht der katholiſchen

Geiſtlichkeit, als ihr unſittliches, zügelloſes und jeder Moralität Hohn ſprechendes Leben endlich auch in Hamburg aufs Höchſte geſtiegen war, der Ablaßkram aufs Empörendſte gemißbraucht, und das Sündengeld welches dieſer ſchnöde Handel einbrachte aufs Schaamloſeſte und Liederlichſte wieder verſchwendet ward, da fühlte ſich der Magiſter Stemmel, gewöhnlich Stiefel genannt, Paſtor zu St. Catharinen und Vicar im Dom, vom Geiſte Gottes getrieben und erweckt; er überwand jedwede Furcht vor Pfaffenhaß und Verfolgung, und begann, das Evangelium rein in unverfälſchter Wahrheit zu predigen, vor der Verführung der Ablaßkrämerei mit den eindringlichſten Worten, mit den überzeugendſten Gründen zu warnen und alles wüſte und gottloſe Leben, alles liederliche Treiben, nicht allein der Weltkinder, ſondern ganz insbeſondere der Geiſtlichkeit voll gerechten Zornes in treffenden Predigten blos zu legen und zu beſtrafen. Allein dieſem großen Geiſte war zu ſeiner großen Unternehmung nicht der ſtarke Körper gegeben, der durchaus zu einem ſo rieſigen Werke, wie er es unternommen und das er zu Ende zu führen gedachte, nothwendig iſt. Er zog ſich ſelbſtverſtändlich durch ſeine Predigten die ausgezeichnetſte Feindſchaft und die heftigſte Verfolgung der geſammten Pfaffenzunft zu und die Quälereien, mit denen er heimgeſucht wurde nahmen kein Ende, und waren der Art, daß er, da er ſehr kränklich und ſchwach, mit ſeinem Körper ihnen bald nicht mehr widerſtehen könnte, ſondern ſich, leiblich durch-

aus hinfällig geworden, veranlaßt finden mußte, im Jahre 1523 seine Stelle aufzugeben. Er blieb indessen der von ihm erkannten Wahrheit bis an sein seeliges Ende, daß im Jahre 1528 erfolgte, mit der größten Standhaftigkeit getreu, und wirkte für dieselbe im Stillen unablässig, trotz seiner körperlichen Hinfälligkeit mit stets tapferm Geiste. Es ist auch nicht zu leugnen, daß er ganz eigentlich in Hamburg das gewesen und das gewirkt hat, was Luther in Wittenberg war und von da aus gewirkt hat, denn er legte eigentlich in Hamburg den Grund, auf welchem später die Reformation sich dort, ungeachtet aller katholischen Widerstrebungen, aufbaute.

Dieser Magister Stemmel genannt Stiefel, war es, welcher den neuen Glauben in der Seele Walters bereits vor längerer Zeit gepflanzt hatte und denselben noch jetzt dort aufs Sorgsamste pflegte, da ihn Walter, so oft es nur angehen wollte, fleißig besuchte, selbst als er schon von der Kanzel abgetreten war, und seinen wahrhaft frommen Lehren, Auslegungen und Erklärungen lauschte.

Das wußte Herr Johannes Wegedorn nicht.

Allein er wußte auch noch ein Drittes nicht. Er wußte nicht, daß Walter, in dessen unmittelbarer Nähe Brigitte vom fünfzehnjährigen Mädchen, man dürfte also beinahe sagen: vom „Kinde“ zur reizendsten Jungfrau herangereift war, er wußte nicht, daß Walter eine eben so heftige und leidenschaftliche

als zärtliche und aufopfernde Neigung zu dieſem zur Jungfrau erwachſenen Kinde gefaßt hatte, und daß dies herangewachſene „Kind“ dieſe Neigung, die wir nicht anders als mit dem Namen „Liebe“ bezeichnen dürfen, in eben dem hohen Maße erwiderte. Beide überließen ſich auch um ſo unbefangener und unbeſorgter ihrer von Tag zu Tag ſtets tiefer wurzelnden Liebe, als ſie nirgends auch nur das kleinſte Hinderniß erblickten, daß ſich hätte ihren Herzenswünſchen entgegenſtellen können, denn der Vater war, wie Brigitte wenigſtens nicht anders herausbringen konnte, Waltern durchaus gewogen, würde daher gewiß nichts gegen eine Verbindung zwiſchen ihm und ſeiner Tochter einzuwenden haben. Wenn der Alte von dieſem Verhältniſſe bis dahin noch nicht unterrichtet worden war, ſo hatte dies einzig und allein darin ſeinen Grund, daß von den beiden Liebenden beſchloſſen worden war, dem Vater die endlich nothwendige Entdeckung ihres Verhältniſſes ſo lange vorzuenthalten, bis Walter alle Einrichtungen zu ſeiner künftigen Selbſtſtändigkeit getroffen haben würde. Dies war jetzt eben vollſtändig geſchehen, und Walter wollte nur noch den nächſten Sonntag, als den unbeſchäftigſten abwarten, um von Herrn Johannes Wegedorn ſich deſſen Tochter zur künftigen Gattin und Hausfrau zu erbitten.

Waltern und Brigitten hing der ganze Himmel voller Geigen, die nichts als die erfreulichſten Melo-

dieen aufſpielten. Allein es ſollte anders kommen, denn der Menſch denkt und Gott lenkt

III.

Wir haben bereits bemerken zu müſſen geglaubt daß Herr Johannes Wegedorn zu den eifrigſten und ſtrenggläubigſten Katholiken gehörte, die es nur irgend wo in der Welt geben konnte. Dies lag ganz in der Natur ſeines Weſens, denn, von dem ſehr irrigen Grundſatz ausgehend, daß das Alte aus der Vergangenheit hergebrachte und daher durch manche Prüfungsfeuer gegangene, daß das Beſtehende, eben weil es beſtehe, auch das einzig Berechtigte ſei, war er der entſchiedenſte Feind von allen und jeden Neuerungen, und unterwarf dieſelben, eben weil ſie etwas Neues waren, gar nicht einmal einer kritiſchen Unterſuchung unter welcher ſein ſonſt guter Verſtand gewiß andern Falls zu überraſchenden Reſultaten gekommen ſein dürfte. Mochte er ſelbſt dieſe ſcheuen, oder gar nicht an ſie denken: genug, das Alte war ihm das einzig Ehrwürdige, woher er denn auch in ſeinem Hausſtande in den Baulichkeiten und Ausſchmückungen ſeiner Wohnung, in dem Aeußern ſeiner eigenen Perſönlichkeit von der Mode unabhängig erſchien, und bei Brigitte ein Fortſchreiten mit der Mode ihres Geſchlechtes nicht erlaubte, ſondern nur überſah.

Daß diesem nach Neuerungen in Glaubenssachen ihm, dem Herrn Johannes Wegedorn, noch mehr zuwider und bei Weitem noch verhaßter sein mußten als alle übrige, endlich doch nur auf Aeußerlichkeiten beruhende, war wohl sehr natürlich. Seine leibliche und geistige, seine irdische und himmlische Seligkeit war an den katholischen Glauben gebunden, und wir dürfen nicht vergessen hinzuzufügen, daß er in dieser blinden Glaubensüberzeugung unausgesetzt von seinem Freunde und Gewissensrathe, Jodacus Siffrid, bestärkt und befestigt wurde, da dieser das größte Interesse, namentlich in der damals schwankenden Glaubenszeit, daran nehmen mußte, die Heerde katholischer Schaafe so sorgsam und dicht bei einander zu halten, als nur immer möglich.

Herr Jodacus Siffrid war Pastor zum heiligen Geist, und durfte ohne Widerspruch der unduldsamste Pfaffe genannt werden, den es in Hamburg und vielleicht noch in weit größerem Kreise nur irgend geben konnte zu jener Zeit, von der wir erzählen. Ob es bei ihm damit aufrichtig gemeint war, ob nicht der Heuchler hinter der von ihm mit vieler Ostentation zur Schau getragenen und sich stets mit vieler Salbung aussprechenden Glaubensüberzeugung steckte: wer dürfte das jetzt noch nach verflossenen Jahrhunderten entscheiden können? Wir, in Berücksichtigung uns im Leben nahe getretener Vorkommenheiten, stimmen, da

Jodacus zudem ein kluger Mann und nicht ohne Geiſt war, unbedingt auf den Heuchler: denn es iſt uns noch kein kluger und geiſtvoller Mann vorgekommen, der unbedingt glaubte, und wir ſind noch niemals mit einem Dummkopf in Berührung gekommen, welcher mit einigem Erfolge den Heuchler geſpielt hätte.

Jodacus Siffrid beſuchte ſehr häufig das Haus des Herrn Johannes Wegedorn, ſeines Beichtkindes, und war dort ſtets ein ſehr willkommener und hochgeehrter Gaſt, wenn auch nicht eben von Seiten Brigittens, welche dieſem Pfaffen durchaus kein Vertrauen zuwenden konnte und ſich daher von demſelben entſchieden abwendete, was der Vater freilich wohl bemerken mochte, worüber er aber dennoch, im Conflicte ſeiner Zuneigung zu Jodacus und der Liebe zu ſeiner Tochter, niemals ein einziges Wort laut werden ließ.

Der Widerwille, den Brigitte gegen Jodacus empfand, legte ſich auch, im Wiederſpruche gegen ihren Vater, nicht den geringſten Zwang an, denn ſie war eben ein Mädchen von der höchſten Characterſtärke und Feſtigkeit, wenn ſie auch den väterlichen Rechten zu gleicher Zeit, in damaliger Sitte und Weiſe auferzogen, eine große Gewalt einräumte.

Größer aber noch faſt, als dieſer Widerwille, den ſie gegen Jodacus fühlte, war der, den ihre jungfräuliche Bruſt, vielleicht inſtinctmäßig, gegen deſſen Bruder hegte, den Jodacus nicht allzu ſelten als Be-

gleiter zum Beſuche mit in das Haus Herrn Johannes Wegedorns brachte, und der bei jeder Gelegenheit mehr als gewöhnliche Theilnahme gegen Brigitte zu äußern ſich unterſtand, von welchen Aeußerungen er auch nicht durch die entſcheidenſten Abweiſungen der ernſten Jungfrau ſich abhalten ließ.

Dieſer Bruder des Herrn Jodocus, Herr Zacharias Siffrid, ein bleichhaariger verknöcherter Schleicher mit ſtets lächelndem Geſichte, aber doch mit ſo viel Tücke in demſelben, daß einem ſelten auch ſelbſt in Zuchthäuſern wohl nur ſehr ſelten ſolche zweideutige Phyſiognomien entgegentreten dürften, dieſer Zacharias war ein Mann von einem nicht geringen Vermögen, das er ſich durch Wucher und Betrug, durch Ränke aller und jeder Art erworben hatte und durch dieſelben Mittel noch alle Tage vermehrte. Das wußte ein Jeder, außer Herrn Wegedorn, der, wenn man ihn auch hätte davon unterrichten wollen, ſolchem Unterrichte doch niemals Glauben geſchenkt haben würde, weil es der Bruder ſeines Beichtvaters war, und weil dieſer ihm nicht genug von den liſtigen Verläumdungen zu erzählen wußte, mit denen, ſeiner Ausſage nach, die Widerſacher des katholiſchen Glaubens die getreuen Anhänger deſſelben unabläſſig verfolgen ſollten.

Zacharias Siffrid, ohne Zweifel ein noch viel verworfenerer Heuchler als ſein Bruder, galt demnach bei Herrn Johannes Wegedorn nicht anders, als für eine Art von Märtyrer des allein ſelig machenden

katholiſchen Glaubens, und darnach für den redlichſten biederſten und vortrefflichſten Mann, weil er es überaus zu gleicher Zeit vollkommen verſtand, den gläubigſten, frommſten Katholiken und den heiligſten Chriſten nicht ohne Geſchick zu ſpielen. — Es darf uns dies nicht Wunder nehmen, da dergleichen bedauernswerthe Erſcheinungen, mutatis mutandis, d. h. mit der Zeit ackommodirten Abänderungen, noch heut zu Tage häufig vorkommen.

Eben am Vorabende des im Voraus beſtimmten Sonntags, an welchem Walter bei ſeinem Prinzipal um die Hand Brigittens zu werben beſchloſſen hatte: eben an dieſem Vorabende, als noch nicht vor gar lange von Herrn Jodacus und ſeinem Bruder Zacharias, welche Abendbrod bei Herrn J. Wegedorn gegeſſen und nach dieſem eine geheime und vertrauliche Unteredung mit ihrem Wirthe gehabt, endlich nun Abſchied und „gute Nacht“ genommen worden war, ſprach dieſer zu ſeiner Tochter, die meiſtens draußen ſich Beſchäftigung gemacht hatte und nun, nach dem Weggange der ihr ſtets unwillkommenen Gäſte Siffrid, wieder ins Zimmer getreten war, mit einer an ihm ſehr ſeltenen faſt einſchmeichelnden Freundlichkeit.

„Laß jetzt einmal Alles ein wenig ruhen, Brigitte, und die alte Margarethe meinetwegen ſpäter den Tiſch abräumen; das hat nichts zu ſagen für dies eine Mal.

Brigitte ſah überraſcht ihren Vater an.

Dieſer fuhr fort: „wie ich Dir ſage, mein Kind, laß für diesmal nur Alles ſtehn: denn ich habe mit Dir zu reden.“

Brigitte konnte nicht umhin, ihren Vater noch ein Mal und prüfender anzuſehen, ſetzte indeſſen eine Anzahl Teller, welche ſie ſchon auf den Arm genommen hatte, um ſie hinaus zu tragen, wieder auf den Tiſch nieder und ſtand in Erwartung deſſen, was ihr Vater ihr wohl Wichtiges mitzutheilen für gut gefunden haben möge, denn in der Regel kamen dergleichen Mittheilungen nicht an ſie.

Herr Johannes Wegedorn nahm nun liebevoll die Hand ſeiner Tochter in ſeine beiden Hände, ſah derſelben mit wirklich väterlichem Ausdrucke ins Auge und ſagte dann zärtlich und bewegt mit einer Stimme wie ſie vernommen zu haben Brigitte ſich niemals zu erinnern im Stande war:

„Meine liebe Brigitte, Du biſt nun endlich alt und, ich weiß, auch vernünftig genug, über Deine Zukunft entſcheiden zu können. Du kannſt ſelbſtverſtändlich nicht immer bei mir bleiben; das hieße den Zweck Deines Daſeins unerfüllt laſſen. Du mußt endlich in's eheliche Leben treten. Biſt Du nicht geneigt zu heirathen?“

Dieſe plötzliche Frage aus dem Munde ihres Vaters überraſchte das Mädchen allerdings auf's Aeußerſte, und ſie mußte deshalb wohl über und über roth werden: da dieſelbe aber im ſelbigen Augenblicke

die gewiſſe Ueberzeugung groß werden ließ, daß Walter, anſtatt verabredetermaßen den morgenden Tag für ſeine Bewerbung zu erwarten, ſicher ſchon heute Gelegenheit genommen habe, das Wort ſeiner Werbung anzubringen, ſo antwortete ſie ohne Stocken:

„Warum ſollte ich mich, wie viele Andere vielleicht thun möchten, bei dieſer geraden Frage eben zieren und allenfalls mit einem „Nein!“ das ſich ſelber Lügen ſtrafen müßte, antworten? Ich ſage ſtatt deſſen unumwunden: „ja“ das des Weibes letzte und erſte Beſtimmung ſicherlich die Ehe iſt.“

„Das iſt mir lieb zu hören,“ entgegnete der Alte noch freundlich und ſehr zu frieden mit dieſer aufrichtigen Antwort ſeiner Tochter. „Du biſt ein ſehr gutes und ſehr vernünftiges Kind.“

„Ihr pflegt mich ſonſt ſelten zu loben.“

„Ich meine es dafür deſto beſſer mit Dir. Allzuviel Lob iſt nicht geſund, und hat ſchon manches Kind verdorben.

„Steter Tadel verhärtet.“

„Laſſen wir das, Brigitte: wir treten uns heute näher als je, und bald in ein ganz neues Verhältniß.“

„Wie meint Ihr das?“

„Wenn Du einen eigenen Hausſtand führen wirſt, wozu es bald kommen kann, denn es hat ſich bereits ein Freier bei mir gemeldet, der um Deine Hand geworben.“

„Schon heute?“

„Ja, mein Kind, er hat ſich eben heute bei mir gemeldet, und ich hoffe nicht, daß Du ihn ausſchlagen werdeſt, denn er iſt in aller Hinſicht und in jedem Betrachte ein ſehr ehrenwerther Mann.“

„Ich glaube ſelber nicht, daß ich ihn ausſchlagen werde,“ ſagte Brigitte mit einem kleinen, faſt ſchelmiſchen Lächeln

„Du haſt alſo ſchon einige Vermuthung, meine Tochter, wer dieſer Freiersmann wohl ſein dürfte? fragte der Vater.

„Vielleicht noch etwas mehr, als bloße Vermuthung.“

„Noch etwas mehr?“

„Warum nicht?“

„Ei! So hätte er ſich alſo zuvor ſchon an Dich gewandt

„Das hat er allerdings.“

„Das wäre, und nimmt mich ſehr Wunder.“

„Warum denn das?“

„Weil er mir auch ſelbſt heute noch nichts davon geſagt hat, daß er bereits mit Dir einig geworden ſei.“ —

„Sicherlich hat er gemeint, daß Ihr das ſelbſt vorausſetztet.

„Und weil ich es ihm nicht zugetraut hätte, daß er ſich zuerſt und zwar hinter meinem Rücken an Dich wenden würde.“

„Nicht zugetraut, da ich doch nothwendig bei

der Sache auch ein Wort mitzusprechen haben mußte? Warum denn nicht zugetraut?“

„Nun — — — weil ich ihn dazu — — — weil ich — — — weil ich ihn dazu für — — — für — — — für viel zu scheu, zu solide — — — für zu — — zu zurückhaltend gehalten hätte.“

„Freilich ist er wohl nicht minder solide als bescheiden, allein diese Tugenden sind hier wie mich dünkt, auch gar nicht ins Gedränge gekommen.“

„Ei, Kind, wie es nun einmal ist, ist es gut und mir ganz recht.

„Es hat sich so nach und nach gemacht, ohne daß wir alle Beide eigentlich darum gewahr geworden sind, wie es zugegangen.“

„Nach und nach hat es sich so gemacht?

„Ganz gewiß!“

„Aber wie hat sich denn im Grunde die Gelegenheit finden können, daß es sich so gemacht, wie Du sagst? Ich habe doch niemals irgend etwas davon gemerkt und eher gemeint, Du dürftest Abneigung als Zuneigung gegen ihn hegen.“

„Das ist wunderbar! Was aber die Gelegenheit anbelangt, so gab sich die ja des Tages mehr als zehn Mal von selbst.“

„Mehr als zehn Mal alle Tage?“

„Mehr als hundert Mal!“

„Mehr als hundert Mal?“

„Ohne Zweifel, und vielleicht noch mehr. Wenn

man jahrelang in einem und demſelben Hauſe täglich bei einander iſt, ſollte ich meinen, dürfte das Keinem überall ſo ſehr auffallend erſcheinen.

„Ich verſtehe Dich nicht.“

„Und ich kann Euch nicht begreifen.“

„Hier muß irgendwo ein Mißverſtändniß vorwalten.

„Das befürchte ich auch.“

„Von wem redeſt Du denn eigentlich?

„Ich? Von wem ſollte ich denn wohl anders reden können, als von Walter?“

„Unglückskind!“ rief Herr Johannes Wegedorn ließ die erfaßte Hand ſeiner Tochter heftig fahren und ſprang vom Stuhle auf; „Unglückskind! Von Walter redeſt Du?“

„Ich rede nur von Walter.“

„Und ich rede von Herrn Zacharias Siffrid!“

Brigitte erbleichte.

„Ich rede von Herrn Zacharias,“ fuhr Herr Johannes Wegedorn, haſtig im Zimmer auf und ab ſtapfend, noch heftiger fort, „ich rede von Herrn Zacharias und du redeſt von dieſem Walter!“

„Ich rede von Walter.“

„Und mit dem Menſchen haſt Du Dich in ein Verhältniß eingelaſſen? Mit dem Abtrünnigen? Mit dem Ketzer?“

„Ich kenne ihn als einen guten, treuen und frommen Menſchen.“

„Ich aber weiß, daß er dem Stephan Kempe, dieſem Apoſtaten anhängt.“

„Die Unterſuchung ſtreitiger Glaubensſätze liegt außer meinem Kreiſe, und mich auf kirchliche Streitigkeiten einzulaſſen, finde ich nicht den geringſten Beruf. Uebrigens ſoll Stephan Kempe ein frommer Mann ſein.“

„Ein frommer Mann?“ ſchrie Herr Johannes Wegedorn; „ein frommer Mann?“ ſchrie er, ganz außer Faſſung. „Und das ſagt mir mein eigenes Fleiſch und Blut? Der Abtrünnige, der Ketzer ein frommer Mann? — Allein warum ereifere ich mich gegen Dich: Du biſt ein Weib und nimmſt die Eindrücke in Dich auf, wie ſie ſich Dir zufällig geben; der wahre Glaube wird ſich in Dir auch noch wohl befeſtigen, wenn Du erſt einen geſundgläubigen Mann haſt. Darum aber ſchlage Dir auch eben ein für alle mal den ketzeriſchen Burſchen, den Walter, aus dem Sinne, der mit den Feinden unſeres Glaubens geht.“

„Das werde ich, ſo wahr ich ihn liebe, nicht thun, weil es mir eine Unmöglichkeit iſt, und weil ich ihm Treue gelobt habe, wie er mir.“

„Und ich ſage Dir, ſo wahr ich ein aufrichtiger Katholik bin, und ſo wahr ich einſt dort in dieſem Glauben, der die Pforten der Hölle überwältigt, ſelig zu werden hoffe, ſo wahr und gewiß werde ich es niemals zugeben, daß Du Walters Frau werdeſt! —

Jetzt weißt Du ſicher, woran Du biſt, denn ich habe den heiligſten Schwur gethan, den zu brechen keine Macht mich bewegen könnte.

„Ich weiß woran ich bin!“ verſetzte kalt Brigitte.

„Du kannſt unmöglich Walters Frau werden.“

„Unmöglich!“

„Gott ſei Dank, daß Du das mit Ruhe einſiehſt!

„Wie ſollte ich nicht, nachdem Ihr geſchworen habt!“

„So wirſt Du auch fernern vernünftigen Vorſtellungen Gehör geben, meine Tochter!“

„Ich weiß nicht, was Ihr darunter verſteht,“ entgegnete Brigitte, faſt noch kälter als zuvor; allein ich ſchwöre Euch auch bei meiner Seelen Seligkeit und ſo wahr mir Gott helfe und ſein heiliges Wort daß ich Waltern ſtets treu bleiben und in dieſem Leben niemals eines andern Mannes Weib werden werde!“

„Brigitte!“ rief der Vater überraſcht und erſchreckt.

„Wir ſind jetzt mit einander auf dem Reinen,“ ſagte eifrig die Tochter.

„Brigitte! Brigitte!“ rief Herr Johannes Wegedorn abermals, „ſo belohnſt Du mir alle meine Dir bewieſene Liebe und Güte?“

Ich habe Eure Güte und Eure Liebe, in ſo weit Ihr ſie mir bewieſen habt, bis heute ſtets mit tiefer Zuneigung und aufrichtiger Dankbarkeit anerkannt:

wenn Ihr aber eben heute einen Schwur ausgesprochen den Ihr, wie ich nur allzufest versichert sein darf, halten und niemals brechen werdet, und wenn Ihr damit ein für alle Mal mein ganzes Lebensglück zu Boden getreten, so habt Ihr Euch auch ein für alle Mal für jene Liebe und Güte und zwar auf die grausamste Art, mit einem ungeheuren Preise bezahlt gemacht. Ich bin Euch nichts, gar nichts mehr schuldig; wir sind quitt, wenn ich auch bei unserer Auseinandersetzung sehr verliere."

„Kind, Kind, Du durchborst mir das Herz mit dieser fürchterlichen Berechnung!" klagte der Vater die Tochter an. „Diese Deine schreckliche Ruhe, Deine eisige Kälte erscheint mir unnatürlich: ich erschrecke davor."

„Warum? Sollte ich mich denn wie eine Wahnsinnige gebehrden? Sollte ich heulen, schreien und mir das Haar ausraufen?"

„Wollte Gott, daß Du wenigstens nur weintest!"

„Mein Unglück ist für Thränen zu namenlos groß; die gehören kleinern Leiden. Mein Leben ist dahin!"

„O welch ein Schicksal mußte mich erreichen: Du brichst mir das Herz, Brigitte!" klagte der Alte.

„Und welch ein Schicksal habt Ihr mir bereitet?" sagte Brigitte, ohne eine Miene zu verziehen. „Habt Ihr nicht mein ganzes Leben hingenommen, da es mir fortan nur eine Last sein kann? Habt Ihr nicht

vor wenig Augenblicken mein Herz für ewig gebrochen?"

„Kind, welche andere Entſchließung durfte ich denn Deiner Neigung entgegenſetzen, als wie ich gethan? Du hörſt ja von mir, und Herr Jodacus, der frömmſte Geiſtliche in Hamburg, kann und wird es Dir beſtätigen, daß Walter ein Ketzer iſt und mit dem Glauben des verfluchten Luther zu ſchaffen hat."

„Was nennt Ihr und der geiſt- und herzloſe Pfaffe Jodacus, was nennt Ihr deſſen heuchleriſchen Bruder, welcher der Armuth um Wucherzins leiht und ihr den letzten Pfennig abpreßt, „Ketzer?"

„Beleidige nicht den frommen Jodacus und den gottesfürchtigen, ehrlichen Zacharias! Was Du da von dieſem ausſprichſt, ſind nichts als Verläumdungen von den Feinden unſeres Glaubens erfunden."

„Es ſind im Gegentheil Wahrheiten, welche Jedermann weiß, von denen Jedermann überzeugt iſt der nicht, wie Ihr, von dieſen beiden Schlangen feſt umſtrickt, mit Blindheit geſchlagen worden. Und dieſem verworfenen Menſchen möchtet Ihr mich opfern. Dem Moloch opfern heißt Ihr Gräuel, allein dieſem Böſewicht Euer Kind in die Arme werfen, dies zu thun wollt Ihr keinen Anſtand nehmen!"

„Ich habe immer nur Dein Glück gewollt, Brigitte; ich will es auch noch: und in einer Ehe mit jenem Ketzer würdeſt und dürfteſt Du es niemals finden" antwortete der Alte.

„Was nennt Ihr „Ketzer?" fragte Brigitte noch

ein Mal. „Oder" — fuhr ſie fort — „ſagt mir, was iſt das für ein Glaube, der die Unduldſamkeit in dem Maße lehrt, daß er ſeinem treuen Anhänger gebietet, ſein einziges Kind um das ganze Lebensglück zu bringen? Ein ſolcher Glaube bedarf der ſorgfältigſten Prüfung, bevor man ihn allzu feſt hält."

„Ha! ſo hat auf Deine unſterbliche Seele dieſer Ketzer mit ſeinen verdammten Lehren auch bereits zum Unheil gewirkt!" rief Herr Johannes hochentrüſtet. Das iſt ein Nagel zu meinem Sarge! Auch Du taſteſt ſchon an unſerm heiligen Glauben mit unheiligem Finger!"

„Ihr habt mir eben heute die vollkommene Ueberzeugung gegeben, das Euer Glaube nicht von Gott ſtammen kann, da Gott die Liebe iſt und ſein muß, Ihr aber in Eurem Glauben mich um alle irdiſche Seligkeit gebracht habt."

„Gott weiß, daß ich nur Dein Glück will!" fiel ihr der Vater in die Rede.

Sie aber fuhr, ohne des Vaters Worten die geringſte Aufmerkſamkeit zu würdigen, fort: „Ich werde jetzt mit aller Ruhe, allein auch mit allem ernſten Eifer mich mit der Unterſuchung dieſes Glaubens beſchäftigen, und ich bin, nach dem eben Vorgegangenen der Ueberzeugung, daß ich ihn endlich vollſtändig verwerfen werde."

Dies ſagte das ſchöne aber todtblaſſe Mädchen mit einer wahren Kirchhofsruhe und wie aus erſtarr-

ter Bruſt ſchienen die Worte ins Leben zu tönen. Der Alte aber, deſſen Zorn durch dieſe Rede ſeiner Tochter aufs Höchſte geſteigert ward, rief mit faſt verſagender Stimme:

„Und ich werde dann, ſo wahr mir Gott helfe! Die Abtrünnige nicht mehr für meine Tochter erkennen!“

„Meint Ihr denn,“ antwortete Brigitte gerade wie ſie vorher geſprochen, „ich könnte Euch noch immer, nachdem Ihr Euch ſelbſt mit Wucherzins für Eure Vaterſorge bezahlt gemacht, ich könnte Euch noch immer die Tochter ſein, die ich Euch bisher geweſen bin? Meint Ihr, ich könnte Euch noch immer für einen Vater erkennen, der mich in der That meinetwegen liebte? O glaubt doch das nicht! Ihr ſelber habt mir die lange verſchloſſen geweſenen Augen mit fürchterlicher Hand geöffnet.“

„Brigitte! Beſinne Dich, Brigitte. Der Ketzer hält Dich mit den frevelhaften Lehren ſeines ſündigen Glaubens umgarnt und gleichſam im Bann.“

„Wir haben ſelten oder nie über Glaubensſachen geredet. Wir erfreuten uns beſſer daran, von unſerer Liebe und unſerer Zukunft zu ſprechen.“

„Gleich morgen ſoll er mein Haus verlaſſen!“ beſtimmte Herr Johannes.

„Je früher, je beſſer,“ ſagte Brigitte.

„Iſt das Dein Ernſt?“

„Ich habe zum Scherze keine Veranlaſſung.“

„Vielleicht kann Alles dann noch gut werden!“ tröſtete ſich ſelber der Alte.

„Was heißt Ihr: ‚gut werden‘? „fragte Brigitte mit dem bitterſten Lächeln eines aufgegebenen Lebens. „O Ihr ſelbſtſüchtigen Menſchen macht Euch zu Eurer Beruhigung ſtets noch großartige Hoffnungen, ſelbſt wenn Ihr die Anderer ganz und gar zerſtört und in den Staub getreten habt! Hofft Ihr wirklich darauf, ich könnte den edlen Walter jemals vergeſſen, einem Andern jemals meine Hand geben oder gar mit dem verworfenen Heuchler Zacharias vor den Altar treten? Gedenket meines Schwurs, wie ich des Euren eingedenk bin.“

„Kind, in Deinen Jahren vergißt man viel, wenn man nur ernſtlich will.“

„Solche Dummheiten ſchwatzen Euch die Pfaffen auf, die ihren Vortheil dabei ſehen. Allein abgeſehen von denſelben: wer ſagt Euch denn, daß ich vergeſſen will? Ich will nicht vergeſſen! Ich ſchwöre Euch hier noch ein Mal im Angeſichte Gottes, und will meiner Seelen Seligkeit verloren haben und auf ewig in die Hölle verdammt ſein, falls ich meinen Schwur breche daß ich Walters ewig eingedenk ſein und niemals die Gattin eines Andern werden werde. Ich will nicht vergeſſen!“

„Ungerathene, nichtswürdige Dirne!“ ſchrie Herr Johannes, nichts mehr berückſichtigend,“ abſcheuliche Ketzerin!“

„Wozu das?“ ſagte marmorn und unbewegt Brigitte. „Wir erzwecken durch gemeine Ausbrüche,

von Eurer Seite des Zorns, von der meinen des Schmerzes, gewiß nichts, darum habe ich sie auch mit aller Stärke meiner Seele gemieden; auch Ihr würdet wohl thun, davon abzustehen."

Der Alte vermochte nichts zu erwidern.

„Laßt uns" fuhr Brigitte fort — „Die Sache ernst und ruhig ein für alle Mal jetzt abthun, da es doch einmal geschehen muß, und dazu ist es nöthig, daß Ihr Walter herein ruft."

„Walter?" fragte erstaunt Herr Johannes, der seinen Ohren nicht trauen wollte.

„Eben den," war Brigittens Antwort. „Er muß wissen, daß er sich auf meine Hand keine Hoffnung zu machen und daß er morgen dies Haus zu verlassen hat, Ich wünsche ihm das selber zu sagen."

„Du wolltest ihm das selber sagen? Und dazu fühltest Du Dich im Stande?"

„Allerdings! Er weiß dann mit entschiedener Gewißheit, woran er ist, und daß durchaus gar keine Hoffnung mehr vorhanden. Es wird ihm zu gleicher Zeit aber einigen, den letzten Trost gewähren, daß ich ihm das Schicksal selbst angekündigt, das erbarmungslos über uns Beide hat hereinbrechen müssen."

Herr Johannes Wegedorn ging einige Male, offenbar in Nachdenken, im Zimmer auf und nieder, dan blieb er plötzlich vor seiner Tochter stehen und fragte:

„Fühlst Du Dich wirklich stark genug, ihm sein Schicksal selber kund zu thun?“

„Ich fühle mich stark genug dazu!“

„Und wird er auch nicht Deinen Vorsatz zu erschüttern streben? Wird er Deinen Entschluß, unbedingt zu entsagen, nicht wankend zu machen suchen, und wird er diesen Zweck nicht vielleicht erreichen?“

„Er wird es nicht, denn er kennt mich.“

Jetzt öffnete Herr Johannes die Stubenthür und rief nach Walter.

IV.

Der junge Mann trat, noch aller seiner schönen Hoffnungen voll, unbefangen ins Zimmer, nicht im Entferntesten die schreckliche Mittheilung ahnend, welche ihm hier gemacht werden sollte, und ohne eine Vorstellung von der Trostlosigkeit, mit welcher er es in Kurzem wieder verlassen würde.

Brigitte ging ihm sogleich mit unbegreiflicher Fassung, mit fast übermenschlicher Willenskraft entgegen, reichte ihm die Hand und sagte:

„Lieber Walter, wir müssen uns trennen und zwar für ewig.“

Der so Angeredete erschrak heftig, fuhr sichtbar zusammen und ward so weiß wie eine Gypsbüste, brachte aber kein Wort hervor.

„Erſchrecken Sie nicht zu ſehr, Walter," fuhr das Mädchen fort, „obgleich wir Beide gewiß an ein ſo trauriges Ende unſers Verhältniſſes nicht gedacht haben. Wir müſſen uns trennen, Walter, und ich weiß, wie daß Ihr Herz zerreißt: allein tröſten Sie ſich mit mir, die gewiß bei dieſer Trennung nicht weniger leidet als Sie."

Walter vermochte noch immer nichts zu antworten.

Brigitte ſprach weiter: „es muß ſo ſein, lieber Walter, denn mein Vater hat vei Allem, was ihm heilig, geſchworen, daß ich nie die Ihrige werden ſoll."

Jetzt löſte ſich des Jünglings Zunge.

„Gott im Himmel!" rief er im unſäglichſten Schmerze. „Brigitte ich kann Ihren Verluſt nicht ertragen!"

„Sie werden es, Walter, denn Sie müſſen es. Wir müſſen den bittern Kelch leeren, der uns unabweislich geboten wird. Laſſen Sie uns das mit Würde. Sie ſehen, ich ſtrebe darnach, es ſo zu thun: folgen Sie meinem Beiſpiele."

Dies ſagte das junge Mädchen indem ſie ihm die Hand zärtlich drückte und ihm mit unendlicher Liebe ins Auge ſah.

„Aber" — rief der faſt Verzweifelnde, der ſeine Thränen zurück kämpfte — warum — — — — "

„Fragen Sie nicht, Walter," unterbrach ihn Brigitte, „und laſſen Sie ſich es genug ſein, wenn

ich Ihnen sage, daß wir uns unter dem unabänderlichen Schicksal, das uns Trennung befiehlt, beugen müssen."

Walter schlug seine beiden Hände vor's Gesicht.

„Besiegen Sie sich" — bat Brigitte — „besiegen Sie sich, lieber Walter, mit all Ihrer männlichen Kraft und sehen Sie auf mich, die ich doch nur ein Weib bin. Verlassen Sie dieses Haus, das nie wieder eine Wohnstätte der Zufriedenheit und der stillen Freude werden wird, morgen in aller Frühe. Wir sehen uns diesen Abend zum letzten Male."

„Zum letzten Male?" seufzte der Unglückliche.

„Ja, Walter, zum letzten Male," wiederholte Brigitte, „und so wollen wir uns nun gleich trennen, um uns einander nicht weich zu machen, da wir der Stärke so sehr bedürfen. — Umarmen Sie mich zum Abschiede."

Mit diesen Worten trat sie dem Geliebten ganz nahe, und Beide umarmten sich zärtlich. Dann machte sich Brigitte sanft aus dieser Umarmung los und sagte, ihm noch ein Mal die Hand reichend:

„Leben Sie wohl auf ewig, Lieber Walter! Ihren Ring behalte ich, Sie behalten den meinen: denn ist der Schwur meines Vaters auch zwischen uns getreten, und kann ich daher auch nun und nimmermehr die Ihrige werden, so haben doch ebenfalls ich geschworen, nun und nimmermehr einem Andern anzugehören, und ich werde gewiß meinen Schwur nicht

minder feſt halten, als mein Vater den ſeinen: Sie dürfen ſich darauf verlaſſen, denn Sie kennen mich, Sie kennen mich ganz."

„O Brigitte!" rief der junge Mann und wollte ihr zu Füßen ſtürzen.

Sie hielt ihm mit ausgeſtrecktem Arme die flache Hand entgegen und ſagte dann, mit der andern Hand auf ihren Vater zeigend:

„Ich bitte Sie, Walter, um Deſſen Gegenwart willen, Faſſung und Würde zu zeigen, damit er gezwungen iſt, diejenigen zu achten, deren Glück er zernichtet. — Noch ein Mal, zum letzten Male: leben Sie wohl, auf ewig wohl!"

Dies ſagend winkte ſie nach der Thüre, und Walter wankte, der Geliebten nur noch einen letzten unausſprechlichen Liebesblick zurücklaſſend, zum Zimmer hinaus um nie wieder ein Wort mit ihr zu wechſeln. —

Während dieſer Unterredung hatte Herr Johannes Wegedorn wortlos am Fenſter geſtanden und meiſtentheils durch die Scheiben in das Dunkel der Nacht hinausgeſtarrt, ohne indeß auch nur ein einziges Wort von dem Zwiegeſpräch zu verlieren, das eben im Zimmer geführt worden war. Jetzt, nachdem Walter das Zimmer verlaſſen hatte, wandte er ſich an ſeine Tochter und ſagte:

„Ich muß Dich in gewiſſer Beziehung bewundern. mein Kind."

„Laßt das nur," versetzte Brigitte mit Bitterkeit; „laßt das nur, denn ich vermag Euch nicht dankbar für diese Bewunderung zu sein."

„Du hast siegende Kraft wie der stärkste Mann, Du hast Selbstüberwindung wie ein Märtyrer gezeigt."

„Ich bin ja auch die Märtyrerin Eurer ungeheuren Selbstsucht, Eures dumpfen Glaubens, die Blutzeugin der Treue des eigenen Herzens!"

„O meine Tochter, ich fühle, daß Du sehr unglücklich bist! Und wie sehr bedaure ich dies Dein unglückliches Schicksal!" sagte Herr Johannes bewältigt und gerührt.

„Ich schenke Euch Euer müßiges Bedauern," versetzte Brigitte unbewegt.

„Brigitte!" rief schmerzlich der Alte.

„Kniet auf dem kalten Marmor Eurer Kirche!" antwortete diese. Betet zu Eurem steinernen Marienbilde, zu Euren steinernen Heiligen, die kein Herz in der Brust tragen, wie Ihr selber keins habt; laßt Euch von Euren heuchlerischen Pfaffen den Himmel versprechen, weil Ihr zwei Menschen elend gemacht habt: allein äussert mir kein Mitgefühl für meinen Schmerz. Ich verschmähe diese Zweideutigkeit. — Die Opfer sind Euch gefallen — was wollt Ihr mehr?"

„Mein Kind! Mein Kind!" rief der Vater.

„Ihr habt nur noch eine Brigitte im Hause," sagte die Tochter hart, „allein Ihr habt kein Kind

mehr, und auch ich betrachte mich von nun an als eine mutter- und vaterloſe Waiſe."

Der Alte ſchlug ſich mit der Hand vor die Stirn.

Brigitte nahm ein Licht vom Tiſche und ſagte einfach: „gute Nacht!" ſetzte dann aber mit dumpfer Stimme und wie ergänzend hinzu; „gute Nacht, wenn Ihr nach dem Morde Eures Kindes noch eine ſolche haben könnt."

Damit ging ſie auf ihr Zimmer.

V.

Am andern Morgen hatte bereits frühe Walter das Haus ſeines früheren Prinzipals verlaſſen.

Brigitte, die ſich nach ihrer vorabendigen Entfernung aus dem Familienzimmer, ſelbſt unter Abweiſung der alten Magd Margarethe, eingeſchloſſen gehalten, hatte keinen zweiten Abſchied von Walter genommen.

Brigitte war mit der Zukunft ihres Lebens vollkommen auf dem Reinen. Sie hatte nichts mehr zu hoffen: ſie lebte daher eigentlich gar nicht mehr.

Brigitte ging nach wie vor den häuslichen Geſchäften nach, und Alles ſetzte in dieſem Kreiſe ſeinen gewohnten Gang fort, als wenn gar nichts vorgefallen wäre: nur ſchien fortan jedes, wenn auch ſonſt ſeltene

Lächeln von der Jungfrau Lippe verbannt, jeder sonst doch manchmal hell strahlende Sonnenblick ihres schönen Auges erloschen zu sein. Sie sprach selten, wie man glauben mußte ungern mehr als gewöhnliche Worte, und diese beschränkten sich meistentheils auf Antworten, denen, in möglichster Kürze gegeben, nicht auszuweichen war.

Es hatte sich ein fürchterlicher Ernst über das ganze Wesen des schönen und so sehr unglücklichen Mädchens gelegt, und die graue, aschfarbene Bläße ihres sonst blühenden Antlitzes, das oft unheimliche Aufblitzen ihres dunkelblauen Auges, das durchscheinende Alabasterweiß ihrer Arme, Hände und Finger, ihr leichter, bei nahe unhörbarer, hinschwebender Gang hatten etwas Geisterhaftes.

Jede Annäherung ihres Vaters wies sie, ohne dabei auch nur ein Wort laut werden zu lassen, entschieden mit einer Handbewegung zurück, was diesem die bittersten Schmerzen bereitete, denn er liebte, wie wir es schon ein Mal ausgesprochen haben, diese einzige Tochter mehr, als nur ein Mensch es zu ahnen vermögend war. Nur sein starrer katholischer Glaube war es, der diesen gräßlichen Zwiespalt zwischen ihm und seiner Tochter aufgerissen hatte. Dieser unselige Wahn, den er „Religion" nannte, stand höher als seine Kindesliebe.

Brigitte aber kümmerte sich anscheinend gar nicht mehr um die Außenwelt, ließ sich auch durch nichts

von der Handlungsweiſe abſtören, welche ſie nun für ſich erwählt hatte.

„Wohin gehſt Du, meine Tochter?“ fragte Herr Johannes manchmal.

„Meines Weges,“ war ſtets die Antwort.

„Brigitte beſuchte nun eifrig, obgleich ihr Vater keine Ahnung davon hatte, die Predigten des Predigers zu St. Maria Magdalena, Stephan Kempe, und ſie ward bald durch dieſe Predigten von der tiefſten Verachtung gegen die papiſtiſche Lehre erfüllt, wie ihr dieſe bisher durch deren Prieſter zugegangen war.

Wohl ſah ſie manchmal, ſogar häufig in der Kirche zu St. Maria Magdalena ihren theuren Walter, und mehrere Male hatte dieſer Miene gemacht ſich ihr zu nähern: ſtets aber hatte ſie ihm mit ernſter Entſchiedenheit, wenn auch mit größter Selbſtüberwindung gewinkt, ſich ferne von ihr zu halten, und — er war ihr ſtets gehorſam geweſen.

VI.

So war wohl ſeit jenem entſcheidenden Auftritte mit Walter ein halbes Jahr vergangen, während deſſen Herr Johannes Wegedorn es öfters, aber ſtets ver-

gebens verſucht hatte, die ſtarre Eisrinde vom Herzen ſeiner Tochter zu löſen. Er fühlte ſich ſehr unglücklich, allein er ſuchte Allen, ſogar ſich ſelber zu verbergen, wie ſehr unglücklich er ſich fühlte. Verſuchen, welche der Pfaffe Jodacus und mehrere andere auf Anregung des Vaters mit der Tochter anſtellten, erging es noch ſchlechter, denn ſie wurden von dieſer kalt und geringſchätzig, manchmal mit dem ſchneidendſten Hohne zurückgewieſen.

„Ihr ſolltet Euch der chriſtlichen Ergebung und Milde befleißigen, Jungfrau," ſagte Herr Jodacus.

„Kennt Ihr chriſtliche Milde?" entgegenfragte Brigitte.

„Dieſe Störrigkeit geziemt Euch nicht."

„Seit wann habt Ihr Euch denn mit der Unterſuchung deſſen beſchäftigt, was geziemend iſt? Solltet Ihr indeſſen mit einer ſolchen zu Ende kommen, ſo werdet Ihr wohl thun, das Reſultat auf Euch ſelber anzuwenden."

„Ihr macht Eurem guten Vater vielen Kummer!"

„Meinem guten Vater? Konnte er denn wohl in einer Geſellſchaft, wie die Eure und die Eures heuchleriſchen Bruders gut bleiben? Lehren, wie Ihr ſie ausſtreut, können nur verderben, denn ſie widerſprechen der reinen Lehre Chriſti."

„Das Ketzerthum wuchert in Euch auf erſchreckende Weiſe!"

„Redet doch nicht vom Wucher, wenn Ihr nicht

vielleicht mit Eurem Bruder Halbpart geht, der um Wucherzins der Armuth auf Pfand leiht!"

„Der Gerechte muß viel leiden!"

„Und der Gottlose hat seine Plage, sagt derselbe Apostel."

„Mit meinem Bruder im christlichen Ehebund getreten, würdet Ihr glücklich sein."

„O ja: so glücklich, als wenn ich in einen Kloak erstickt würde."

„Wollten die Heiligen Euch doch erleuchten und abwenden von der Ketzerischen Lehre, der Ihr Euch, wie es scheint, hingegeben habt!"

„Nehmt Eure Heiligen für Euch selbst in Anspruch, denn Ihr dürftet bald selber Hülfe nöthig haben, die ich hier in Hamburg nirgends für Euch sehe, wo das Licht des Evangeliums mit jedem Morgen schon reiner zu strahlen beginnt!"

„Der Herr wird ein Einsehen haben!"

„Wahrlich ich sage es Euch: nicht viele Jahre werden noch hingehen, bis sich die reine Lehre ganz Hamburg siegreich gewonnen hat. Dann wird man Euch mit Schimpf aus der Stadt jagen, und Ihr werdet büßen für alles Unheil, das Ihr angerichtet!"

„Jungfrau, Ihr sprecht entsetzliche Dinge!"

„Ich werde das nicht erleben, denn der Wurm der an meinem Herzen nagt, wird mich dann bereits aufgezehrt haben, das fühle ich; allein meine unsterbliche

Seele wird jenseits diesen Sieg des Lichtes über die Finsterniß feiern."

„In der Hölle werdet Ihr heulen und Zähnklappern!"

„Laßt doch die Märchen, an die Ihr selber nicht glaubt, und die nur Eure unersättliche Geldgier erfunden hat, um Eure Beutel zu füllen! Oder schwatzt sie Herrn Johannes Wegedorn vor, dessen bange Seele Euch dafür vielleicht seinen Geldkasten erschließt!'

„Herr Johannes ist ein frommer, gottesfürchtiger Mann, der eine andere Tochter verdient hätte, als Ihr seid, Jungfrau."

„Eine andere hätte er gewiß verdient, und Ihr könnt in Eurem Interesse gar nichts Klügeres thun, als ihm eine solche zu führen, was Euch ein Leichtes sein dürfte. Mein Platz ist ledig; ich habe ihn für jede Eurer Kreaturen geräumt. Sagt das Herrn Johannes in dessen Auftrag Ihr gesprochen habt; und nun verliere ich kein Wort mehr an seinen elenden Gesandten."

Nachdem Brigitte dies gesagt hatte, kehrte sie sich mit Verachtung von Herrn Jodacus ab und schwieg hartnäckig, wie sie denn seit Walters Entfernung noch niemals so lange geredet hatte.

Einsmals erzählte Jodacus, der lauernde Pfaffe, sicherlich mit wohlberechneter Absicht, in Gegenwart Herrn Johannes und Brigittens, welche mit einer leichten Handarbeit beschäftigt an ihrem kleinen Tisch-

chen ſaß, einsmals erzählte er, anſcheinend mit der größten Unbefangenheit und wie abſichtslos, daß Walter nebſt einem andern Hamburger Freunde, Peter Lipſtorp, nach Spanien mit dem Vornehmen gegangen ſei, um in Geſellſchaft dieſes von dort nach der neuen Welt zu ſegeln.

Brigitte, welche ſchon ſeit mehreren Sonntagen Walter in der St. Marien Magdalenen-Kirche vermißt hatte, bebte bei dieſer plötzlichen Mittheilung zuſammen, ohne indeſſen nur im Geringſten von ihrer ruhigen Faſſung zu verlieren, dann legte ſie die unter Händen habende Arbeit auf den Tiſch, erhob ſich von ihrem Stuhle, ſchritt langſam auf ihren am andern Ende des Zimmers neben Jodacus ſitzenden Vater zu trat ganz dicht an ihn heran, ſetzte ihm den ausgeſtreckten ſchneeweißen, magern Zeigefinger wie einen Dolch auf die Bruſt und ſagte mit ihrer ſeit länger ſchon hohlklingenden Grabſtimme:

„Den haſt Du über's Meer gejagt aus ſeiner Vaterſtadt, und losgeriſſen aus allen ſeinen Verhältniſſen! Den haſt Du in eine andere Welt geſchleudert Von Dir werde ich ſein Leben fordern, wenn ihn dort das Unheil ereilt!"

„Nachdem ſie dies geſprochen, ging ſie ruhig wieder nach ihrem Platz zurück und ſetzte ſich wieder an ihren Tiſch die Arbeit, mit der ſie beſchäftigt geweſen war, aufs Neue zur Hand nehmend, ohne weiter ein Wort zu ſprechen.

Herr Johannes ſchlug heftig mit der Rechten auf die Stelle, wo der Marmorfinger ſeine Bruſt berührt hatte, und ihm war nicht anders zu Muthe, als habe ſich ein Dolch ihm ins Herz geſenkt.

Selbſt der Pfaffe fühlte ſich ſo unbehaglich, daß er gleich darauf Abſchied nahm.

VII.

Noch ein Jahr war träge für die Unglücklichen hingeſchlichen, und im Hauſe des Herrn Johannes Wegedorn hatte ſich eigentlich während deſſelben gar nichts verändert, als daß die längſt ſchon ſchwankende Geſundheit Brigittens jetzt die allergrößte Beſorgniß einflößen mußte.

Der ganz in den Stricken ſeines Beichtvaters liegende Vater ſah deſſen ungeachtet doch nur mit aufrichtigem Schmerz und tiefen Kummer dem ſchnellen Verblühen ſeiner Tochter zu. Er fühlte in grauſamer Pein, daß hier Alles mit haſtigen Schritten zu Ende gehe: allein von ſeinem Kinde ſollte ihm kein Troſt werden. Nicht einmal die aufrichtigſten Aeußerungen ſeiner väterlichen Theilnahme an dem Siechthum der Armen wurden von Brigitten anders entgegen genommen, als mit der ganzen Bitterkeit eines zerfleiſchten Herzens.

„Spart doch Eure Beileidsbezeigungen!“ ſprach ſie dann gewöhnlich. „Spart ſie für wen Ihr wollt auf, allein verſchont mich damit. Ihr habt mein Leben hingeſchlachtet, ein Opfer Eures ſelbſtſüchtigen Pfaffenglaubens. Es iſt nichts als Hohn oder Heuchelei, wenn der Schlachter ſagt, er bemitleide ſein Opfer: denn er konnte es ungeſchlachtet im friſchen „grünen, hoffnungsvollen Leben laſſen.“

Brigittens einſt wirklich ſo kindlich liebevollen Gefühle für ihren Vater hatten ſich endlich offenbar in entſchiedenen Haß verwandelt.

„Brigitte,“ ſagte dann der gebeugte Vater, iſt das die Sprache einer guten Tochter?“

Aber dieſe entgegnete:

„Wovon redet Ihr? Wo habt Ihr denn noch eine Tochter? Bei Eurem Jodacus und ſeines Gleichen möget Ihr Euch eine Tochter ſuchen! Warum ſollten Sie Euch denn keine verſchaffen. Da Ihr ja Geld habt? Ich bin hier nichts mehr, als die hingeopferte Brigitte, die noch Euren Hausſtand führt, ſo gut es gehen will. Weiter habe ich mit Euch nichts gemein, will auch weiter nichts mit Euch gemein haben. Ihr ſeid mir ein fremder Mann, dem ich ohne Lohn diene; und wenn Ihr es ſo nicht länger wollt, wenn es euch ſo nicht länger anſteht, ſo nehmt Euch eine Andere zu Eurem Hausbedarf und — ich pilgere lieber heute als morgen fort. Ein Grab finde ich allenthalben.“ —

Es war unwiderſprechlich, daß nicht allein Brigittens körperliche Geſundheit ſehr gelitten hatte, ſondern daß auch ihr Seelenzuſtand zu den bedenklichſten Befürchtungen Veranlaſſung geben mußte: namentlich ließ ein gewißer immer unſtäter werdender Blick ihres Auges, das oft wie ein Dolch ſtach, faſt mit Gewißheit eine irre Zukunft errathen und erfüllte Herrn Johannes Seele mit Grauſen, auf den aus demſelben ſtets ein ſchrecklicher Vorwurf blitzte. Er konſultirte nun über den Zuſtand ſeiner Tochter die geſchickteſten und angeſehenſten Aerzte, ſie beſuchten ſein Haus mit mehr oder minder Intereſſe für das Honorar oder für die Wiſſenſchaft, ſie ließen ſich mit Brigitten, ſo weit dieſe es erlauben und zugeben wollte, in Unterhaltung verſchiedener Art ein, um ſie und ihren Zuſtand ſyſtematiſch zu prüfen, ſie ertheilten ihr Rathſchläge, die mehr oder minder gut und ausführbar ſein mochten, ſie verſchrieben dem Mädchen ein Recept nach dem andern: allein Brigitte wies ſo wohl die Weisheit als auch die Mixturen dieſer Söhne des Aeſculap immer wortkarg doch mit Entſchiedenheit zurück; höchſtens nahm ſie einmal einen Bindfaden, ſchnitt denſelben mit einer Scheere mitten durch, reichte den Aerzten die beiden Stücke und ſagte dann:

„Könnt Ihr dieſe durch die Scheere nun einmal von einander getrennten Enden ſo auf's Neue vereinen daß ſie gerade wieder ſo vereint erſcheinen, als ſie es vor der Trennung waren? Wenn Ihr das nicht könnt

ſo thut mir den Gefallen und geht nach Hauſe und beweint Eure traurige Kunſt. Mir vermag dieſelbe nicht zu nützen, ich verlange ſie nicht."

VIII.

Als eben Herr Johannes Wegedorn eines Tages in Geſchäften außer dem Hauſe war, wurde der Tochter ein Fremder gemeldet.

Brigitte befahl, denſelben hereinkommen zu laſſen.

Der Fremde trat höflich, aber, wie es ſchien, ſehr befangen in's Zimmer.

Ein Streifen Purpurroth entzündete ſich auf den ſchneeweißen Wangen Brigittens, als ſie den Fremden erblickte, und haſtig rief ſie, wie unter einem lange zurückgedrängten, nun plötzlich aufflammenden Gefühle:

„Seid Ihr nicht Peter Lipſtorp?"

Der bin ich, ja, Jungfrau Wegedorn. Erkennt Ihr mich noch wieder?"

Brigitte rieb ſich leiſe mit der rechten Hand die Stirne und ſagte dann langſam und eintönig:

„Wie ſollte ich nicht, Herr Lipſtorp! Wie ſollte ich Euch nicht wiedererkennen! Ihr beſuchtet ja manchmal den armen Walter, als er noch hier und — glücklich war."

„So iſt es, ja!"

„Ihr waret ſtets ſein Freund, ich weiß es! Ihr gingt mit ihm zu Schiffe in die neue Welt. Ihr kommt mir Nachricht von ihm zu bringen.“

„Ihr ſagt wahr, verehrte Jungfrau.“

„Und das was Ihr mir zu überbringen kommt enthält nichts von dem, was man im gewöhnlichen Leben als „erfreulich“ bezeichnet.

„Nein: Erfreuliches Euch anzuſagen, bin ich leider nicht gekommen. Was ich Euch zu überbringen habe, iſt eine Trauerbotſchaft.“

„Ich ahne ſie ſchon.“

„Ihr ahnet vielleicht ganz recht.“

„Gewiß.“

„Fühlt Ihr Euch auch ſtark genug, meine Botſchaft anzuhören?“

„Ja, Herr Lipſtorp. Meine Stärke iſt zwar ſeit länger als anderthalb Jahren ſehr auf die Probe geſtellt worden, weil ich aber immer eine Botſchaft erwartete, wie die Eure ohne Zweifel ſein wird, ſo habe ich mir für dieſen letzten Schmerz von Anfang allen meines Kummers an die letzte Stärke aufgeſpart. Ich werde ſie jetzt verwenden; weiterhin habe ich keine mehr nöthig. Redet darum nur Herr Lipſtorp.“

„Ich muß Euch bewundern, Jungfrau Wegedorn.“

„Laßt das und redet. — Walter iſt nicht mehr unter den Lebendigen?“

„Peter Lipſtorp zauderte zu antworten.

„Redet nur," ſagte Brigitte ruhig;" er iſt nicht mehr unter den Lebendigen?

„Nein: er iſt heimgegangen."

„Ich wußte es wohl. Erzählt mir. Ihr könnt mir gar nicht ausführlich genug erzählen. Ihr ſeht meine Stärke, allein Ihr braucht ſie nicht zu bewundern. Erzählt mir."

„Unſere Reiſe nach Amerika war eine ſehr langwierige und gefährliche. Faſt unausgeſetzt verfolgten uns auf derſelben Stürme und Ungewitter. Wir mußten ſchon bei einer der Azoriſchen Inſeln anlaufen, um unſer viel herumgeworfenes, entmaſtetes und lekes Schiff ausbeſſern zu laſſen. Es war eine üble Vorbedeutung für unſere Reiſe."

„Es giebt Vorbedeutungen, wie es Ahnungen und Verwünſchungen giebt, die in Erfüllung gehen!" ſprach hohltönig und düſter Brigitte darein. „Aber laßt Euch durch mich nicht in Eurer Erzählung ſtören ſondern redet weiter."

„Walter war ſchon ſehr leidend, als er hier in Hamburg das Schiff beſtieg und dies Leiden wollte ſich nicht geben. Es nahm, inſonderheit nach unſerer Abfahrt von den Azoriſchen Inſeln ſichtbar zu und, nach des Schiffsarztes Behauptung, einen gefährlichen Character an. Ein unbeſchreiblicher, unvertilgbarer Trübſinn laſtete auf ſeiner Seele. Nur dann drang ein leichter Strahl der Heiterkeit durch die tiefe Nacht ſeines Kummers hindurch, wenn er von Euch ſprach."

„Er ſprach von mir?“

„Zu mir, ſeinem Freunde.“

„Er durfte es.“

„Seine gequälte Seele erholte ſich von ihrer langen unendlichen Pein, wenn er mir von Euch erzählte.“

„Ich glaube es,“

„Er liebte Euch ſehr!“

„Ich weiß es.“

„Er liebte Euch ſehr und er hatte kein Geheimniß vor mir. Euer Name allein ſchon zertheilte die finſtern Wolken, die ihn umhüllten; nur wenn er von Euch ſchwieg, legten ſie ſich wieder über ihn und ſchienen ihn erdrücken zu wollen.“

„Ja, er liebte mich ſehr!“ wiederholte Brigitte gedankenſchwer mit gen Himmel geſchlagenen Augen und die Hände im Schooße faltend.

Lipſtorp erzählte weiter:

„Nach wiederholten Stürmen und vielem Ungemache mancherlei Art langten wir endlich an dem Orte unſerer Beſtimmung an.“

„Es beſſerte ſich nicht mit Walter?“

„Ach nein, im Gegentheil. Sehr krank verließ unſer beider Freund das Schiff. Er mußte von Bord getragen werden.“

„Armer, armer Walter!“

„Ich quartierte uns Beide in eine Wohnung ein um mich der Pflege meines kranken Freundes deſto beſſer widmen zu können.“

„Wie ſehr dankbar bin ich Euch, guter Lipſtorp!“

„Ich that mir genug in Erfüllung der Freundespflicht.“

„Ihr thatet dem Himmel genug!“

„Meine erſte Sorge war nun die um einen geſchickten Arzt. Ich war nicht unglücklich in meinen Bemühungen und ich muß geſtehen, daß dieſer brave Mann Alles that, was er und ſeine Kunſt vermochten. Allein er geſtand mir ſogleich, daß Walters Krankheit ſich aufs Mindeſte ſehr in die Länge ziehen dürfte, und daß es ganz und gar von nicht zu berechnenden Umſtänden abhange, ob er ſie endlich überwinden werde“

„Armer, armer Walter!“

„So fiel es auch aus, gerade ſo. Walter lag über Dreivierteljahr, und ſo lange ſchwebte ich peinlich zwiſchen Furcht und Hoffnung. Ach, die letztere ſchwand immer mehr und mehr! Er lag Dreivierteljahr bis er endlich — — — — — “

„Bis er endlich ſtarb!“ ergänzte Brigitte mit Grabesſtimme, und ſah den Erzähler mit verloſchenen Augen an.

Lipſtorp ſchwieg einen Augenblick; dann fuhr er fort:

„In der Nacht vor ſeinem Tode ſprach er von Euch noch viel mit unendlicher Liebe und faſt fieberiſcher Lebhaftigkeit, obgleich er nicht einen Augenblick ohne Beſinnung ſich befand; dann zog er ſeinen von

Euch erhaltenen Ring vom Finger, küßte ihn mehrere Male und gab mir denselben dann mit dem Auftrage ihn Euch zu überbringen und Euch nichts dabei als nur die Worte zu sagen: „Treue bis in den Tod!“

Brigitte sagte nichts, sah stumm vor sich hin, und eine schwere Thräne schlich sich langsam über ihre bleichen und abgehärmten Wangen. Sie trocknete diese Thräne nicht ab, sondern ließ sie verrinnen; vielleicht, wahrscheinlich wußte sie nicht einmal von ihr.

Lipstorp sah voll inniger Theilnahme auf das unglückliche Mädchen und schwieg ebenfalls, von seinen Gefühlen schmerzlich übermannt.

„Sprecht weiter, mein Freund Lipstorp,“ sagte nun Brigitte mit unbegreiflicher Ruhe im Ausdrucke der Worte, die stumme Pause plötzlich unterbrechend, „sprecht weiter. Ich höre Euch gerne. Seid Ihr schon lange zurück?“

„Wie sollte ich wohl! Erst gestern bin ich über Spanien aus Amerika, wo ich nach dem Tode meines unglücklichen Freundes nicht mehr dauern konnte, in die Heimath zurückgekehrt, und heute ist mein erster Gang zu Euch gewesen.“

„Ich danke Euch, Lipstorp; ich danke Euch recht herzlich,“ sprach Brigitte.

„Somit“ — schloß Lipstorp habe ich denn den schmerzlichsten Auftrag meines Lebens erfüllt. „Treu bis zum Tode!“ und — hier ist der Ring.“

Dies ſagend überreichte der junge Mann dem Mädchen den Ring des Geliebten.

Brigitte empfing den Ring, ohne auch nur die geringſte Bewegung zu verrathen und ſteckte denſelben an eben den Finger, an welchem ſie den von Walter erhaltenen trug, den ſie niemals von ſich gethan hatte, dann ſagte ſie:

„Ich werde dieſen Ring in Kurzem meinem Walter wieder zuſtellen können.“

Eben als ſie dies ausgeſprochen hatte, öffnete ſich die Thür, und Herr Johannes Wegedorn trat ins Zimmer, ſehr erſtaunt, Peter Lipſtorp der ihm wohlbekannt war, den er aber in Amerika wähnte, hier und in Geſellſchaft ſeiner Tochter zu finden.

Brigitte ließ weder ihren Vater Worte der Überraſchung noch Lipſtorp Ausdrücke allgemeiner Höflichkeit finden, ſondern ſprach, bevor auch nur einer von Beiden dazu kommen konnte, unmittelbar nach dem Eintritte Herrn Wegedorns mit fiebriſcher Haſt zu Lipſtorp

„Lieber Herr Lipſtorp, erzeigt mir, der Braut Eures verſtorbenen Freundes, die Gefälligkeit, dieſem Manne die Erzählung, welche Ihr mir ſo eben gemacht habt, mit denſelben Worten zu wiederholen; ich bitte Euch recht ſehr darum.“

Lipſtorp ſah mit innigem Schmerz auf die bleiche Brigitte und dann nicht ohne Verlegenheit Herrn Johannes Wegedorn in's Auge.

„Ihr wollt es nicht?“ rief Brigitte haſtend.

Bevor noch Lipſtorp antworten konnte, ſagte Herr Johannes, ob zwar beſtürzt über die Worte ſeiner Tochter, und erblaßt über die plötzlich empfangene Nachricht vom Tode Walters, doch ſchnell das Beſte erfaſſend:

„Auch ich bitte darum, Herr Lipſtorp.“

Jetzt erwiderte dieſer:

„Wie ſollte ich mich Euren Wünſchen widerſetzen oder ihnen nicht entſprechen wollen, verehrte Jungfrau? Ich gehorche Euch willig.“

Nachdem er dies geſagt, begann er, zu Herrn Johannes gewendet noch ein Mal ſeine Erzählung, und erzählte Walters Schickſal mit denſelben Worten, ſo weit ſie ihm noch im Gedächtniſſe weilten, mit welchen er daſſelbe Brigitte gemeldet hatte. Dann ſchwieg er in großer Bewegung.

Brigitte reichte ihm die Hand und ſagte:

„Habt Dank, Lipſtorp, und — geht nun. Seht mich auch nicht wieder. Es dürfte für uns Beide nur allzu ſchmerzhaft ſein. Geht und lebt für immer wohl.“

Lipſtorp entfernte ſich und Vater und Tochter blieben allein.

IX.

Vater und Tochter waren allein, aber niemand von Beiden ſprach ein Wort. Es war eine ſchaurige ahnungsvolle Stille. Es konnte aus ihr nicht ſegenvoll laut werden, das mußten die Unglücklichen fühlen.

Herr Johannes Wegedorn warf ſich, wie zerſchlagen und in peinlichſter Unruhe in einen Seſſel. Er ſah beſorgt und mit bangem Blicke auf ſeine Tochter, die wieder auf ihn ſah, aus deren Blicken aber ein unheimliches Feuer leuchtete, das immer unheimlicher aufloderte in blitzenden Strahlen.

Der Vater konnte das nicht länger ertragen. Er empfand, daß ein entſcheidender Augenblick gekommen. Es war ihm nicht mehr zu entweichen.

„Rede mit mir, meine Tochter," ſagte er ſanft. Stehe nicht ſo grabesſtumm da. Sprich Dich und Deinen Schmerz aus!"

Brigitte fuhr wie aus einem Traume empor, als plötzlich die Stimme ihres Vaters ihr Ohr erreichte und ſie ſtierte nun mit ihren glühenden Augen gerade in die ſeinigen, ohne daß jedoch noch ein Wort über ihre verſchloſſenen Lippen kam.

Herr Johannes war aufgeſtanden und machte Miene, ſich der unglücklichen Tochter zu nähern.

Brigitte aber winkte ihn mit der vorgeſtreckten Hand und mit unverkennbarem Abſcheu zurück.

Der Alte hielt betroffen seinen Schritt ein; er blieb stehen, streckte aber beide Hände, wie bittend, liebevoll der Tochter entgegen und sagte abermals:

„Rede doch mit mir, mein liebes Kind! Komm in die Arme Deines Vaters!“

Da brach Brigitte ihr Grabesschweigen und sprach:

„In Eure Arme? Lieber in die Tatzen eines Tigers! Aber reden will ich, die letzten Worte will ich reden, die jemals von mir gehört werden sollen. Noch ein Mal will ich reden und dann sollen meine Lippen auf ewig verstummen.“

Der Alte sank wieder in seinen Stuhl zurück und bedeckte sein Gesicht mit seinen beiden zitternden Händen.

Brigitte fuhr in großer Erregung fort:

„Ja, ich will noch ein Mal reden! Höre mir zu, Du unmenschlicher Katholik, der es nicht, wie Abraham bei dem Willen sein Kind zu opfern bewenden ließ, nein, der sein Kind in Wirklichkeit hingeschlachtet und nicht Gott geopfert hat — denn Gott verachtet solche schäusliche Opfer und wollte Abraham nur prüfen — nein, der es gemordet hat seinen heuchlerischen eigensüchtigen Priestern und einem wahnsinnigen Glauben, welcher ihn völlig entmenscht hat, und der verflucht sei in alle Ewigkeit!“

Der Alte schrak zusammen, wie wann ein Wetter neben ihm eingeschlagen, ließ die Hände in den

Schooß ſinken und ſtarrte voll Schrecken auf ſeine Tochter.

Dieſe ſchien nichts davon zu beachten, ſondern ſprach mit erhobener Stimme weiter:

„Ich dürfte Dir mein dahingemordetes Leben verzeihen, denn Du haſt es mir leider gegeben: allein Du haſt auch ihn gemordet, denn Du haſt ſeine Seele zerriſſen, haſt ihn aus dem Vaterlande übers Meer gejagt in einen fremden Welttheil, wo er geſtorben iſt vor Kummer und Schmerz. Du haſt auch ihn gemordet! Dafür habe ich keine Verzeihung, und wie Deinen Glauben, ſo verfluche ich auch Dich, Du reißendes Thier! Möge darum Deine Seele jenſeits weder Ruhe noch Frieden und Dein Leib hier auf Erden keine Verweſung finden, bevor Du zwei Mal begraben biſt. — Erhöre mich, Vater im Himmel!"

Die letzten Worte ſprach ſie mit faſt kreiſchender Stimme und ſtreckte die Arme mit gefalteten Händen hoch gen Himmel empor.

Nun aber war auch ihre letzte Kraft gebrochen. Kaum daß ſie dieſe letzten Worte ausgeſprochen hatte, ſo ſtürzte ſie auch ohne Bewußtſein zur Erde.

Der unglückliche Vater war voll Grauſen empor geſprungen und rief nun jammernd nach Hülfe. Er brachte die Bewußtloſe unter Beiſtand der alten Magd auf ihr Zimmer und zu Bette, indeſſen der Ladenburſche nach dem Arzte eilte.

X.

Freilich erſtand die arme Brigitte wieder von ihrem Krankenlager, allein ſie war jetzt ganz und gar ein Anblick zum Erbarmen, der Jedem, auch dem Gleichgültigſtem, die Thräne in's Auge preſſen mußte.

Man hatte ihr Herz ſo todestief verwundet, zerfleiſcht, es hatte in den letzten achtzehn Monaten ſo unſäglich geblutet, ihre Seele hatte in dieſer langen Zeit ſo viele Marter erleiden, ihr Geiſt ſo viele Kämpfe kämpfen, ſo viele fürchterliche Schläge aushalten müſſen, daß nun endlich mit dem letzten Schlage, der Nachricht von dem Tode ihres geliebten Walters, das ganze Weſen ihres phyſiſchen und pſychiſchen Organismus, Leib und Seele vollſtändig erlegen, ihr Verſtand zerrüttet, ihr Körper gebrochen war.

Auf irgend eine nachhaltige Hülfe für die Bedauernswerthe konnte unter dieſen Umſtänden gar nicht gerechnet werden. Neben dieſem Jammerbilde ging alle menſchliche Kunſt betteln. Allein vielleicht war auch Brigittens Selbſtbewußtſein ſo ganz und gar dahin, daß ſie von ihrem unglücklichen Zuſtand nicht das Geringſte fühlte. Vielleicht!

Sie lebte fortan in einer Art von ſtillem Wahnſinn dahin, und nie, wie ſie es ihrem Vater vorhergeſagt hatte, kam ein einziges Wort mehr über ihre Lippen. Dieſe blieben ein für alle Mal verſiegelt.

So, für ewig verſtummt, ſaß Brigitte nun gewöhnlich auf einem Lehnſtuhle in der tiefſten Ecke des Wohnzimmers, wenn ſie ſich nicht in ihrem Kämmerchen befand. Da ſaß ſie ohne an irgend etwas in der Außenwelt Theil zu nehmen, mochte um ſie herum geſchehen, was da wollte; da ſaß ſie, faſt immer nur gerade vor ſich hinſtarrend, ohne Jemanden anzuſehen. Ob ſie, wenn ſie einmal aufblickte, irgend eine Perſon der eben Gegenwärtigen, manchmal frühere Bekannte erkannte oder nicht, vermochte Keiner zu errathen, da ſie auch nicht das Geringſte Zeichen weder von Einem noch Anderm gab. Ihr Bezeigen war immer und ewig daſſelbe, war — eigentlich gar keins. Nur dann und wann, aber ſehr ſelten, wenn ihr Vater gegenwärtig war und zufällig mit lauterer Stimme ſprach, als in der Regel, erſchien es, wenn ſie emporſah, ganz unverkennbar, daß ſie Blicke des Haſſes oder des Abſcheues nach ihm zielte, und ihre Augen, die ſonſt todesmatt und verloſchen anzuſehen waren, flammten dann plötzlich auf, allein nur, um eben ſo ſchnell wieder zu verlöſchen. Sich ſeiner Tochter zu nähern, hatte der Vater ſchon längſt aufgeben müſſen, denn ſo oft er es bis dahin verſucht hatte, war jene in Convulſionen und endlich beſinnungslos vom Stuhle gefallen.

Die arme magerte täglich mehr und mehr bis zum Erſchrecken ab. Faſt war von ihr nun nicht mehr als ihr Schatten übrig, und wenn ſie ſo da

ſaß auf ihrem Stuhle, die weißen dünnen Arme in den Schooß geſenkt und die noch dünnern weißen Finger der beiden abgezehrten Hände über einander geſchlagen, wenn ſie ſo da ſaß — dann war ſie nicht anders anzuſehen, denn als eine aus Alabaſter geſchnittene Figur, ſelbſt bis auf die Halbdurchſichtigkeit eben dieſes Stoffes. Sie ſaß da wie eine Statue.

Sie ſchwand, im wahren Sinne des Wortes wirklich ein. Ihr Antlitz hatte kaum noch ein Drittheil ſeines vorigen Umfanges; ihr Kopf ſogar erſchien kleiner, Ihr Leib trocknete aus, wie durch die heißen Winde der Afrikaniſchen Wüſte. Sie war eine lebendige Mumie. Ein Kind von acht Jahren hätte das einſt ſo kräftige Mädchen ohne Mühe forttragen können. Die alte Magd trug ſie gewöhnlich aus ihrer Kammer in das Wohnzimmer hinab und von dieſem wieder in erſteres hinauf.

„Iſt denn in der ganzen Welt keine Hülfe mehr für mein Kind?“ fragte jammernd Herr Johannes Wegeborn den Hausarzt.

Dieſer zuckte die Achſeln, wie es wohl die Weiſe der Aerzte iſt, wenn ſie nichts ſagen wollen oder können.

„Gar keine?“

„Gar keine.“

„Dann ſei mir Gott gnädig! Allein ich habe einmal nicht anders handeln können, als ich gehandelt habe. Ich müßte in gleichem Falle noch ein Mal

gerade ebenso handeln, und sollte ich der Tochter fürchterlichen Fluch auch verzehnfacht mit mir in's Grab nehmen müssen, denn — er war ein Ketzer.

Brigittens Zustand wurde unterdessen von einem Tage zum andern immer bedenklicher.

Der Vater litt unter den Leiden seiner geliebten Tochter mehr als auszusprechen ist, allein auch jetzt noch sutte er, vielleicht aus Gewohnheit, dieses sein Leiden, aus großer Liebe entsprungen, möglichst zu verbergen; was ihm aber gewiß nicht gelingen konnte, denn Jedermann kannte die Verhältnisse und ihn selber, Jedermann wußte, mindestens nun, in welchem Kampfe sein Glaube mit der Liebe zu seiner Tochter gelegen hatte und, wenn auch unter jetzt sehr veränderten Umständen, zur Zeit noch lag. Er hätte sein Leben zehnmal hingegeben für das Leben seiner Tochter, allein seinen Glauben nicht ein Mal.

Eines Tages endlich um Mittag, als man ihr, wie gewöhnlich, ein kleines gedecktes Tischchen vor ihren Sitz gestellt hatte und dasselbe eben mit einer leichten Fruchtsuppe, dem Einzigen, was sie in letzterer Zeit zu sich zu nehmen nur noch im Stande, zu besetzten im Begriffe war, bemerkte man, daß das Leben sie verlassen hatte, sie saß todt in ihrem Sessel.

XI.

Der Verluſt der geliebten Tochter, obwohl er denſelben hatte lange vorausſehen müſſen, beugte den Vater doch noch tiefer, als ihn bisher ſchon deren unheilbare Krankheit, deren Urheber er doch eigentlich geweſen, gebeugt hatte. Darneben klang der grauſe Fluch Brigittens, ſeitdem ihn ihre bleichen Lippen ausgeſprochen hatten und auf ewig verſtummt waren unausgeſetzt ihm in den Ohren und raubte ihm Frieden und Ruhe. Der ſtete Anblick der Unglücklichen von Wahnſinn Umnachteten, wie er auch noch nach deren Tode unausgeſetzt vor dem innern Geſichte ſeiner gequälten Seele ſtand, erhöhte noch die Schauder dieſes Fluches, ließ ihn oft vor demſelben zuſammen beben und jagte den Schlaf von ſeinem Lager. Selbſtſein Glaube, in deſſen Arme er ſich nun ganz und gar mit ängſtlicher Inbrunſt warf, vermochte nicht, ihn vor dieſem fürchterlichen Geſpenſte zu ſchützen, das ihn überall, wo er ging und ſtand, verfolgte, und aller geiſtlicher Troſt, den ſeine Pfaffen ihm gegen die Gebühr ſpendeten, alle ſeine eifrigen Gebete wirkten nur auf kurze Zeit, vermochten dies Geſpenſt nicht ganz und gar zu bannen: denn ſobald er ſich wieder allein befand, ſobald er nicht mehr auf ſeinen Knieen lag und ſich andern Gedanken überlaſſen wollte, tauchte ſogleich der Tochter Fluch wieder in ſeiner ge-

ängſtigten Seele auf und vor ſich ſah er wieder die Geſtorbene, das bleiche Opfer ſeines Glaubens.

Es konnte nicht fehlen, daß dieſe unausgeſetzte bange Unruhe ſeiner armen Seele endlich auch ſeines Leibes Geſundheit angreifen, untergraben und endlich ganz und gar zerrütten mußte. Er kämpfte mit aller ihm noch übrig gebliebenen Energie gegen den immer näher auf ihn eindringenden Feind, er nahm alle Waffen gegen ihn zur Hand, er klammerte ſich mit ängſtlicher Verzweiflung an die ſtarren Dogmen ſeiner Religion, beichtete und ließ Meſſe leſen, er griff, wie ein Schiffbrüchiger, nach dem kleinſten Brette, von welchem er ſich Rettung verſprach, er kämpfte zwei lange Jahre und zehrte im Kampfe zum Gerippe ab: allein er kämpfte vergebens. Nach Verlauf dieſer Zeit war er überwunden. Der unbeſiegbare Feind ſeines Glücks und ſeiner Ruhe warf ihn auf's Krankenlager, von welchem er nicht wieder aufſtehen ſollte.

Herr Johannes Wegedorn ahnete, er wußte das: eine innere Stimme ſagte es ihm, daß ſeine Stunde gekommen ſei. Er traf daher unverzüglich ſeine letzten Einrichtungen auf Erden.

Sein ganzes Vermögen, das weit bedeutender war, als man geglaubt hatte, vermachte er den Hamburger Klöſtern und Kirchen, in die ſich das Gift der immer mehr und mehr um ſich greifenden Ketzerei noch nicht geſchlichen hatte. Nach einer beſondern Beſtimmung aber ſollte außerdem für eine namhafte

Summe in der Kirche St. Jakobi in welchem Kirchspiel er wohnte — von Grund aus ein neuer kostbarer Taufstein errichtet werden, und er selbst wollte, noch seinen letzten Willen, unter dem Fundamente desselben, in eine Mönchskutte gehüllt, mit einem Strick um den Leib, begraben werden. Sicherlich mußte er wohl des frommen Glaubens sein, mittelst eines solchen Begräbnisses desto gewisser der Gnade Gottes theilhaftig zu werden und auf diese Weise den Fluch der Tochter unwirksam zu machen. Vielleicht war es dem Pastor von St. Jakobi auch nur um einen neuen Taufstein zu thun.

Als nun aber Herr Johannes, bald nach gesetzlicher Feststellung seines letzten Willens, nicht ohne schwere Kämpfe und unter namenlosen Qualen des Leibes und der Seele, unter Zweifeln, welche ihm nun in seiner letzten Stunde erst kamen, unter schrecklichen Vorwürfen, welchen er sich nun erst, im Zurückblicken auf das entsetzliche Schicksal seiner geliebten Tochter, in Zerknirschung vollständig beugte, als er nun aber gestorben war, da geschah Alles nach seinem Willen genau wie er es verordnet hatte. Klöster und Kirchen nahmen sein Vermögen an sich, und zu St. Jakobi ward von Grund aus ein neuer Taufstein erbaut, unter dessen Fundament der Dahingeschiedene, in eine Mönchskutte gehüllt, einen Strick um den Leib, wie er es bestimmt hatte, begraben wurde. —

Das war die Leiche, welche man hundert und

fünf und zwanzig Jahre ſpäter, im Jahre 1652 in der St. Jacobi Kirche, als eben abermals ein neuer Taufſtein errichtet werden ſollte, unter dem Fundamente des abgebrochenen alten unverweſt gefunden ward.

Der Tochter Fluch: „möge Deine Seele jenſeits weder Ruhe noch Frieden und Dein Leib hier auf Erden keine Verweſung finden, bevor Du zwei Mal begraben biſt!“ war alſo wunderbarerweiſe, mindeſtens was den zweiten Theil deſſelben anbelangt, den Leib, in Erfüllung gegangen. Ueber des Fluches erſten Theil wiſſen wir nichts zu ſagen, weil wir hienieden im Dunkeln und unter Räthſeln wanken: hätte aber auch er ſich erfüllt, wäre der Tochter Fluch wirklich über den Sternen gehört und erhört worden, ſo müßte er doch nun jedenfalls gebrochen ſein, da eben Herr Johannes Wegedorn im Jahre 1652 zum zweiten Male ſein Leichenbegängniß feierte.

Wenn einmal der noch ſtehende, in jenem Jahre neu aufgerichtete Taufſtein in der St. Jacobi Kirche wird abgebrochen und von Grund aus durch einen andern wird erſetzt werden. Dann erſt dürfen wir, oder unſere Nachkommen hoffen, noch etwas Näheres über Herrn Johannes Wegedorn zu erfahren, bis dahin müſſen wir Geduld haben.

Der Wunder-Kohlſtrunk.

Die Zeit der Wunder, welche wenigſtens ſehr unterhaltend erſcheinen mußten, iſt leider ſo gut wie ganz und gar abgethan. Sie machen wenig Glück mehr; darum geſchehen auch wahrſcheinlich keine mehr Es iſt Schade! Es geht Alles jetzt gar zu natürlich zu. Die Romantik iſt todt. Selbſt der Glaube an Wunder iſt, wenigſtens bei uns im Norden vollkommen dahin, und hat ſich allein noch in den Buſen alter Betſchweſtern, und in das Begeiſterte, warmblütige Herz junger Schönen geflüchtet, welche ſich dieſe Wunder von ihren nicht kaltblütigen Beichtvätern erklären laſſen. Kurz: es iſt aus mit den Wundern. Allein es iſt jedenfalls nicht unintereſſant einen Blick in jene Zeit zu thun, wo die Wunder noch florirten, und der Glaube an ſie noch gäng und gäbe war, ſelber in unſerm Norden; denn wir haben auch hier alle Phaſen bis zur Erkenntniß durchmachen müſſen. Es kann nicht unintereſſant ſein. In dieſem Glauben nehmen wir diesmal die Feder zur Hand und werden es künftig wohl noch einmal wieder. —

Es lebten, um das Jahr 1482, in dem drei Viertelſtunde von Hamburg entlegenen freundlichen Kirchdorfe Eppendorf zwei Schweſtern, Martha und

Catharina, mit ihren Männern. Die Männer waren ehrliche Landleute und wohlgezogene Ehegatten. Die Weiber waren tüchtige Hausfrauen und die beſten Gattinnen, welche es nur geben konnte, ſobald man ihnen ihren Willen ließ und niemand ihnen wider' ſprach.

Jeder der beiden Schweſtern, welche ſich bis zu einem gewiſſen Grade liebten, war, auf geziemende Vorſtellung, von ihren reſpectiven Männern ein Kohlgarten zugewieſen worden, den ſie ſelbſt zu warten hatten, deſſen Ertrag aber auch dafür ganz und gar allein der ihrige war.

Nun läßt es ſich denken, daß aus dieſem Grunde eine jede der beiden Schweſtern alles Mögliche that, eine jede Anſtrengung machte und ſich keine Sorge und keine Mühe verdrießen ließ, um ihren Garten aufs beſte in Ordnung zu halten und ihren Kohl aufs Beſte zu pflegen. Beide, das muß man einräumen, thaten das in gleicher Sorgſamkeit, in ganz gleichem Maße des Fleißes: Dennoch war der Erfolg dieſer Pflege und Sorge beider Schweſtern Jahr aus, Jahr ein, ein beſtändig durchaus verſchiedener. In wieferne, werden wir gleich hören.

„Ich weiß nicht, was es damit iſt," ſagte Catharine öfters nicht ohne ſtillen Neid zu ihrem Manne; „ich weiß nicht, woher es kommt, daß Martha's Kohl in jedem Jahre wohlgeräth, zum Erſtaunen wohlgeräth, und daß es mir dahingegen noch

niemals hat in ſolcher Weiſe mit dem meinen glücken wollen. Ich weiß nicht, woher es kommt!“

„Ja,“ erwiederte ihr Mann ruhig, „ich, liebe Catharine, weiß es auch nicht.“

„Ihr Garten bringt ihr wenigſtens das Fünfache, vielleicht das Zehnfache ein, was mir der meine einträgt.“

„Ich wollte, es wäre umgekehrt!“

„Daß Du das wollteſt, kann mir nur wenig helfen.“

„Nein, helfen kann es Dir nichts.“

„Meine Schuld iſt es gewiß nicht, daß es mit meinem Garten ſo ſchlecht geht. Ich warte ſicherlich meinen Kohl nicht weniger treu und fleißig als Martha.“

„Warum ſollte ich Dir das abſprechen wollen? Ich muß es Dir im Gegentheil vor allen Uebrigen glauben.“

„Warum vor allen Uebrigen?“

„Weil ich Dein Mann bin.“

„Es iſt aber ärgerlich!“

„Daß ich Dein Mann bin?“

„Dummes Zeug! Wer redet denn davon? Ich ſage, es iſt ärgerlich, daß mein Kohlgarten ſich nicht ſo einträglich zeigt als jener Martha's, obgleich ich denſelben Fleiß aufwende, und beide Gärten einen und denſelben Boden haben.“

„Ja, ärgerlich mag es wohl ſein.“

„Martha ſagt, es ruhe Gottes Segen auf ihrem Kohl.“

„Das iſt ebenfalls wohl möglich.“

„Nun, wenn das möglich iſt, ſo frage ich Dich warum ruht denn nur Gottes Segen auf Martha's Kohl? Warum ruht er nicht auch auf den meinen?

„Ja das kann ich Dir nicht ſagen.“

„Du weißt auch gar nichts.“

„Das wollen wir doch nicht ſagen, Catharina, denn ich habe noch ehegeſtern unſere beſte Kuh kurirt, für die Keiner noch einen Pfennig gegeben hätte.“

„Das hilft Alles nichts für meinen Kohlgarten.“

„Das thut es freilich nicht.

„Es muß doch ein Mittel in der Welt geben, meinen Garten ebenſo einträglich zu machen, als es der der Schweſter iſt, da ich es an nichts fehlen laſſe.

„Ich ſollte es wohl denken.“

„Wer das Mittel nur wüßte!“

„Ja, wer es wüßte! Allein, daß wir es nicht wiſſen und vielleicht gar nicht in Erfahrung bringen werden, darin, dünkt mich, ſteckt eben das Unangenehme.“

„Nun freilich; aber ich werde Alles anwenden um es in Erfahrung zu bringen.“

„Das verdenke ich Dir nicht.“

„Ich will es noch heute thun.“

„Zögern taugt in der Regel nicht viel.“

„Gottes Segen kann ſich ebenſo gut auch auf

meinen Kohlgarten wenden, als daß er auf dem Martha's ruht."

„Da muß ich Dir wieder beipflichten."

So schloß sich für dies Mal wieder ein Gespräch zwischen Frau Catharina und ihrem Mann über ein Thema, das schon oft zwischen ihnen verhandelt worden war, das aber nun endlich wirklich Folge haben sollte.

Erst neulich hatte sich in dem gesegneten Eppendorf eine jener alten verschrumpften, aschfarbigen, spitznasigen, schielenden, tiefäugigen, greißhaarigen und nicht wenig listigen Betteln niedergelassen, welche man schon vor Jahrhunderten „weise Frauen", mit unter auch wohl Hexen, nannte, und zur Kurzweil dann und wann zu verbrennen pflegte, wenn die Gerichte oder das Publikum wieder ein Mal Lust zu einem so Gottgefälligem Schauspiel bezeigten. Es hatte sich die Alte auch bereits, trotz ihrer nicht gar langen Anwesenheit im Dorfe, schon durch Prophezeihungen, sympathetische Curen, Wahrsagen, Besprechungen u. s. w. einen nicht unbedeutenden Ruf erworben, und ein Jeder fragte sie in einigermaßen für ihn wichtigen Angelegenheiten gerne um Rath, den sie, gegen eine von den Umständen abhangende größere oder kleinere

Erkenntlichkeit, gerne ertheilte. Gegeben mußte natürlich immer werden; in der Gabe ſelbſt war ſie nicht allzuſchwierig, denn ſie nahm, was ſie eben erhalten konnte, und die liebſten Kunden waren ihr die, welche fortwährend melken zu können ſie Hoffnung hegen durfte.

Dies war die hoffnungsvolle Perſönlichkeit welche Frau Catharina im Sinne hatte, als ſie zu ihrem Manne ſagte, es müſſe doch wohl ein Mittel geben, ihren Garten ebenſo einträglich zu machen, als es der Martha's wäre.

Frau Catharina meinte nicht zu fehlen, wenn ſie bei ſich dachte: die „weiſe Frau", hat man mir geſagt weiß Alles, ſo weiß ſie auch, woran es liegt, daß der Kohl in meinem Garten ungeachtet aller meiner Mühe und Sorgfalt kein Gedeihen finden will; demnach wird ſie auch ein Mittel wiſſen, das ich anzuwenden habe, um meinem Kohl beſſeres Gedeihen zu verſchaffen, und wenn ich ſie darum bitte und meine Bitte einigermaßen unterſtütze, ſo wird ſie mir es ſagen. Ich kann alſo nichts Beſſeres thun, als mich an die „weiſe Frau" wenden, weil mir da mit einem Male geholfen iſt.

Was wollen wir gegen dergleichen Schlußfolgerungen Großes ſagen? Es ſind die Schlußfolgerungen des gemeinen Lebens, wie ſie uns noch täglich vor Augen treten.

Frau Catharina machte ſich in Folge ihrer Phi-

loſophie daher nun ungeſäumt auf den Weg nach der Wohnung der alten Hexe, die ziemlich entlegen in einer nicht eben allzu einladenden Hütte für ſich ganz allein hauste.

Die Alte empfing ihren neuen Kunden mit einem ſehr ernſthaften Amtsgeſicht, wahrſcheinlich ſtets daſſelbe was ſie jedem neuen Ankömmling zu zeigen für politiſch hielt, bevor ſie ihn noch näher geprüft und mit ihm in Verbindung getreten war.

Catharine war nichts weniger als furchtſam; ſie brachte daher auch ohne Zögern und ohne Stottern kurz und rund ihr Anliegen vor mit der Bitte, ihr zu ſagen, wie ſie es anzufangen habe, daß ihr Garten ebenſo ſchönen Kohl in ebenſo reichlicher Fülle hervorbringe, als dies mit dem Garten ihrer Schweſter der Fall ſei

Die Alte aber machte, nachdem Catharina ausgeſprochen hatte, ein wo möglich noch ernſthafteres Geſicht, zog die faltige Stirn in noch düſterern Falten und wiegte den Kopf ſo bedenklich hin und her, als wäre die Beantwortung der ihr vorgelegten Frage für ſie eine der ſchwierigſten Aufgaben von der Welt und mit den größten Hinderniſſen verknüpft.

Catharina, welche ſich die Sache viel leichter gedacht hatte, ſtand einigermaßen betroffen, und ſprach dann, die Alte erſtaunt anblickend.

„Ihr könnt mir das nicht ſagen?“

„Das habe ich keineswegs ausgeſprochen oder

andeuten wollen, mein Kind", versetzte wichtig die Alte', daß ich Dir das nicht sagen könnte, allein Du mußt nicht meinen, daß dergleichen so gar leicht und nur Kinderspiel ist."

„Ich meine das auch nicht", entgegnete Catharine;" allein da Ihr einmal eine weise Frau seid, so werdet Ihr es ja doch können, und das ist für mich genug. Wie leicht oder wie schwer es eben ist oder sein mag, kann ich freilich nicht entscheiden."

„Nun," sprach wieder die Alte, „darauf kommt es mir denn doch insbesondere an, da es eben meine Mühe ist, die ich dabei aufzuwenden habe."

„Wendet sie immerhin auf, liebe Frau," beschwichtigte Catharina die Hexe, „wendet Eure Mühe immerhin auf, wenn Ihr mir nur helft: denn ich verlange dieselbe nicht umsonst und werde mich späterhin immer dankbar finden lassen."

Bei diesen Worten hatte die Gläubige einen anständigen Topf mit Butter aus einem Linnentuche geknüpft und setzte nun denselben vor der „weisen Frau" auf den Tisch.

Als dies geschehen war, klärte sich das düstre Gesicht dieser plötzlich auf, die tiefen Falten der Stirne glätteten sich nach Möglichkeit aus, ihr Kopf saß wieder einigermaßen ruhig auf den Schultern, und sie sagte mit grinßender Freundlichkeit:

„Du bist eine gescheidte Frau und verdienst gewiß, daß ich Dir helfe.

„Ihr wollt mir alſo helfen?“

„Ei, das verſteht ſich, denn ich habe Dich plötzlich lieb gewonnen.“

Catharina war nicht dumm, und verſtand dies plötzliche „Geliebt werden“ recht wohl; das kümmerte ſie aber wenig und machte ſie in ihrem guten Glauben nicht weiter irre, denn daß man Mühe und Arbeit bezahlt erhalten und bezahlen mußte, war ihr ſtets ganz natürlich erſchienen. Allein ſie drängte nun auch die Alte, ihr das erbetene Mittel um je eher je lieber mitzutheilen.

Eine ſolche durchaus ſo ganz unfeierliche Haſt paßte aber nicht in den Kram der alten Hexe, weil eine ſolche ihre Wichtigkeit nur beeinträchtigen konnte, ſie wandte daher ein, daß, wie ſchon geſagt, Catharinens Frage ſich nicht ſo leicht beantworten laſſe, daß ſie zu deren Beantwortung viele weiſe Schriften vorher zu Rathe ziehen müſſe und daß ſie daher erſt morgen eine Antwort geben könne.

Es mußte ſich demnach Frau Catharina, wie ungeduldig ſie ſich auch fühlte, bis morgen getröſten, aber ſie verließ doch die Hütte mit der gewiſſen Hoffnung auf wirkſame Hülfe, und ſo machte ſie ſich nichts aus der ſchlafloſen Nacht, welche ſie verbrachte, und welche eben eine Folge ihrer großen Ungeduld war.

Am andern Tage wanderte ſie ſo frühe ſie nur von ihrem Hausſtande abkommen konnte, ſchon nach

der Hütte der „weiſen Frau," diesmal mit einigen Stiegen Eiern beladen, welche nicht weniger gut aufgenommen wurden, als die Butter aufgenommen worden war.

Nachdem dies fürs Erſte in Richtigkeit gebracht worden, hatte Frau Catharina nichts Eiligeres zu thun, als die ihr längſt auf der Zunge brennende Frage auszuſprechen:

„Nun habt Ihr etwas Gutes für mich aus Euren Büchern herausgeleſen?"

„Wie ſollte ich nicht, mein liebes Kind!" lautete die freundliche Antwort. „Wie ſollte ich nicht! Allerdings ſoll Dir geholfen werden."

Catharinen hüpfte das Herz vor Freuden im Leibe, und ſie rief raſch:

„So ſagt mir geſchwind was ich thun muß, um meinen Wunſch erfüllt zu ſehen."

„Ei ſo ſieh mir doch einmal die kleine Ungeduld!" kicherte die Alte widerlich.

Frau Catharina aber ſprach, nur mit Mühe ihrem Unwillen zurückhaltend:

„Ich bitte Euch, laßt mich nicht länger warten, da Ihr ja doch meine Ungeduld ſeht, zum Ziele zu kommen."

„Nun ja, freich ſehe ich Deine Ungeduld," entgegnete die Alte.

„Darum redet denn, bitte ich Euch," antwortete ihr Catharina, der das Blut ins Geſicht ſtieg, „und

ich laſſe es mich auch ſogleich noch ein blankes Silberſtück koſten."

„Du biſt die vernünftigſte Frau, die ich kenne; allerdings will ich Dich auch nicht länger warten laſſen, denn Du haſt es nicht um mich verdient."

„Nun? Nun?'

„Ja, ſieh mal, mein liebes Kind, wenn Du willſt, daß Dein Kohlgarten eben ſo ſchön und reichlich gedeihen ſoll, als der Deiner Schweſter, ſo mußt Du zwei Tage ſtrenge faſten, dann mußt Du zur Beichte und zum Abendmahle gehen, bei dem Empfang des letztern aber mußt Du die geweihte Hoſtie nicht hinunterſchlucken, ſondern Du mußt ſie insgeheim aus dem Munde nehmen und ſie, wenn Du nach Hauſe gekommen biſt, in Deinem Garten unter irgend einem Kohlſtrunk vergraben."

„Das iſt es Alles?"

„Ja, das iſt es Alles; allein Du wirſt bald, Du wirſt noch in dieſem Jahre die Wirkung davon ſehen, denn Dein Kohl wird gewiß nicht hinter dem Deiner Schweſter zurückbleiben, das kann ich Dich verſichern."

„Aber iſt es denn auch keine Sünde, wenn ich alſo mit der geweihten Hoſtie verfahre? Mir iſt nicht anders, als ob ich es doch dafür halten müßte."

„Nein, mein Kind, es iſt keine Sünde und kann auch keine ſein, denn Du thuſt es nicht im ſündigen Uebermuthe oder in verwegener Frevelluſt: Du thuſt

es ja nur, damit Dein Kohl beſſer gedeihe, und das iſt ein unſchuldiger Wunſch, ein chriſtliches Verlangen; Du läſſeſt Gott dabei allein die Ehre."

„Das wohl, aber zu meinem Vortheil."

„Wenn Gott Dir einen Vortheil zuwenden will, ſo darfſt Du ihn unbedenklich annehmen: denn er würde es ja nicht, wenn er es nicht eben wollte."

„Und mein Kohl wird dann ganz gewiß beſſeres Gedeihen haben, ſagt Ihr?"

„Wie ſollte er nicht: Du darfſt daran gar nicht zweifeln. Er wird gedeihen, daß es eine Luſt und Freude iſt ihn anzuſehen. Allein Du mußt keinem Menſchen davon ſagen, auf welche Weiſe es Dir gelungen iſt, Deinen Garten ſo ſegenreich zu machen, ſonſt geht Alles wieder zu Grunde."

Catharina verſprach dies natürlich aufs Feſteſte und ging dann wieder heim nach Hauſe, nicht ohne zuvor der Alten in der Freude ihres Herzens ein nicht allzukleines Silberſtück in die Hand gedrückt zu haben wie ſie ihr eins dergleichen verſprochen hatte.

Für Frau Catharina gab es nun gar nichts Eiligeres zu thun, als dem Rathe der „weiſen Frau" zu folgen: ſie faſtete, ſie ging zur Beichte und zum Abendmahl, ſie nahm beim Empfang des letztern die geweihte Hoſtie aus dem Munde und mit nach Hauſe ſie vergrub dieſelbe in ihrem Garten unter einem Kohlſtrunk und — ſie hatte ihr Werk beſtellt.

Auf dem Eppendorfer Feldwege, der nahe an Frau Catharina's Kohlgarten vorbeiführte, ſtand eine wohlgenährte Eppendorferin, beide Arme in die Seite geſtemmt, und ſah nach dem Garten hinüber, während welchen Hinblickens ſie manchmal langſam den Kopf ſchüttelte, was eben ſo gut als ein Zeichen der Mißbilligung, denn als ein Zeichen der Verwunderung gelten konnte, vielleicht indeſſen auch nur ausdrücken ſollte, daß es hier etwas gab, was ſie nicht allerdings zu begreifen vermochte.

Die Beſchauerin hatte noch nicht allzulange ſo dageſtanden, als ſich auch ſchon eine zweite zu ihr geſellte und in derſelben Stellung mit eben demſelben Kopfſchütteln nach dem Garten der Frau Catharina hinüberſah.

Noch hatten Beide kein Wort miteinander geſprochen; wer aber darauf gerathen hätte, daß das nicht lange ſo ſtumm fortgehen werde, der würde nicht fehl gerathen haben, denn es waren kaum zwei Minuten auf dieſe Weiſe vergangen, als ſchon die erſt erſchienene Frau ſich an die zweite wandte und ſprach:

„Ei, Frau Nachbarin, Ihr ſteht auch wohl ſtill und betrachtet voll Verwunderung, wie der Catharina Kohl, mit dem es Jahr für Jahr niemals recht fort wollte, dieſes Jahr ſo ſchön und gedeihlich ſteht, daß er Alles übertrifft, was nur Einer ſich wünſchen kann,

und selbst den Kohl der stets glücklichen Martha übertrifft."

„Wie sollte ich mich nicht darüber wundern, Frau Nachbarin," entgegnete die zweite Frau; wundert sich doch ganz Eppendorf darüber."

„Und mit Recht: denn es ist ganz unbegreiflich woher diese plötzliche Veränderung in der Fruchtbarkeit des Gartens entstanden sein dürfte," meinte die Erste.

„Nun, die Frau hat sich diesmal auch wieder sehr sauer werden lassen," sagte die Zweite.

„Das hat sie ja immer gethan."

„Freilich; allein dies Mal war sie denn doch insbesondere fleißig.

„Insbesondere?"

„Ich sollte es meinen! denn sie arbeitete sogar bei Nacht in ihrem Garten."

„Ei, geht mir doch! Bei Nacht?"

„Ganz gewiß."

„Habt Ihr sie denn selber bei Nacht arbeiten sehen?"

„Gesehen habe ich sie selber allerdings nicht: allein seit lange schon gewahre ich alle Abende noch spät, wenn ich eben nicht schon schlafen gegangen bin hier in dem Kohlgarten ein Licht. Wozu aber sollte Catharina hier Licht brennen, wenn sie nicht dabei arbeitete. Unnütz Licht zu verbrennen, dazu ist sie eine zu genaue Hausfrau."

„Und das Licht habt Ihr wirklich gesehen?“

„Mehr als zwanzig Mal.“

„Ihr täuscht Euch gewiß nicht?“

„Wie könnte hier von Täuschung die Rede sein!“

„Sonderbar.“

„Das ist übertriebener Fleiß.“

„Sie sollte also wirklich bei Nacht hier arbeiten?“

„Was thäte sie hier sonst zu so später Zeit.

„Freilich wohl: es ist aber doch gar zu viel.“

Eben als das Gespräch der Beiden bis hieher gelangt war, kam Catharina auf demselben Feldwege dahergeschritten, auf welchem jene standen; sie grüßte die Beiden und wollte ohne Aufhalt fürder und vorüberschreiten. Die wohlgenährte erste Eppendorferin hielt sie indessen mit der Frage fest:

„Sagt mir aber denn doch einmal, Frau Catharina, arbeitet Ihr nicht am Tage genug, daß Ihr auch noch dazu die Nacht zu Hülfe nehmen müßt?“

„Was meint Ihr damit?“ fragte Catharina sehr verwundert über diese Frage, die sie natürlich nicht verstand.

„Was ich damit meine?“ entgegenfragte die Wohlgenährte. „Nun, man sieht allabendlich spät Licht in Eurem Kohlgarten, und Ihr seid doch wohl nicht die Frau darnach, Licht ohne zu arbeiten und ganz umsonst zu verbrennen.“

„Ihr scherzt ohne Zweifel, aber ich sehe nicht

einmal, wohin Ihr mit Eurem Scherze wollt," ſagte Catharina einigermaßen angeregt.

„Wahrhaftig, ich ſcherze nicht," war die Antwort.

„So muß ich Euch ſagen, daß ich von dieſem Lichte nichts weiß," erwiderte Catharina kurz.

„Ach geh mir doch!"

„Ganz gewiß nicht."

„Es haben aber doch ſchon Mehrere dies Licht bei ſpäter Abendzeit in Eurem Garten geſehen, kann ich Euch verſichern."

„Das mag ſein; ich habe es nicht geſehen und gehe auch nicht ſpät im Dunkel nach meinem Garten, ſondern zur rechten Zeit ſchlafen; da mag es denn brennen, und wem das nicht anſteht, der mag meinetwegen hingehen und es ausputzen."

Dies ſagte Frau Catharina in einigem Aerger wozu ſie leicht gelangen konnte, grüßte denn die Bei, den gleichgültig mit einem Kopfnicken, fügte dieſem ein „Gehabt Euch wohl!" hinzu und ſchritt ihres Weges weiter fort.

Die beiden Frauen ſahen ihr eine Weile, beinahe wie nach Verabredung, wortlos nach, dann ſagte die Wohlgenährte:

„Sie will nichts von dem Lichte wiſſen."

„So ſcheint es faſt," verſetzte die Andere.

„Es ſcheint nicht ſo, es iſt ſo.

„Warum mag ſie denn nichts davon wiſſen wollen?"

„Darüber denke ich eben nach.“

„Ihr wißt es alſo nicht?“

„Wie ſollte ich es denn wiſſen?“

„Ich weiß es auch nicht.“

„Das glaube ich wohl. Aber genug: ſo viel weiß ich denn doch, daß ein Geheimniß darunter ſtecken muß, weil ſie nichts von dem Lichte wiſſen will, das Ihr doch gewiß geſehen habt.“

„Mehr als zwanzig Mal.“

„Es ſteckt ſicher ein Geheimniß darunter!“

„Sollte es möglich ſein?“

„Ganz ſicher!“

„Das zu erfahren, wäre ich doch neugierig.“

„Wir müſſen Achtung geben.“

„Das müſſen wir.“

„Nachforſchen.“

„Allerdings.“

„Beſonders Abends ganz ſpät.“

„Eben dann.“

„Wenn das Licht brennt.

„Dann brennt es.“

„Wer weiß, was wir entdecken!“

„Das möchte ich eben gerne wiſſen.“

„Wer von uns zuerſt eine Entdeckung macht, ſoll ſie ſogleich der andern mittheilen, wenn Ihr anders mit mir einverſtanden ſeid.

„Ei freilich bin ich das!“

„So lebt wohl! Auf Wiederſehen, wenn Eine was für die Andre hat.“

„Auf Wiederſehen bis dahin.“

„Heute Abend ſchon fangen wir an, nachzuſpüren.“

„Gewiß; ich verſtehe mich auch ein wenig darauf.“ —

Damit trennten ſich die beiden Eppendorferinnen für dies Mal.

Die Wohlgenährte, die wir ſo eben verließen, war — das mußte man ihr zum Ruhme nachſagen — eine Frau, wie eine Stadtglocke. Es hätte ſich keine Commune eine volltönigere ausleſen können, wenn ſie um eine dergleichen verlegen geweſen wäre. Nicht ſobald hatte ſie daher auch die Hiſtorie von dem nächtlichen Lichte in dem Kohlgarten Catharina's von ihrer Nachbarin erfahren, als ſie auch ſchon durch ganz Eppendorf läutete, daß es Art und Schick hatte. Bald war das geſammte Eppendorf von ihr gehörig unterrichtet; Alles war ſehr erſtaunt; Alles ſteckte die Köpfe zu ſammen; Alles wollte vor Neugier platzen.

War es demnach ein Wunder, daß alle Eppendorfer, Nachbarn und Nicht-Nachbarn Catharina's, ſich jetzt auf den Anſtand begaben, um dieſer ihrer hoch geſteigerten Neugier wo möglich einen befriedigenden Braten zu ſchießen? Wir glauben, daß es kein

Wunder war. Es würde selbst heut zu Tage, nach fast 400 Jahren, auch noch für kein Wunder gelten dürfen, wenn es unter gleichen Umständen ebenso geschähe. Die Menschen sind noch immer in gewissen Punkten ganz dieselben.

So ward es den immer und ewig Wachsamen denn bald ganz unzweifelhaft, daß sich in dem Kohlgarten Catharinas's Nacht für Nacht zwar nicht ein wirkliches Licht zeige, daß sich aber dort allstetsnächtlich über einem und demselben Kohlstrunk ein unbeweglicher, heller Schein sehen lasse, vergleichbar dem Heiligenschein, wie er auf den gemalten Bildern wohl die Köpfe der Heiligen umgiebt.

Die Kunde von diesem wunderbaren Scheine hatte Eppendorf bald ganz erfüllt; allein sie blieb nicht dabei: sie zog weit über die Marken des Dorfes hinaus und verbreitete sich nach allen Seiten in die Ferne. Kaum erreichte sie aber nur das Ohr der klugen Geistlichkeit, das Ohr der faulbäuchichen Mönche, so versäumten diese auch schon nicht, sie in beide Hände zu nehmen und sie nach Pfaffenweise, wie es von jeher gebräuchlich gewesen ist, auszubeuten.

Es war ein Mirakel, denn — es sollte ein Mirakel sein.

Dergleichen großes Heil war dem Eppendorfer Kloster noch nicht widerfahren. Man mußte eilen, sich dasselbe nicht entgehen, vielleicht von einer andern geistlichen Brüderschaft es sich wegkapern zu lassen,

Man mußte das Eiſen ſchmieden, derweil es noch glühte.

Ein Mirakel! Ein Mirakel!

Das Kloſter haſtete, eine feierliche Prozeſſion anzuſtellen, und in ſolcher feierlichen Prozeſſion begab ſich unter Zufluß von einer großen Menge Gläubiger das ganze Kloſter mit allem möglichen Pompe, die Vornehmſten an der Spitze, nach dem Kohlgarten Catharina's, in welchen man unter feierlichen Geſängen hineinzog. Dann ward dort eine große Meſſe geleſen, ordentlicher Gottesdienſt gehalten, und dann ein lautes „The Deum laudamus!" Darauf ſchritt man zu der Handlung, welche eigentlich den Haupttheil der ganzen Geſchichte ausmachte und wegen welcher man gekommen war, d. h. man begann unter allerhand Ceremonien und Firlefanz den Wunder-Kohlſtrunk auszugraben. Denn unmöglich konnte und durfte er länger unter den übrigen unheiligen, durch und durch gemeinen Kohlſtrünken ſtehen bleiben. Dabei hätte das Kloſter auch auf keine Weiſe irgend einen Vortheil gefunden.

Mit dem Ausgraben des Wunder-Kohlſtrunks ging es ſehr langſam, denn es ging damit ſehr feierlich zu. Endlich aber war die Arbeit geſchafft.

Mirakel und abermals Mirakel! als nun der Strunk ausgegraben war. Alles fiel auf die Knie und betete an: denn als der Strunk durch einen rieſigen Mönch mit hocherhobenem Arme dem von Nahe

und Ferne herbeigeſtrömten Volke gezeigt wurde, konnte ein Jeder ganz deutlich gewahren, daß die Wurzel deſſelben, nachdem ſie von den Erdklöſen befreit worden, ganz und gar eben wie ein Cruzifix gewachſen war.

„Mirakel! Mirakel!“ ſchrie die Menge wie unſinnig, und die Geiſtlichkeit fiel mit einem „Kyrie eleison!“ ein. — Es muß ein ſehr rührender Auftritt geweſen ſein.

Daß der mirakulöſe Kohlſtrunk nun in feierlicher Weiſe durch die Prozeſſion nach dem Kloſter gebracht wurde, verſteht ſich von ſelbſt. Hier ließ man ihn unverzüglich in eine ſilberne Monſtranz von freilich nur ſehr einfacher Arbeit einfaſſen, und von da an wurde dies große Wunder Gottes dem Volke zum Anbeten vorgezeigt.

Die Pfaffen, welche von jeher ſehr gute Rechner waren und es bis auf dieſe Stunde in der Regel noch ſind, hatten auch diesmal ihre Rechnung nicht gar übel gemacht, als ſie auf Frau Catharinens Kohlſtrunk ſpekulirten. Tauſende und aber Tauſende von gläubigen frommen Seelen ſtrömten von Süden und Norden, von Weſten und Oſten, ſtrömten aus allen Gegenden herbei, das hohe, weitgeprieſene Wunder anzubeten; und als von den Mönchen erſt der Glaube gehörig verbreitet worden war, daß allein ſchon durch das Anſchauen dieſes göttlichen Wunders ſich dem Anſchauer eine wunderbare Beſeeligung mit-

theile, ja, daß ſelbſt ſein liebliches Wohlbefinden dadurch geſichert, daß Krankheiten fern gehalten, auch wohl dadurch geheilt würden: da vermehrten ſich Tauſende zu Zehntauſenden, und Eppendorf wurde niemals leer von frommen Walfahrern, die niemals leer, ſondern in der Regel mit nicht verwerflichen Gaben für das Kloſter und ſeine ſchlauen Mönche anlangten.

Auf dieſe Weiſe ward der Kohlſtrunk der Frau Catharina, welche für dieſen und für einigen andern durch die Prozeſſion und ihr Gefolge zertretenen gemeinen Kohl zu ihrer vollkommenſten Befriedigung entſchädigt worden war, auf dieſe Weiſe ward er eine wahre Goldquelle der reichſten Adern für das Eppendorfer Kloſter, und die Pfaffen verſtanden es, dieſe Quelle nicht verſiegen zu laſſen, indem ſie den Glauben an ihren Kohlſtrunk lebendig zu erhalten wußten.

So floß denn dieſe Quelle ziemlich lange, und wenn auch ſpäter in ſtets abnehmender Fülle, doch beinahe fünfzig Jahre, bis zur Zeit, da auch in Hamburg die Reformation ſich Bahn gebrochen hatte, und auch dort endlich vollſtändig ſiegte. Und wer weiß, wie lange ſie noch gefloſſen, wenn nicht Luther da zwiſchen gekommen wäre und ſie für ewig abgegraben hätte!

Um dieſe Zeit und bei endlicher Aufhebung des Kloſters zu Eppendorf, bei welcher Gelegenheit die Stadt Hamburg kein übles Neſt ausnahm, kam die

Monſtranz mit dem Kohlſtrunk der Frau Catharina, welche dies noch erlebte, in das St. Johanniskloſter nach Hamburg und dieſem nach in die Verwahrung der ehr- und tugendſamen Kloſter-Jungfrauen St. Johannis. Dieſe zeigten ſie von da an bereitwillig einem Jeden, welcher Luſt bezeigte, dieſelbe zu ſehen, und deren gab es ſtets noch nicht Wenige, deren gab es noch immer recht Viele: Denn war auch der Glaube an dergleichen Pfaffentrug und Fikelfanz hier in unſerm Norden bereits längſt in Schutt und Trümmer zuſammengefallen, ſo ſah man doch niemals ohne Intereſſe die Blendwerke an, mit welchem es die Pfaffen ihrer Zeit ſo wohl verſtanden hatten, das Volk zu zügeln, zu unterjochen, zu berauben. Auch blieb dieſe Wurzel, als ein ſeltſames Naturſpiel, wie ſolche denn aber namentlich bei Kohlſtrunk-Wurzel in anderer Art nicht allzu ſelten gefunden werden, immer und immer eine Merkwürdigkeit, welche des Anſehens wohl einmal werth.

Manchem iſt dieſer Kohlſtrunk auch noch in ſpäterer Zeit von größerer Wichtigkeit erſchienen, als er eben für uns hat. Der Dr. Sebaſtian Schmidt ließ ihn ſammt der Wurzel, oder er ließ vielmehr die Wurzel ſammt dem Strunk zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ſogar in Kupfer ſtechen.

Zur Zeit befindet ſich dieſe Monſtranz in Wien, wo dieſelbe auf der kaiſerl. Kunſtkammer in einer ſilbernen Schachtel verwahrt wird.

Wie sie aus Hamburg und aus dem St. Johanniskloster nach Wien und in die Kunstkammer gekommen ist? — Nun, auf die natürlichste und einfachste Weise von der Welt. Man hat sich damit seiner Zeit einen weißen Fuß machen wollen, und Hamburg sollte wünschen, daß ihm seine weißen Füße, welche es stets sich zu machen in die Nothwendigkeit versetzt war, niemals etwas Anderes als Kohlstrünke gekostet hätte, statt der vielen Tausenden, welche es in der Regel dazu aufzuwenden verbunden war.

Im Jahre 1602 kam zufällig im St. Johanniskloster dem damaligen kaiserlichen Gesandten in Hamburg dem Herrn Baron Ehrenfried von Minkwitz, jene Monstranz mit dem mirakulösen Kohlstrunk zu Gesichte, und hinlänglich bekannt mit der frömmelnden Gemüthsstimmung, mit der durchaus auf Mysticismus hingewandten Geistesrichtung seines kaiserlichen Herrn Rudolph II., ließ er E. E. Rathe sehr deutlich merken, welch ein angenehmes und höchstwillkommenes Geschenk diese Monstranz für die kaiserliche Majestät sein dürfte.

Ein E. Rath war nicht auf den Kopf gefallen: er ließ sich daher jenen Wink keinesweges erst zum zweiten Male geben, sondern packte sogleich seinen Kohlstrunk ein, und stellte denselben dem Herrn Baron Ehrenfried von Minkwitz, als ein Geschenk für Sr.

Majeſtät den Kaiſer Rudolph II., nebſt einem unterthänigſten Begleitſchreiben zu

Der kaiſerliche Geſandte, Herr von Minkwitz hatte wahr geredet. Der bigotte Rudolph nahm das Geſchenk, als ein heiliges Wunderwerk Gottes, mit dem höchſten Wohlgefallen auf, und verſicherte in einem eigenhändigen Schreiben der Stadt ſeine unausgeſetzte Huld und Gnade für die Uebermachung eines ſo unſchätzbaren Kleinods. —

Wer es daher nun in unſerer Zeit noch gelüſten dürfte, Frau Catharina's Kohlſtrunk, nicht in der in Kupfer geſtochenen Abbildung des weiland Herrn Dr. Sebaſtian Schmidt, ſondern in Natur zu beſchauen, der hat ſich direct nach Wien zu wenden.

Des Verrathes blutige Strafe.

I.

Unfern der „Mühlenbrücke" in Hamburg, wir meinen gerade drei Häuſer vom Ufer des Gewäſſers, rechts, wenn man von der Börſe kommt und auf den Burſtah hinaus wollte, an dieſer Stelle ſtand

bis zum 5. Mai 1842, wo das ewige Schickſal ein Flammenmeer auftauchen und ſich verheerend über das unglückliche Hamburg ausgießen ließ, daß ein Fünftel der Stadt unterging, und verzehrt wurde vom grauſigen Feuer: an dieſer Stelle ſtand bis dahin ein Haus, in welchem vor jetzt länger als hundert und ſechszig Jahren eine eben ſo ſchreckliche als blutige Begebenheit Statt hatte. Vor hundert und ſechszig oder längern Jahren gehörte es dem eben ſo reichen als habſüchtigen und geizigen oder kargen Kaufherrn Elias Schultze.

Wir kannten dieſes Haus ſeit dem Jahre 1808, wo es von dem Kaufmann Schramm, in Firma: „Schramm und Carſtens“ bewohnt wurde, welches Haus ſeiner Zeit nicht unerhebliche Geſchäfte machte.

In dieſem Hauſe, das mit tauſenden von andern in dem Hamburger „großen Brande“ ein Raub der Flammen geworden, in dieſem Hauſe empfingen wir vor länger als vierzig Jahren, noch ein ſehr junger Menſch, aus dem Munde des alten Schramm die Mittheilung derjenigen Begebenheit, welche wir unſern geehrten und liebenswürdigen Leſern und Leſerinnen mitzutheilen gerade im Begriffe uns befinden, und für die wir das Intereſſe derſelben recht eigentlich in Anſpruch nehmen möchten, indem wir es uns werden aufs Eifrigſte angelegen ſein laſſen, die in ihrem Colorit durch die Zeit ſchon etwas verblichene

Erinnerung an diese Mittheilung in unserer Seele möglichst getreu und den lebhaftesten Farben wieder aufzufrischen: denn wir haben trotz all unsers Forschens in allen Chroniken Hamburgs keine Spuren dieser blos mündlichen Ueberlieferung auffinden können, obgleich wir aus diesem Grunde ihre Wahrhaftigkeit nicht bezweifeln, da viele dergleichen nur von Mund zu Munde gegangen sind, ohne jemals bis dahin aufgezeichnet worden zu sein. In vorliegendem Falle möchte wohl nur der Grund eines gewissen Geheimnisses darin zu suchen sein, daß die ganze Sache seiner Zeit durch bedeutende Familienverhältnisse, in der die Betheiligten gestanden, und durch das Geld dieser Personen bestmöglichst unterdrückt worden ist, denn es läßt sich auch mit dem allerwohlwollendstem Gemüthe von jedem Mißtrauen frei, doch in der That nicht leugnen, daß von jeher bis heute in Hamburg immer mehr als zu viel durch Geld und Connexionen möglich zu machen gewesen ist.

II.

Regine hieß die einzige Tochter jenes alten reichen, habsüchtigen und dabei so kargen Kaufherrn Elias Schultze, der daneben noch die Ehre hatte Mitglied E. E. Raths zu sein und der im Jahre 1689

und ſo ferner jenes obenerwähnte Haus nahe der Mühlenbrücke bewohnte, in welchem wir ſpäter im Jahre 1808 den ſehr achtbaren Kaufmann Herrn Schramm kennen lernten, zu welcher Zeit wir dies Haus nicht allzuſpärlich frequentirten.

Regine war gewiß nicht von der Natur verabſäumt oder ſtiefmütterlich bedacht worden. Sie war in der That ein ſchönes Mädchen von hohem Wuchſe und der regelmäßigſten Geſichtsbildung; ſie war das reizendſte Geſchöpf, das man ſehen konnte, und ſie verſtand es in hohem Grade, was freilich bei ſo ausgezeichneten Reizen keine große Kunſt ſein mag, die Männer zu feſſeln; wenigſtens verſtand ſie die Kunſt, ſie an ſich zu ziehen. Sie beſaß — das ließ ſich nicht in Abrede ſtellen — Verſtand, Geiſt, Witz, Grazie in allen ihren Manieren, und außerdem zeigte ſie den feinſten Weltton, den ſich eine Dame nur wünſchen kann, wie wir ihr aber einzig und allein durch ſtetes Bewegen in höhern Geſellſchaftskreiſen uns anzueignen vermögend ſind, und den man außerdem ſonſt nirgends findet. Regine hatte ſich aber dieſen Weltton aneignen können, da ſie außerhalb Hamburgs bei einer Tante in Dresden, welche eben in ſolchen Kreiſen lebte, bis zu ihrem zwanzigſten Jahre, wo dieſe Dame ſtarb, in Verhältniſſen des Reichthums und Ueberfluſſes, ihre Erziehung genoſſen hatte. Damit war indeſſen auch das Gemälde, welches man ſich von den Lichtſeiten ihrer Vorzüge

machen durfte, ein für alle Mal ganz und gar zu Ende. Die Schattenseiten dieses Mädchen-Bildes fielen fast in's Dämonisch-Schwarze. Eitel, wie jemals nur ein Weib gewesen, wenn ihr Putz, Intrigue und rauschende Vergnügungen, neben stets wechselnden zärtlichen Verhältnissen, bei denen sie in der Regel gar nichts fühlte, die höchste Aufgabe ihres Lebens, waren ihr unabweisliches Bedürfniß, und man mußte ihr einräumen, daß sie diese verwerfliche Lebensaufgabe stets auf die leichteste, ja auf die brillanteste Weise zu lösen verstanden hatte.

Der ganz gemeine Character des Herrn Elias Schultze, dessen Geiz bis in die gemeinsten Stadien ging, und der die Umtriebe seiner Tochter wohl genau genug kennen mochte, weil er keineswegs zu den Dümmlingen zählte, befriedigte selbstverständlich keineswegs Reginas Sucht zu glänzen und glänzend zu gefallen; er half im Gegentheile dem Bedürfnisse des Mädchens auch nicht einmal in dem Maße ab, als es wohl recht gewesen wäre, wenn sie billigere und vernünftigere Ansprüche an die Freuden des Lebens mit weniger Leichtsinn und Gefallsucht gemacht hätte. Allein dafür wußte diese ausgemachte Kokette den besten Rath, den selbst der gemeine Character des Herrn Elias Schultze nicht mißbilligen konnte; dafür fand Regine mehr als genugsam Ersatz in der Freigebigkeit, ja oftmals in der Verschwendung ihrer zahlreichen Verehrer, welche sie auch nur nach solchen

Gaben ſchätzte oder — anhörte. Denn ſteinern kalt, wie ihr Herz — wenn ſie wirklich etwas der Art in ihrem ſonſt bezaubernden Buſen trug — und durchaus unzugänglich fremder Wonne und fremden Schmerze, unterlagen alle ihre etwanigen Gefühle nur einer klugen, grabestodten und eiſigen Berechnung. Sie kannte keine gemüthliche Empfindung, keinen Pulsſchlag hingebender, aufopfernder Liebe, und niemals noch war eine aufrichtige Zärtlichkeit in ihrer Bruſt lebendig geworden, ſo oft ſie auch ſchon ihre Liebhaber gewechſelt. Sie ließ ſie ſeufzen, ließ ſie Verſe und Geſchenke machen, belachte die erſtern, nahm die letztern mit freundlicher Huld in ſo lieberm Empfang, je reicher ſie waren, und — verabſchiedete dieſe Thoren, wenn ſie nichts mehr zu geben hatten oder des Gebens müde erſchienen, mit der größten Gleichgültigkeit, ja mit höniſchem Stolze unerhört und wie ſie gekommen waren, betrogen und Rache im Herzen, welche indeſſen noch Keiner hatte zur That werden laſſen, bis — — — — — — — — . Doch wir greifen unſerer Erzählung nicht vor, um ihr wiſſentlich auch nicht das kleinſte Intereſſe zu nehmen.

„Ich begreife nicht", ſagte Reginens Kammermädchen zu ihrer Gebieterin, mit welcher ſie auf einen ziemlich vertrauten Fuße ſtehen mochte und der Natur der Sache nach ſtehen mußte, „ich begreife nicht, warum ſie ſich nicht endlich einen zum Manne aus

aus der großen Schaar all Ihrer Anbeter herausnehmen?"

„Das begreifst Du nicht?" lautete die Gegenfrage.

„Gewiß nicht, denn es sind doch sehr hübsche und ansehnliche Herren darunter."

„Du bist ein dummes Ding!"

„Gewiß bin ich das; ich würde indessen doch klug genug sein, zuzugreifen und mir ein Lebensglück zu gründen."

Regine lachte laut auf.

„Finden Sie das so lächerlich?" fragte das Mädchen ein wenig verletzt. „Finden Sie das so lächerlich, daß ich das thun würde?"

„Das Du das thun würdest", versetzte Regine noch immer lachend, „das finde ich nicht so lächerlich ich finde es nur lächerlich, daß ich daß thun sollte, um mir ein „Lebensglück zu gründen."

„Wollen Sie denn niemals heirathen?"

„Um sich ein Lebensglück zu gründen" gewiß niemals."

„Ich verstehe Sie nicht!"

„Das glaube ich wohl! Aber sieh einmal, mein Kind: mit einem Ehemann erlangt man selten oder nie ein „Lebensglück" wenigstens erscheint mir da keins. Was fehlt mir? Nichts! Meine Liebhaber machen mir mehr Spaß, als mir ein Mann jemals machen dürfte, und sie sorgen besser für die Befriedi-

gung meiner Anſprüche und oft koſtbaren Launen, als ein Ehemann vielleicht jemals möchte. — Ich werde gar nicht heirathen, ich möchte denn zu alt werden, als daß noch Liebhaber meinen Opferaltar bereichern wollten, und mein Vater möchte zu alt werden, als daß ich Laune habe, auf ſeine reiche Erbſchaft zu warten. In dieſem Falle, aber auch nur in dieſem, werde ich einem reichen Manne meine Hand geben, gleichviel ob alt, oder hübſch oder häßlich und — vielleicht wäre mir der älteſte der Beſte."

„Haben Sie denn alle Ihre jetzigen Anbeter zum Beſten?"

„Natürlich alle, denn alle Männer ſind da, ſie zum Narren zu haben und goldener Laſten zu entledigen, die ſie ja doch nicht beſſer anzuwenden wiſſen, als ſich eben prellen zu laſſen."

„Aber die armen Schelme müſſen einen doch dauern, daß ſie ſo hinters Licht geführt werden!"

„Du biſt eine Närrin, wenn Dich die Männer „dauern"

„Man hat aber ja doch ein Herz!"

„Wenn Du ein „Herz" haſt, ſo biſt Du — allerdings noch eine größere Närrin."

Das iſt ein Stück von der Lebensphiloſophie der ſchönen Regine, wie es ſich aphoriſtiſch in einem Geſpräche mit ihrem Kammermädchen herausſtellte.

III.

Dörfler und Bertram, beide geborene Hamburger, hatten ſchon auf dem dortigen Gymnaſium eine innige Freundſchaft geſchloſſen, die bereits früher ſchon in den Knabenherzen aufgegangen, allein noch unentwickelt geblieben war. Bertram vielleicht vier Jahre älter als Dörfler, ging früher von dieſem Inſtitute zur Univerſität ab als ſein Freund, allein es folgte ihm der Freund doch nach anderthalb Jahren dahin nach. Auf der Univerſität, wo erſterer die Rechtswiſſenſchaft, letzterer Medicin ſtudirte, ſchloſſen beide ſich aus frühern Verhältniſſen natürlich noch inniger an einander an, als es ſonſt wohl geſchehen mag. Sie waren überall unzertrennliche Gefährten und man nannte ſie nur Caſtor und Pollux, hatte ſelbſtverſtändlich ſeinen Curſus auf der Uniververſität früher beendigt als ſein Freund, und als er ſeine Doktor-Promation rühmlichſt abgethan, kehrte er nach Hamburg zurück, wo er mit offenen Armen empfangen wurde. Vereinſamt blieb der treue Freund zurück, obwohl auch er nach einem Jahre ſeine Studien beendigt haben mußte und ſich freuete, ſeinem Freunde in die Heimath folgen zu können. Dieſer Tag kam, wie alle übrige Tage kommen, denn endlich auch heran, und fröhlich und guter Dinge reiſte Dörfler ab und traf noch fröhlicher, hauptſächlich

in der Freude ſeinen Freund endlich wiederzuſehen, in Hamburg ein.

Bertram hatte als Rechts-Anwalt ſchon bedeutende Praxis gewonnen, war friſch auf und lebensmuthig, lebte in den ſüßeſten Hoffnungen und feierte mit ſeinem angelangten Freunde das Feſt der Wiedervereinigung eben ſo herzlich als in einem anſtändigen Ueberfluß.

Auch Dörfler ſuchte ſich Praxis und gewann ſie nach und nach. Beide Freunde blieben auch in Hamburg unzertrennlich, ſo weit es ihre verſchiedenen Geſchäfte und Verhältniſſe möglich ließen, d. h. ſie verlebten häufig und mit reinem Genuſſe einen großen Theil ihrer Muße mit einander. Nach Verlauf eines Jahres oder mehr, ſchrumpften dieſe Zuſammenkünfte indeſſen nach und nach ein. Dörfler durfte ſich geſtehen, daß nicht er die Schuld einer etwanigen Erkaltung trage, wenn eine ſolche ſich eingeſtellt haben ſollte; dennoch wollte es ſein Zartgefühl nicht zugeben dieſe Sache mit Bertram zu verhandeln, der ihm eben auch davor eine gewiſſe Scheu zu verrathen ſchien, bis denn endlich für einen getreuen Freund ein ſolches Stillſchweigen brechen mußte.

IV.

Eines Tages, als Dörfler vor dem Dammthore einen Krankenbesuch in Harfstehude abgelegt hatte und eben von dort wieder der Stadt zu schritt, trat ihn höflich ein junger Mann aus guter Familie an, der ihm flüchtig aus Gesellschaften, wo er mit ihm zusammengetroffen, bekannt geworden, sonst aber fremd geblieben war.

„Sie sind Herr Doctor Dörfler?" redete diesen der Fremde an.

„Der bin ich", lautete die Antwort.

„Wir haben uns mehrere Male in Gesellschaften angetroffen.

„Ja, so will es mich bedünken, obwohl ich Ihren Namen nicht zu nennen wüßte.

„Ein Name thut auch unter gewissen Verhältnissen nichts zur Sache."

„Unter gewissen Verhältnissen nicht; unter andern gewissen desto mehr."

„Hier kann es sich um letztere nicht handeln."

„Ich weiß noch gar nicht, warum es sich handelt."

„Sie sind der intime Freund des Doctors Bertram?"

„Das wissen vielleicht mehr Leute in Hamburg, als an denen mir in der That gelegen."

„Lassen wir das! Sind Sie indessen wirklich

ſein Freund, woran ich keinen Zweifel habe ſo eilen Sie ihn zu retten, denn er eilt ſeinem ſichern Verderben entgegen!"

Dörfler ſtarrte den Fremden an, ohne ein Wort erwiedern zu können oder zu wollen.

Der Fremde fuhr fort:" was ich Ihnen ſage, iſt gewiß.

„Reden Sie weiter!" antwortete Dörfler ſtutzig, in deſſen Bruſt eine unbeſchreibliche Angſt aufſtieg, indeſſen er dieſe doch im Ausdrucke mit ärztlicher Praxis zu bemeiſtern wußte.

„Kennen Sie die Tochter des Senators und Kaufherrn Elias Schultze?

„Ich kenne ſie — nach dem Anſehen."

„Dieſelbe, welche man „Die ſchöne Regina" zu nennen pflegt?"

„Ich meine dieſelbe, im Falle es nicht noch eine zweite des Namens giebt."

„Nein, es giebt gottlob nur eine dieſes Namens."

„Gottlob?"

„Gewiß! — Halten Sie, da ſie dieſelbe doch kennen, für ungefährlich?"

Dörfler beſann ſich mit der Antwort.

„Sie ſtocken?" fragte der Fremde weiter.

„Ich zaudere mit meiner Antwort", verſetzte Dörfler, „weil ich alles Schlimme von dieſer Dame nur von Hörenſagen weiß."

„Das Schlimmſte iſt aber doch wahr!"

„Aber ich erfahre es von Ihnen, dem Fremden doch auch nur von Hörenſagen!"

„Allein aus der erſten Hand."

„Was heißt das?"

„Auch ich bin ein Opfer dieſer trügeriſchen Zauberin! Bevor ſie mich indeſſen noch ganz ausgezogen hatte, bin ich ihren Netzen noch glücklich genug entſprungen."

„Laſſen Sie uns zum Ziele kommen!"

„Sehr wohl! Ihr Freund liegt ſeit einem Jahre in den verderblichen Netzen dieſer Circe."

„Dörfler erbebte, denn er kannte die ſchöne Regine nur zu gut und ebenſowohl manches Opfer ihrer eigennützigen Künſte, allein er ſagte nichts, weil ſeine ſchmerzliche Betroffenheit zu groß war.

„Zweifeln Sie vielleicht an der Wahrheit meiner Worte?" fragte der Fremde.

„Deſſen habe ich nicht eben Urſache", verſetzte langſam Dörfler, allein ich habe ebenſowenig Urſache, dieſen Worten, die meinen Freund ſo ganz nahe berühren, unbedingt Glauben zu ſchenken."

„Halten Sie das endlich, wie Sie wollen," entgegnete der Fremde kurz. „Ich glaube, eine Menſchenpflicht erfüllt zu haben, und dies iſt ſogar ohne Rachelust geſchehen." Dörfler ſah den Fremden durchdringend an, als wolle er ſeine ganze Seele durchſchauen.

Ein ſolcher Blick ſchien aber dieſem nicht zu gefallen,

denn erwandte ſich zum gehen indem er den Hut rückte und ſagte: „leben Sie wohl: ich heiße, weil Sie meinen Namen doch nicht wiſſen, Theodor Helder und ſtehe jederzeit für meine Worte ein.“

Damit entfernte ſich der Fremde mit raſchem Schritte, und Dörfler fand weder Veranlaſſung noch Luſt ihn zurückzurufen.

V.

Tiefſinnend und ſehr beſchwert ging Dörfler nach Hauſe, denn er kannte Regine, die ſogenannte „ſchöne“ vielleicht noch beſſer, als er es dem Fremden angeſagt hatte, und wenn es wahr, was dieſer ihm vertraut, ſo wußte er auch nur zu gut, in welcher Gefahr ſein Freund ſchwebte.

Kaum war Dörfler in ſeiner Wohnung angekommen und hatte es ſich bequem gemacht, wie er pflegte wenn er ſeine Beſuche abgethan zu haben glaubte und nun nicht weiter für diesmal auszugehen gedachte, als ſein Freund Bertram, der ihn ſo lange nicht beſucht hatte, ins Zimmer trat.

Dörfler freute ſich aufrichtig über dieſen lange ſehnlich erwünſchten Beſuch, allein er hätte ihn doch zur andern Zeit gewiß freudiger entgegen genommen, vor der Entdeckung, die ihm der Fremde gemacht;

jetzt begegnete er demſelben befangen. Bertram ſchien ebenfalls befangen und zerſtört zu ſein. Dennoch ſpann ſich das Geſpräch der Freunde eine Zeit lang erträglich fort, bis Bertram wieder zum Gehen Anſtalt machte. Da erſchien es dem Andern, daß es nun an der Zeit ſein dürfte und daß ſich vielleicht nächſtens nicht wieder eine ſo gute Gelegenheit bieten könnte, mit ſeinem Herzensbruder aufs Reine zu kommen. Er fragte daher plötzlich:

„Sag' mir einmal, Philipp, iſt es wahr, daß Du die ſchöne „Regine Schultze" kennſt?"

Bertram ſchien wie vom Schlage getroffen zu ſein, ſagte aber nichts, ſondern ſah den Freund nur verdutzt an.

Dieſer wiederholte langſam ſeine Frage.

Nun entgegnete Jener geſammelt: „was will dieſe Frage?"

„Was ſie will? Sie will eine Antwort erwarten."

„Sollte ich denn das liebenswürdigſte Mädchen nicht kennen, deren Schönheit von ganz Hamburg bewundert wird?"

„Willſt Du mir ausweichen?"

„Wie das?"

„Meine Frage begreift: liebſt Du dieſes Mädchen, Philipp?"

„Wie kommſt Du mir vor?"

„Weiche mir nicht aus, Philipp, ſage mir aufrichtig „ja!" oder „nein!" Liebſt Du dies Mädchen

und ſtehſt Du mit ihr in einer dergleichen Verbindung?“

Bertram zögerte einen Augenblick mit einer Antwort auf dieſe entſcheidende Frage, dann aber reichte er dem Freunde die Hand und ſagte entſchieden: ja!

„Dann biſt Du ein unglücklicher Menſch!“ ſtieß es Dörfler raſch hervor und ſchlug ſich mit der Hand vor den Kopf.

Tiefe Röthe des Unwillens und Mißbehagens ſtieg auf Bertrams Antlitz empor, doch bekämpfte er ſich und ſagte: „Du träumſt!“

„Mit tauſend Andern?“

„Vielleicht mit zehntauſend Andern. Warum nicht,? Auch mir ſind Träumereien der Art hie und da zu Ohren gekommen, allein — ich träume nicht mit, ich wache!“

„Unglücklicher, Du ſchläfſt! und zwar an einem Abgrunde!“

„Haſt Du mir — ich habe eben Eile — noch ſonſt etwas zu ſagen?“

„Noch die eine Frage auszuſprechen: was iſt Deine Abſicht in dieſer Hinſicht?“

„Nun, ich werde das Mädchen heirathen, das iſt gewiß!“

„Das iſt nicht gewiß, denn ſie wird Dich nicht heirathen ſondern ruiniren und laufen laſſen, wie alle Andern, die bereits durch ſie ruinirt worden ſind.“

„Ich kenne die Märchen, welche von denen auf-

gebracht worden ſind, welche ihr einige werthloſe Geſchenke dargebracht haben in dem eitlen Dünkel, ſie könnten damit die ſchöne Braut erkaufen, und die nun wüthend ſind, daß ſie ſich haben irren müſſen, da ſie keinen von dieſen Menſchen liebt."

„Liebt ſie Dich denn?"

„Daß es ſo iſt, weiß ich am Beſten!"

„Philipp, ſie närrt Dich, wie ſie alle genärrt hat!" —

„Höre auf!"

„Sie ruinirt Dich nur und — läßt den Geprellten laufen!"

„Rede nicht ſo!"

„Sie iſt eine vollendete Kokette!"

„Lebe wohl!"

Mit dieſen Worten eilte Bertram zur Thür hin, aus und nur umſonſt rief ihm ſein Freund nach, zu bleiben und ihn anzuhören.

VI.

Umſonſt verſuchte es der brave Dörfler mit aufopfernder Freundſchaft noch zu verſchiedenen Malen, ſeinen Freund, mit dem er jetzt nur kaum noch anders als zufällig zuſammen traf, aus den ſchmachvollen

Banden dieſer „haſſenswerthen Armida“ zu befreien; keins ſeiner ängſtlich warnenden Worte wollte Eindruck auf Bertrams verirrtes Herz, auf deſſen getäuſchte Seele machen: er glaubte ihnen nicht, wenn ſie ihm Regine in der Geſtalt ſchilderten, die wirklich und wahrhaftig die ihre heißen mußte, und er trennte ſich mehr als einmal erzürnt von Dörfler, wenn dieſer es allzu warm und vielleicht gar heftig verſucht hatte, ihn dahin zu bewegen, daß er doch endlich einmal die Augen öffnen, ſehen, erkennen und nicht blindlings, wie ſeither, in ſein grund- und bodenloſes Verderben rennen möge. Sie hatte ihn einmal ganz und gar verblendet; er war einmal allzufeſt von den ihm unſichtbaren, aber um ſo verrätheriſchern Zauberfäden der Unſeeligen umſtrickt!

So verging eine geraume Zeit, in der Dörfler ſeinen Freund, der ihn augenſcheinlich mit Abſicht allenthalben vermied, weder ſah noch ſprach, indeſſen doch nicht aufhörte, deſſen Schickſale, Lage und Verhältniſſe aufmerkſam und mit ſorgſamen Auge und Ohr zu verfolgen. So mußte er denn mit ſtiller Betrübniß täglich lauter erfahren, daß Bertram ſeine bereits ſehr anſehnlich gewordene Praxis faſt gänzlich und von Tage zu Tage mehr vernachläſſige, auch daß ſeine ſonſt recht guten Vermögensumſtände ſchlecht wären und immer und immer ſchlechter würden. Wie konnte es denn auch anders ſein?

Helfen konnte Dörfler unter dieſen Umſtänden

nicht, um so tiefer seufzte er im Stillen überall solche Warnehmungen und Nachrichten. Wußte er doch nur allzu gut den Grund aller solcher und ähnlicher Veränderungen, welche mit seinem Freunde und dessen Glücksumständen vorgegangen waren und noch immer vorgingen! Waren ihm doch die ansehnlichen Geschenke bekannt, welche der Unglückliche von Zeit zu Zeit dem unwürdigen Gegenstande seiner Leidenschaft gemacht hatte, sicherlich noch dann und wann, wenn es ihm nur möglich machte, und welche größtentheils aus kostbaren Schwals und werthvollen Pretiosen bestehen mußten, weil es Regine so am Liebsten hatte und Anderes nicht selten ohne Schaam und Scheu verschmähte. Was konnte Dörfler jetzt noch ein Mehreres thun, als das Unglück seines Freundes beseufzen, da er auch gar kein Mittel mehr in Händen hatte, diesen seinem Schicksale zu entreissen, da Bertram ihm hinsichtlich seines Liebesverhältnisses ein für alle Mal kein Gehör mehr schenken zu wollen erklärt und es sich in größter Aufregung aber in bester Form ein für alle Mal verbeten hatte, Nachtheiliges über Regine jemals wieder aus seinem Munde zu hören, wenn er nicht wolle, daß sie sehr scharf aneinander gerathen sollten? Und dies „sehr scharf" hatte der Verblendete sehr scharf betont: es konnte daher nicht unverständlich bleiben.

Bertram war im Allgemeinen der gutmüthigste Mensch von der Welt, allein er war auch ein sehr

leidenſchaftlicher, der äußerſt heftig unterweilen werden konnte, wenn man ſeinen Lieblingsideen oder Neigungen, ſeinen Ueberzeugungen — mochten ſie nun wahr oder falſch ſein — mit Entſchiedenheit entgegen trat; er hatte viel von einem Schwärmer, und er liebte Regine mit der reinſten, uneigennützigſten Liebe. Wenn er vertraute, ſo vertraute er unbedingt, und darum zweifelte er auch keinen Augenblick daran, daß ihn Regine mit derſelben treuen Gluth wieder liebe, da ſie es ihm hundert Mal mit den feierlichſten Eiden zugeſchworen hatte. Ohne dies hingebende Vertrauen das ſeinem Herzen freilich mehr Ehre machte als ſeinem Kopfe, hätte er anders durchaus längſt mißtrauiſch werden müſſen, denn hundert Male ſchon hatte er ſich von der Geliebten die Gunſt erbeten, bei ihrem Vater um ihre Hand anhalten zu dürfen, aber eben ſo viele Male wußte die Schlaue, der eine Heirath mit ihm nie Ernſt geweſen war, ihm dies auszureden, denn der drängende fand ſich jedes Mal von den Gründen der Heuchlerin überwunden. Mit falſchen Thränen und verrätheriſchen Liebkoſungen verſicherte ſie ihn, daß ihr Vater, der nebenbei den ungerechteſten Haß gegen Advokaten hege, eiſenfeſt beſchloſſen habe, ſie nur einem Kaufmann zur Ehe zu geben; daß eine offne Bewerbung um ihre Hand von Seiten Bertrams nichts Andres heiße, als den Alten unnöthiger- und unklugerweiſe auf ihre Neigung zu einander, auf ihr Liebesverhältniß, auf ihren Umgang

mit einander aufmerksam zu machen; daß für ihre zärtlichen Herzen nichts Anderes übrig bleibe, als endlich von der Zeit und einem ihrer glücklichen Wechselfälle Erhörung der sehnlichen Wünsche und süßen Hoffnungen zu erwarten, welche gewiß den Busen der Geliebten nicht weniger treu schwelle, als den des Geliebten; daß — nun: was dergleichen mehr war. Dabei schwur sie, wie es sich von selbst versteht, beständig aufs Neue dem bethörten Gläubigen mit tausend Eiden ewige und unverbrüchliche Liebestreue. — Eine weniger vom Liebeswahnsinn umflorte Seele, als die Bertrams, hätte nothwendig, wie gesagt, bei solchen nichtigen Vorwänden der Geliebten mißtrauisch werden müssen, allein diese wurde es noch immer nicht.

Dörfler pflegte manchmal und gern an schönen Abenden spät noch vor dem Dammthore einen Spaziergang zu machen, wenn er sein Tagewerk als beschlossen ansehen durfte. Früher geschah dies gewöhnlich in Bertrams Begleitung. Gewöhnlich wählten die Freunde den Weg längs der Bille, weil er damals wenig besucht und fast ganz vereinsamt war, besonders zu später Stunde. Einen solchen trat Dörfler an einem schönen Abende nun auch einmal wieder an, allein nun ohne seinen Freund, den er jetzt seit einem Vierteljahre mit keinem Auge gesehen hatte, obgleich seine Gedanken nun mehr als allzuhäufig mit dem Freunde beschäftigt waren.

Es war seit wochenlangem rauhen und regnichtem

Wetter der erſte heitere Sonnentag geweſen, und dieſem Tage glich auch der Abend: er war ſo lau, ſo friſch ſo ſanft, ſo dicht ſich anſchmiegend an das bewegte Herz. Balſamiſcher Duft erfüllte rings die ruhige Luft. Die ſcheidende Sonne küßte mit ihren letzten röthlichen Strahlen noch ein Mal das auch im Halbſchlummer noch ſüß lächelnde Gefilde und glitzerte auf dem ebenen Waſſerſpiegel des wie reines geſchmolzenes Silber dahingleitenden Flüßchens. Dem Wanderer, der langſamen Fußes dahin ſchritt, war ſo wohl und weh in der Bruſt bei dieſem Schauſpiele. Er gedachte ſeines unglücklichen Freundes, mit welchem er ſo oft dieſes Wegs gewandelt war. Dieſe traurig ſüße Erinnerung, der er ſich ganz hingegeben, übermannte nun plötzlich ſeine Gefühle, da er eben an die Stelle gekommen war, wo er ſtets mit dem Freunde ſtill zu ſtehen und in die Natur hinaus zu ſchauen pflegte. Es war ein kleiner ziemlich dicht umbuſchter Platz, der aber dennoch die ganze Ausſicht über die Bille frei ließ. Er hielt auch diesmal an dieſer Stelle ſeiner Schritte faſt unwillkürlich ein und ſchaute über die Bille hinaus ins Freie aus der Dämmerung des Gebüſches, dann rief er ſeufzend aus bedrückter Bruſt, gleichſam als müßte er ſeinen Gefühlen Luft machen: „mein armer Freund!“ und ſtand dann in Gedanken verloren. Plötzlich regte es ſich im Gebüſche und — Bertram ſtand ebenſo plötzlich vor ſeinem Freunde.

Der überraſchte Freund erſchrak faſt vor der Erſcheinung, denn ſie ſah faſt düſter und verſtört aus; ſo ſehr hatte das letzte Vierteljahr Bertram verändert, der ſonſt in der Regel heiter und geordnet erſchien. Dörfler bemühte ſich indeſſen ſeine Ueberraſchung zu verbergen, was kaum nöthig geweſen wäre, da ſein Freund dieſelbe wohl unter keinen Umſtänden wahrgenommen haben würde; und er in allzugroßer, man durfte ſagen fieberiſcher Aufregung ſich befand.

Heftig ergriff Bertram ſeines Freundes Hand, drückte ſie und ſagte dann aus tiefer gepreßter Bruſt: „guten Abend, Anton!“

Dieſer erwiderte herzlich den Händedruck Bertrams und ſagte aus voller bewegter Seele: „guten Abend, Philipp! Wo kommſt Du her?“

„Ich habe Dich hier aufgeſucht und erwartet. Ich wußte es gewiß, daß ich nach ſo vielen Regentagen Dich heute hier erwarten konnte. Mich zog es gewaltig hieher und — ich folgte.“

„Das iſt Recht von Dir!“

„Es war Bedürfniß meines Herzens!“

„Das iſt mir noch lieber.“

Hier trat eine Pauſe ein; dann ſagte Bertram ſchnell und in abgebrochenen Sätzen:

„Ja, es war Bedürfniß meines Herzens. — Wir ſind Freunde von Jugend auf geweſen. — Seit einiger Zeit ſind wir auseinander gerathen — das

hätte nun und nimmer ſein ſollen. — das muß wieder anders werden!“

„Dazu gebe der Himmel ſeinen Segen!“

„Er wird es! — Du meinſt es gut mit mir; ich weiß es!“

„Wie könnte, wie dürfte ich anders!“

„Du meinſt es gut mit mir. — Ich bin nicht ſo ungerecht, oder ſo blind, oder ſo undankbar das zu erkennen! — Du meinſt es ehrlich!“

„Gewiß!“

„Dennoch habe ich Dir Unrecht gethan. — Ich fühle es. — Ich bin ſogar überzeugt davon. — Ich bin manchmal zu leidenſchaftlich.“

„Laſſen wir das!“

„Aber Du haſt Regina auch Unrecht gethan.“

„Das ſollte mich von Herzen freuen!“

„Sicherlich haſt Du ihr Unrecht gethan, indeſſen verlange ich nicht, daß Du es geſtehſt. — Du biſt ein wenig trotzig. — Komm: wir wollen Alles vergeſſen was zwiſchen uns gekommen war.“

„Dies ſagend reichte Bertram gerührt und herzlich die offene Hand. Dörfler drückte ſie feſt in ſeine beiden, und eine Thräne trat ihm ins Auge. Bertram gewahrte ſie und — die Freunde lagen ſich in den Armen und preßten einander feſt an die Bruſt. Endlich ließen ſie ſich wieder los und ein Jeder bemühte ſich, ſich zu ſammeln und ſeiner allzugroßen Bewegung Herr zu werden.

Dörfler konnte noch nicht reden; Bertram war früher gefaßt.

„Alles wird ſich nun bald zwiſchen Regine und mir entſcheiden; Alles wird zwiſchen uns klar werden!“ ſagte er.

„Darauf beſtehe feſt!“ entgegnete Dörfler mit ſchwacher Stimme, die aus einer noch immer auf- und niederwogenden Bruſt kam.

„Es muß ſich entſcheiden, und zwar unverzüglich,“ fuhr Erſterer fort, „denn ſo darf es nicht länger bleiben, ſo kann es nicht länger Beſtand haben!“

„Hätteſt Du das nur früher eingeſehen!“

„Es iſt noch nicht zu ſpät; es iſt noch Zeit — wenn auch die höchſte Zeit.“

„Ich will es ebenfalls hoffen.“

„Unter den Verhältniſſen, wie ſie jetzt beſtehen, würde ich, bei längerer Dauer derſelben, zu Grunde gehen. Ich habe ſchon unſäglich gelitten!“

„Armer Freund!“

„Ich kann nicht mehr!“

„Ich glaube es Dir!“

„Warum ſollte ich Dir meinem beſten Freunde etwas verheimlichen, was Du vielleicht doch, da Du mich ſo genau kennſt, aus mir herausgeleſen haſt?“

„Es wäre auch nicht ſchön von Dir, eben weil Du mich ebenſo genau zu beurtheilen verſtehſt, als ich Dich.“

„Mein weniges Vermögen — Du ahneſt es ge-

wiß vielleicht weißt Du es ſchon, da Hamburg ſich zur Zeit mehr als nöthig wäre mit ſeinen Zungen um mich und meine Verhältniſſe kümmert — mein weniges Vermögen iſt dahin."

„Alles?"

„Mehr als das; meine Umſtände ſind in bedauernswerther Unordnung: ich habe Schulden."

„Es iſt ſchlimm, daß ich nichts habe; ſonſt ließe ſich unter Umſtänden ja Alles machen."

„Alles läßt ſich ohne dies noch arrangiren, denn ich habe noch Vermögenstrümmer, Ausſtände u. ſ. w. die meine Schulden decken dürften, wenn man mich nicht drängt."

„So arrangire Dich."

„Damit muß es noch hinſtehen, denn ich habe keinen Sinn für Geſchäfte welcher Art ſie auch ſeien."

„Das iſt in der That noch das Uebelſte von Allem."

„Alles kann demnach noch gut werden, wenn ich ſelber nur erſt wieder ich geworden bin. Arbeiten will und mag ich gerne, ich kann es auch, wenn ich ruhig bin, und werde dann in Kurzem wieder ein geborgener Mann ſein; allein unter ſo vieler innern Bewegung als die iſt, die mich zur Zeit ſtets hin und her wirft, heißt arbeiten bei mir eine Unmöglichkeit."

„Ich denke es mir lebhaft und beklagte Dich deshalb ſchon längſt."

„Bis jetzt habe ich keine Ruhe finden können.

Jetzt muß ich ſie mir ſo oder ſo verſchaffen. — Es muß, wie geſagt anders werden. — Es kann nicht ſo bleiben. — Sehen wir uns wieder, ſo iſt es unter glücklichern Umſtänden. — Dann iſt der Schritt geſchehen, der mir Klarheit und Wahrheit über mein Schickſal geben muß. — Das habe ich Dir ſagen wollen. — Lebe wohl!“

Als Bertram dies geſagt hatte, drückte er ſeinem Freund noch ein Mal heftig an die Bruſt, riß ſich dann aus deſſen Armen, die ihn umſchlungen hatten, in großer Bewegung los, und war im Gebüſche eben ſo plötzlich den Augen des Freundes entſchwunden, als er kurz zuvor erſchienen war, ſo plötzlich und ſchnell, daß dieſer in der That nicht eigentlich wußte, wohin er ſich gewendet hatte.

Dörfler ſah mit Erſtaunen einige Augenblicke auf das dichte Laubgewebe, das die Erſcheinung verſchlungen hatte, und faſt kam es ihm vor, als habe er einen Traum gehabt, aus welchem er nun erwacht ſei; endlich aber freute er ſich doch aufrichtig darüber daß es nun doch wirklich einmal mit Bertram und Regine zu irgend einem Ziele kommen zu ſollen ſchien wenn er auch noch nicht ganz feſt daran glaubte, da er ſowohl ſeinen Freund als auch die Schlange zu gut kannte, die denſelben umringelt hielt. Gingen dem Freunde indeſſen, nur — was bei deſſen jetzigen ruinirten Vermögensumſtänden und bei des Mädchens habſüchtigem Character ja aller menſchlichen Berech-

nung nach doch sehr bald der Fall sein mußte — die Augen endlich einmal auf, so war schon beinahe Alles gewonnen, denn er war dann gewiß sich selber wieder gegeben, und dieses Glück meinte Dörfler, sei mit ein paar tausend Thaler Buße nicht zu theuer bezahlt. Bertrams Liebe mußte sich in Verachtung auflösen und — er war gerettet.

Durch dieses tröstliche Raisonnement nun hatte sich Dörfler während seines fortgesetzten Spaziergangs so ziemlich über Bertrams Zukunft beruhigt; er schöpfte die besten Hoffnungen für dessen Glück und kehrte endlich recht heiter nach Hause zurück.

VII.

Auch Bertram war und noch schneller als sein Freund zur Stadt zurückgekehrt, aber keineswegs gleich diesem nach Hause gegangen, sondern zu seiner Geliebten.

Sie empfing ihn wie gewöhnlich mit offenen Armen und suchte, da sie ihn ausnehmend einsylbig und befangen finden wollte, durch allerlei Witzspiel und Scherz die Falten von seiner Stirne zu glätten und die trüben Wolken der Schwermuth, die auf seinem Antlitz lagerten, aus demselben zu verscheuchen.

Allein es wollte ihr heute durchaus damit nicht gelingen, ſo viele Mühe ſie ſich auch wirklich gab, und der ebenſo ſehr verlegen als auch anderweitig düſter Verſtimmte konnte lange Zeit gar keine Worte finden, ihr nach ſeinem Plane ſeine Bedrängniß ſeine Wünſche und ſeine Erwartungen, wie er es im Sinne hatte, auszuſprechen. Noch immer wogte es zu unruhig durcheinander in ihm, und erſt ein nach und nach ſich entſpinnendes ziemlich gleichgültiges Geſpräch vermochte ihm einige Faſſung zu geben.

Bald war er ruhiger geworden; endlich hatte er ſich hinlänglich für ſeinen Zweck geſammelt, den gehörigen Muth zu jeder wenn auch demüthigenden und peinigenden Eröffnung erobert, und die ſchöne Braut umarmend, hauchte er leiſe als könne ihn noch wer anders hören, „meine geliebte Regine, ich habe Dir viel Wichtiges zu vertrauen.“

„Ei ſo rede, mein theurer Philipp!“ verſetzte die Kokette lächelnd. „Du kannſt denken, daß ich mit beiden Ohren höre.“

„Ich möchte mich endlich einmal ganz vor Dir ausſchütten!“ fuhr er fort.

„In Lachen?“ fragte ſie neckiſch.

„Mein ganzes Inneres möchte ich vor Dir ausſchütten, mich Dir ganz vertrauen! Höre mir aber zu, ohne mich allzuviel zu unterbrechen, bis ich mich völlig ausgeſprochen habe. Verſprichſt Du mir das?“

Sie nickte anſtatt der Antwort zwei Mal mit dem reizenden Köpfchen.

„Wohlan denn," redete er, zuvor noch ein Mal hochaufathmend, weiter, „längſt haſt Du gewiß bereits die Entdeckung gemacht, daß meine unendliche Liebe zu Dir, die Unſicherheit der Zukunft, das Hoffen und Fürchten, zwiſchen denen ich ohne Aufhören ſchwebe, meine Bruſt mit allzuviele Unruhe bewegen, als daß es mir möglich ſein dürfte meinen Berufsgeſchäften alle die Thätigkeit, alle die ruhige Sorgfalt zu wenden zu können, welche ihnen gehören, welche ich ihnen nothwendig widmen muß, wenn ich durch ſie mich und einſtens ja auch Dich ernähren ſoll."

„Du holſt ſehr weit aus, dünkt mich."

„Es iſt das nothwendig."

„Dann muß ich es mir gefallen laſſen."

„Ich habe dieſe Geſchäfte lange, ſehr lange, zu lange verabſäumt. Sie waren mir zu wider. Ich bin dadurch in meinem Wohlſtande zurückgekommen."

„Das iſt nicht gut."

„Ich — — — — ich — — — mit einem Worte: ich bin hauptſächlich dadurch ruinirt. Mein an ſich nicht bedeutendes Vermögen, das ich ererbt, iſt durch manche vermehrte Ausgaben auch darauf gegangen. Ich habe gar nichts mehr."

„Gar nichts?"

„Ich habe weniger als gar nichts: ich habe Schulden."

„Das iſt ſehr übel.“

„Laß Dir aber davor nicht allzubange werden, beſtes Mädchen! Ein Jahr oder zwei thätiger angeſtrengter Arbeit ſtellt das Verlorene, wenn ſich nicht der Himmel ſelber dawider erklärt gewißlich wieder her, wenigſtens größtentheils. Allein Ruhe, ein freies Gemüth, ein muthiges Herz bedarf ich unumgänglich dazu.“

„Das begreife ich.“

„Dieſe mir zu verſchaffen ſteht einzig und allein in Deiner Gewalt.“

„In der meinigen?“

„Allerdings; und ich verlange damit nicht mehr, als Du leiſten kannſt. Ich fordere darum nun aufs Dringendſte von Dir, daß Du mir erlaubſt, bei Deinem Vater um Dich anhalten zu dürfen.“

„Darauf habe ich Dir ja oft geantwortet!“

„Was kann er am Ende Anderes dagegen haben, als eine Grille, welche ihm ausreden zu können ich mich befähigt halte. Sollte dies indeß wirklich unmöglich ſein, wie ich nun einmal nicht zu glauben vermag, wohlan, ſo folge mir nach einer andern Stadt; dort laſſen wir uns trauen, und reichlich werden uns meine Kenntniſſe und mein Talent ernähren. Endlich wird auch Dein Vater zu verſöhnen ſein, da Du ſein einziges Kind biſt. Zürne er auch noch ein Jahr oder ein paar, ewig kann er doch nicht über die Liebe ſeiner einzigen Tochter zürnen.“

Hier ſeufzte Regine tief — wahrſcheinlich aus Langerweile.

„Sieh, mein theures Mädchen, das ſind jetzt die beiden einzigen Wege, welche wir einſchlagen können, auf welchen wir unſer beiderſeitiges Glück einzig und allein zu finden vermögend ſind. Darum ſäume nun keinen Augenblick mit einem Entſchluſſe, und beweiſe mir nun die Liebe mit der That, die Du mir ſo oft geſchworen haſt; zeige mir jetzt, daß dieſe Schwüre mehr als flüchtige Worte geweſen ſind. Auf dieſe Weiſe nur kann mir Ruhe und Frieden, Glück und Wohlſtand wiederkommen, ſonſt ſehe ich nur gränzenloſes Verderben an Leib und Seele vor mir. — Ich habe nichts mehr zu ſagen."

„Aber wohin denkſt Du, Philipp? Mein Vater wird einmal nie ſeine Einwilligung geben, und mit Dir davon zu laufen, das wirſt Du doch nun und nimmer einem ehrlichen Mädchen, am allerwenigſten mir im Ernſte, zu muthen wollen?" antwortete ruhig Regine.

„Und das ſagſt Du ſo kalt?"

fragte ihr entgegen Bertram. „O Regine, Regine, Du liebſt mich nicht ſo, wie ich Dich liebe!"

„Ei mein Freund, was das nun wieder einmal für eine Thorheit von Dir iſt!"

„Eine Thorheit?"

„Allerdings, Iſt es etwa keine Thorheit zu glau-

ben, ein Mädchen liebe nicht, weil Sie Sitte und Anſtand achtet und nicht davon laufen will?"

Bertram ſchwieg.

Regine ſprach nach einer kleinen Pauſe, in der ſie nachzudenken ſchien: „aber wenn es wirklich um Dich ſo bedauernswerth ſteht, wie Du mir klagſt und ich Dir gerne glaube, da es mir ſelber geſchienen hat, daß Du ſeit einiger Zeit ſehr wenig thätig geweſen biſt und zu große Ausgaben für Deinen Beutel gemacht haſt: ſo müſſen wir in allem Ernſte auf Mittel und Wege ſinnen, Deine Lage vortheilhaft zu verbeſſern."

„Habe Dank Du freundlicher Engel, den ich beinahe auf einen Augenblick verkannt hätte, habe Dank für dieſe Worte, die Balſam in mein wundes Herz ſind!" rief Bertram und umarmte die Geliebte. „Ja, ja, Du liebſt mich aufrichtig treu und wahr!"

„Ganz gewiß!" verſetzte ſie. „Wie ich aber auch hin und her denke," redete ſie weiter, „ſo will mir doch nur ein Mittel beifallen, durch welches wir aber auch ohne allen Zweifel zum Ziele gelangen würden, wenn Du es ergreifen wollteſt."

„Ein Mittel, woran ich noch nicht gedacht? ein untrügliches? Ich ergreife es gewiß! Geſchwind Regine, heraus damit! Nenne mir dies Mittel nur, und mich dünkt, ich habe es bereits ergriffen."

„Sei doch ein wenig ruhiger und höre mich an. Deine Heftigkeit hat mich ſchon oft erſchreckt.

„Ich höre ruhig.“

„Als Advokat haſt Du nun einmal leider gar keine Hoffnung auf meine Hand, unter den beſtehenden Umſtänden nicht; das iſt feſtgeſtellt; dagegen läßt ſich einmal nichts machen, und wenn man auch das Unmögliche verſuchen wollte. Darum, lieber Philipp, mußt Du Dich entſchließen — ſo ſehr Dich auch dieſe Zumuthung in Erſtaunen ſetzen mag — Du mußt Dich entſchließen „umzuſatteln“, wie man zu ſagen pflegt.“

„Umzuſatteln?“

„So ſagte ich. Du mußt es mit etwas Anderm verſuchen.“

„Mit etwas Anderm?

„Kurz: Du mußt Kaufmann werden.“

Kaum traute der aus den Wolken Fallende ſeinen eigenen Ohren und fragte dann mit unſicherer Stimme: ‚ich ſoll Kaufmann werden?“

„Nun ja doch!“ antwortete ihm die Liſtige, ohne ſein Erſtaunen und ſeine Ueberraſchung bemerken zu wollen. „Warum denn nicht? Iſt das nicht ein ſehr ehrenhafter Stand? Wärſt Du etwa der Erſte, den die Liebe zu einer dergleichen Veränderung in der Wahl ſeines Betriebes vermocht hätte? Ich denke nein! War es nicht Quintin Meſſys, der, durch die Liebe bewogen, aus einem Metallarbeiter ein Maler und noch dazu ein großer Meiſter wurde? Hat ſich nicht in Spanien ein ganz ähnlicher Vorfall zugetragen

wo auch aus Liebe ein Töpfer oder Kupferſchmidt — ich weiß es nicht mehr — umſattelte und ein großer Malerheld ward? Was iſt es damit mehr? Darfſt Du vor dergleichen zurückſchrecken?"

Freilich wendete Bertram gegen den Vorſchlag ſeiner Geliebten noch Manches ein; allein dieſe wußte ihm auf alle ſeine Einwendungen, mit ebenſo vieler Gewandheit als Klugheit, auch ſo Manches zu erwidern, daß er ſich mit ihrem Plane bald ausgeſöhnt hatte, ihn gar nicht mehr, wie Anfangs, widerſinnig fand, und zuletzt nur noch die Frage ſtellte:" und dann würde Dein Vater gewiß nichts, gar nichts gegen unſerer Verbindung haben?"

„Wie ſollte er! Nicht das Geringſte," gab die Schaamloſe zur Antwort, „vorausgeſetzt natürlich, daß Du es zu einem einigermaßen nennenswerthem Vermögen gebracht haben würdeſt."

„Zu einem nennenswerthem Vermögen?"

„Ei ja doch!"

„Zu einem nennenswerthen Vermögen ſollte ich es zu vor gebracht haben."

„Meinſt Du denn, daß mein Vater mich einem Bettler geben würde?"

Bertram biß die Zähne zuſammen und ſprach dann: ‚ich ſagte Dir ja, daß es beinahe mit mir ſo weit gekommen. Willſt Du meiner ſpotten?

„Gott bewahre!"

„Wie ſollte ich es denn mit keinem Schilling

in der Taſche als Kaufmann zu einem nennenswerthen Vermögen bringen? Ich beſitze ja gar nichts mehr!"

„Darum gerade mußt Du erwerben, mein geliebter Freund!" verſetzte die kluge Schlange, ſeinen ſo leicht aufflammenden Zorn fürchtend und deshalb ihm mit der kleinen Sammethand ſanft die Wange ſtreichelnd. „Sollte das Deiner zärtlichen Liebe ſo unendlich ſchwer fallen können?"

„Aber mit gar nichts ein nennenswerthes Vermögen erwerben, hälſt Du das denn für möglich, Regine?" fragte er im ungläubigſten Tone.

„Warum nicht?" entgegenfragte ſie. „Mir ſcheint das nicht allein nur möglich, mir ſcheint nichts leichter als das für einen Kaufmann. Der Weg zum Reichthum ſteht ja Dir ſo gut als jedem Andern offen und liegt vor Dir noch geebneter da, denn Du biſt ein kluger Mann; Du darfſt nur wollen."

„Ich darf nur wollen?"

„Allerdings: nur wollen."

„Aber, Regine, wenn ich Dir als Kaufmann nun auch auf Schritt und Tritt folgen wollte, ſo würden ja doch auf dem gewöhnlichen Wege zehn oder zwanzig Jahre darüber hingehen, ehe ich es zu einem nennenswerthen Vermögen gebracht haben dürfte, und wir wären nur alt und kalt dabei geworden."

„Auf dem gewöhnlichen Wege: ja, wenn Du

überhaupt mit gar nichts es zu einem Vermögen bringen ſollteſt."

„Alſo!"

„Alſo mußt Du dieſen gewöhnlichen Weg nicht einſchlagen, Du mußt einen bei uns ungewöhnlichen wählen."

„Was heißt das?"

„Einen Weg betreten, der darum kürzer iſt, weil er in wenigen Jahren zum erſehnten Ziele, zum Reichthum führt."

„Und dieſer kürzere Weg?"

„Iſt zugleich der ſicherſte."

„Aber ſo nenne mir ihn doch endlich! Ich gläube Dir gerne, allein ich muß den Weg den ich betreten ſoll doch wenigſtens kennen!"

„Ganz gewiß! Darum höre mir zu. Mein Vater hat den größten Theil ſeines Reichthums aus der Erbſchaft eines alten Onkels, der ſich während weniger Jahre ein ungeheures Vermögen in Indien erwarb, denn mein Vater erhielt nur den ſechszehnten Theil der ganzen Verlaſſenſchaft, und der alte Onkel war ohne einen Schilling über's Meer gegangen. Dieſe Goldgrube ſteht noch immer für einen Jeden offen, der Entſchloſſenheit, Muth und Kraft genug beſitzt, ohne Zagen in ſie hinabzuſteigen. Auch für Dich, mein Philipp, iſt ſie nicht verſiegelt. Du mußt nach Indien, denn Du biſt ein Mann von Energie und eben ſo vieler Kühnheit."

Als die Heuchlerin dies ausgeſprochen hatte, bemerkte ſie, daß Bertram plötzlich, wie vom Fieber geſchüttelt, zuſammenfuhr. Schnell hatte ſie Gefühle, welche ihn im Augenblicke bewegten, herausgetaſtet.

„Du erſchrickſt?“ ſprach ſie weiter. „Ich glaube gar Du biſt waſſerſcheu, Du fürchteſt das Meer. Sollte ich in der That Dir, Deiner Kühnheit und Energie zuviel zugetraut haben? Es würde mir im tiefſten Herzen wehe thun müſſen! Iſt denn Deine Regine nicht einmal eine Spazierfahrt übers Meer, nicht einmal einen Ausflug nach Indien werth? Bin ich mit ein paar Jahren kräftiger Anſtrengung zu theuer bezahlt? Jakob war zwar nur ein Jude, allein er diente doch ohne zu murren mit Liebesmuth ſieben und am Ende noch ſieben Jahre um ſeine geliebte Rahel. Mein Philipp dahingegen will gar nicht um mich dienen, nicht einmal ein paar Jahre, geſchweige denn ſieben oder gar vierzehn.“

„Regine,“ rief der Gemarterte, und ſchlug ſich mit der flachen Hand vor die Stirne, „Du kannſt noch ſcherzen!“

„Steht die Sache denn ſo übel, daß ſie durchaus alle Scherze verſchlingen müßte? Das ſollte ich doch nicht denken. Du haſt unſer Glück ja in der Hand.“

„Regine, Regine!“

„Uebrigens ſcherzte ich ja auch nicht, ſondern ſprach nur aus der Bibel.“

„Regine, wenn dahinter etwas Anderes ſteckte!“

„Etwas Anderes?“

„Ich mag es nicht denken, aber — es würde mich ſicherlich zum Wahnſinn bringen!“

„Was haſt Du denn?“

„Getäuſchte Liebe iſt fürchterlich, meine Liebe würde in dieſem Falle zu Allem fähig ſein. — Nach Indien? — Nach Indien ſoll ich? — Und Du redeſt von einer Spazierfahrt? Du redeſt von einer Reiſe nach dieſem weit entfernten ungeſunden Lande wie von einer Luſtpartie, und heißeſt ſie einen Ausflug?“

„Weißt Du denn etwas Beſſeres?“ fragte ſie ohne ſich irre machen zu laſſen. „Weißt Du etwas Beſſeres, ſo theile es mir mit, denn ich muß offenherzig bekennen, daß meine Weißheit völlig zu Ende iſt.“

„Ach Regine, ſeufzte der Unglückliche, dem ein noch nie empfundenes Wehgefühl die Bruſt zuſammenſchnüren wollte, „Du biſt doch nicht falſch gegen mich? O Gott, wenn Du mich betrügen könnteſt!“

„Wie Du doch wunderlich ſein kannſt!“ entgegnete ſie ſehr ungeduldig. „Ich bleibe Dir ja treu, bleibe ja ewig Dein,“ fügte ſie beſonnen hinzu ſich verbeſſernd, und küßte den Erglühten leichthin auf die Stirne, „ſei nur ruhig und gut!“

„Wohlan,“ rief er nun, plötzlich vom Sopha aufſpringend, ſo gehe denn mit mir nach Indien, und ich will Deinem Rathe folgen. Gehe mit mir, und ich werde Kraft, Muth und Ausdauer haben, in

meinem neuen Wirkungskreiſe zu wandeln: höhern Muth, tüchtigere Kraft, heldlichere Ausdauer, wenn Du bei mir biſt! Gehe mit mir, Regine! Sprich: willſt Du? Willſt Du mit mir gehen?“

So aber war es keineswegs gemeint Mit ihm davon zu laufen — wie ſie es nannte — Das war ganz und gar nicht ihre Leidenſchaft, ſie wollte Gegentheils ihn nur laufen laſſen. Der Vorſchlag, mit ihm davon zu laufen, der mußte jedenfalls für ewige Zeiten abgelehnt worden, und ſo geſchah es denn auch unter hunderterlei Vorwänden, deren Unhaltbarkeit jedem Liebenden einleuchten mußte; daneben ſollten neue Schwüre und Küſſe den armen Bertram, deſſen leidenſchaftliche Hitze die Betrügerin gewiß nicht ohne Grund fürchtete, verſichern, daß ſie bis zu ſeiner Zurückkunft in Sehnſucht der Liebe nur ſeiner harren werde, und daß ſie ihm gewiß treu bleiben wolle, treu bis zum Tode! — Allein dies Alles ſchien für diesmal nicht ausreichen zu wollen.

VIII.

Da war es, wo ſich der gerechteſte Argwohn gegen Regine, den er ſo lange heldlich hatte von ſich abweiſen können, plötzlich in das ſonſt ſo vertrauungs-

volle, gläubige und arglose Herz des verrathenen Bertram, wie das Reis von einem Giftbaume einsenkte. Die schrecklichsten Zweifel bemächtigten sich seiner gequälten Seele. Zum ersten Male gelangte der Gedanke in ihm zur vollsten Deutlichkeit, die Ablehnende dürfe ihn vielleicht doch nicht lieben, mindestens doch nicht so innig, so heiß, so tief, so hingebend so selbstopfernd, als er sich bewußt war, sie zu lieben, nicht so, als er sich von ihr geliebt zu sein bisher vorgestellt hatte. Ihr Betragen war, nach dem aufrichtigen ihm so schwer gewordenen Geständnisse von der gänzlichen Zerrüttung seiner Vermögensumstände, von seiner 'großen Bedrängniß, von seinem Seelenkummer, so wenig herzlich, so kalt, so ganz theilnahmlos, ihr Scherz war so gesucht, so gezwungen, eigentlich so ganz und gar nicht am Platze gewesen, der ganze Vorschlag zu einer Reise nach Indien schien ihm so vorausbedacht, so schlau ersonnen, daß ihn ein noch nie gefühlter stechender Schmerz durchzuckte und seine Wangen erbleichen machte. Ein eisiges Fröstеln überkam ihn. Mit Schaudern dachte er an die Möglichkeit, sie könne absichtlich ihn nur entfernen wollen, um ihn zu entfernen, um seiner los zu sein, vielleicht gar, damit bequem für einen Andern sein Platz leer gemacht werde. Alles was er jemals von so vielen Seiten über Reginens Charakter hatte hören müssen, was ihm sein bester Freund so oft versichert und dem er niemals hatte ein gläubiges Ohr leihen

wollen, tauchte plötzlich wieder in ihm auf und ſtand lebendig vor ſeinem innern Geſichte. Und doch konnte er wiederum dieſer Engelsgeſtalt mit den blauen Taubenaugen, aus denen nur Aufrichtigkeit und Treue zu blicken ſchienen, mit dem ſüßroſigen Munde, der nur Liebe und Unſchuld zu lächeln ſchien, doch konnte er ihr, die er ſo überſchwenglich, ſo aus dem reinſten Herzen, ſo von ganzer Seele liebte, keinen ſo verſteckten Plan, keinen ſo empörenden Verrath, keine ſo teufliſche Bosheit zutrauen.

Er kam mit ſich ſelbſt in den gräßlichſten Widerſpruch über das Weſen ſeiner Geliebten. Sie war ein Engel oder ein Teufel; dazwiſchen gab es nichts für die Beurtheilung ihrer. Etwas Gewöhnliches war ſie nun einmal nicht. Ihn ſchwindelte. Unerträgliche Glut löste auf einmal jenes eiſige Fröſteln ab, das ihn befallen hatte, und ſchien ihn in Flammen aufzehren zu wollen. Dunkle Röthe ſtieg in ſeine Wangen hinauf, und in ſeinem Kopfe fühlte er einen Schmerz, als werde er ihm zerſägt.

Regine ſah und verſtand die fürchterlichen Bewegungen, welche in Bertrams Seele vorgingen; ſie ſcheute dieſe Stimmung, ſie bebte vor ihr: denn ſo hatte ſie den Leidenſchaftlichen doch noch nie geſehen. Sie verſuchte noch einmal den Geiſt zu bannen, den ſie, vielleicht zu unvorſichtig, herauf beſchworen hatte und vor welchem ſie jetzt ſelber zitterte, allein alle ihre Künſte waren vergebens.

Bertram fühlte, daß er durchaus zuvor der Ruhe bedürfe, um vielleicht zu neuem Kampfe zu erstehen. Von der Reise redete die schlaue Regine kein Wort mehr; er war einsylbig. Immer drängender ward bei ihm das Bedürfniß nach Ruhe; sein Unwohlsein nahm zu. Er schied früher als er sonst gewöhnlich zu scheiden pflegte, denn er konnte es nicht länger aushalten. Er schied mit dem entschiedensten Mißtrauen, wenn er auch keine Sicherheit in dasselbe zu bringen wußte, mit einer Art des Grauens von der Geliebten, vor welchem er selber erbeben mußte, weil es in das Dunkel eines schaurigen Räthsels gehüllt war, zu welchem ihm der Schlüssel fehlte. Sie entließ ihn mit Küssen, die er nur lau, mit süßen Schmeichelworten, die er nur affectirt finden konnte und dennoch fühlte er dabei, daß er Alles gestern ganz anders gefunden haben würde. Gerne hätte er sich selber bestritten, aber er hielt sich überzeugt, er habe sie unter Küssen und Schmeichelworten heimlich gähnen hören, wie sehr sie es auch zu verbergen bemüht gewesen. Er hatte sich ganz gewiß nicht geirrt.

Als er endlich unter tausend Qualen nach Hause gekommen war, fühlte sich sein ganzes Wesen wie aufgelöst, und er mußte sich sogleich niederlegen, obwohl er eben um diese Zeit früher erst recht thätig zu arbeiten angefangen hatte. Längere Zeit war dies freilich schon anders, denn da hatte er die folgenden Stunden bis tief in die Nacht noch im Geräusche der

Welt zu verbringen gesucht, um den Gram seiner Seele zu übertäuben.

Am ganzen andern Tage hütete er das Bett, denn wenn auch nicht eigentlich krank, so empfand er es doch, das er in angemessener körperlicher Ruhe und in stiller abgeschlossener Einsamkeit allein sich mit sich selber zurechte zu finden, im Stande sei.

IX.

Eben am frühen Morgen jenes Tages, während dessen Bertram das Bett hütete, überraschten Dörfler zwei Vetter aus dem Lüneburgischen, welche zur Zeit in Heidelberg studirten, mit ihrem Besuche, welche er seit Jahren nicht gesehen, für die er doch aber bis zur Stunde die aufrichtigste Zuneigung und aufrichtigste Freundschaft empfand. Es waren auch gute Jungen und hatten noch kaum ein Jahr studirt, weshalb sie denn auch noch durch und durch Studenten waren. Der Jubel den wenn auch wohl älteren Freund und Vetter endlich einmal wiederzusehen, war ihrer Seits so ganz jugendfrisch, daß er Dörfler, der sich auch sehr freute, diese seine lieben Verwandten einmal wieder zu sehen, endlich selber in eine Stimmung

verſetzte, welche ihm durchaus ſeit ſeinen erſten Studentenjahren fremd geworden war. Die Erinnerung an alte ihm längſt entfallene, darum aber nicht minder theuere Beziehungen trug auch das Ihrige dazu bei; er ward bald ſelbſt aufs Neue wieder Student.

Wie frühe es auch war, bewirthete Dörfler doch ſeine Gäſte ſchon mit einem ſolidern Frühſtück, da ſie bereits den gewöhnlichen Morgentrunk gethan, und Studenten in dieſer Hinſicht, wie in mancher andern, es von jeher mit der Tageszeit nicht ſo genau nehmen. Der Wein fehlte natürlich nicht, und Alles wurde immer heiterer und gemüthlicher.

Die beiden fröhlichen Studenten waren von einer alten Tante, welche im Holſteiniſchen auf ihrem reichen Landgute lebte, und deren Erben ſie ſein ſollten, eingeladen worden, den tantlichen Geburtstag zu feiern, und ſie hatten, wie ſie ſagten, dieſer Einladung natürlich auch gehorchen müſſen, ſo wenig Vergnügen ſie ſich auch von dem Erſprieß derſelben verſprechen durften. Darum aber konnten ſie auch nur dieſen einen Tag in Hamburg verweilen, weil auf den nächſtfolgenden der Geburtstag der Tante fiel. Dieſen einen wollten die drei aber nun auch zuſammen in Luſt und Freude verbringen. Mancherlei Pläne zu dieſem Behufe wurden geſchmiedet und verworfen; endlich blieb man bei dem ſtehen, dieſen Tag, wenigſtens bis zum Abend, auf dem Lande zu genießen,

und zwar in einem Lokale, welches damals das Beſuchteſte von allen war.

Dörfler ſchrieb einige Zeilen an einen Collegen, mit der Bitte, für heute ſeine Praxis zu übernehmen und gehörte nun ganz ſeinen Vettern.

Die Landluſt der drei Vettern ſollte indeſſen in jenem am meiſten beſuchten Lokale der Umgegend von Hamburg nur ihren Ausgangspunkt finden, woher ſie denn auch eine Waſſerfahrt auf der Alſter, den Beſuch verſchiedener anderer intereſſanter Plätze und Ausſchauungen, ſo wie auch die Einkehr in dieſe und jene andere Lokalität natürlich nicht ausſchloß. Es war eine Studentenfahrt, wie ſie mutatis mutandis gäng und gäbe geweſen, ſo lange es Univerſitäten und Studenten gegeben hat, und — Dörfler, der ſonſt ſchon ins Bürgerleben ſo ziemlich eingephiliſterte, war, wie wir ſchon einmal angemerkt haben, einmal wieder in Geſellſchaft ſeiner Vetter Student geworden, wie man es ſelbſt in ältern Tagen unter gewiſſen Verhältniſſen und mittelſt gewiſſer Anregungen wohl für kurze Zeit einmal wieder werden kann, wenn man nicht ganz Philiſter iſt.

X.

Endlich langten die Freunde an dem beregten Endpunkte ihrer Luſtfahrten an, wo Dörfler hatte ein Mittagseſſen beſtellen und im Garten decken laſſen. Da der Tag einer der ſchönſten war, den man ſich nur wünſchen konnte. Die größte Heiterkeit würzte das Mahl, und durfte endlich gerne ein wenig ausgelaſſen werden, da der Garten zur Stund noch wenig beſucht und in einer ſehr entfernten Laube desſelben gedeckt worden war, wo noch kein Menſch die Einſamkeit der Freunde geſtört hatte. Endlich mochte ihre laute Luſt doch wohl einen Menſchen aufmerkſam gemacht haben, denn plötzlich ſteckte ſich nicht allzubeſcheiden ein Kopf in die Laube, neugierig: welche Gäſte es drinnen gäbe. Student durch und durch, ſprang aber einer der Vetter ſogleich vom Sitze auf und dem neugierigen Forſcher entgegen, um ſich Rede und Antwort über deſſen unberufen ſich eindrängenden Kopf auszubitten, eben ſo ſchnell lachten Beide auch herzlich auf und drückten ſich die Hände, worauf der Vetter einen jungen Mann in die Laube zog, den der andere Vetter nicht minder herzlich begrüßte, und alle drei waren entzückt über ein ſo unverhofftes Wiederſehen. Dörfler ward derſelbe als Lord Willemore vorgeſtellt, mit welchem ſie ein halbes Jahr zu Heidelberg ſtudirt hätten. Dörfler grüßte den jungen

Lord, den er recht gut kannte, mit aller Artigkeit, obgleich er an demſelben niemals Gefallen gefunden hatte.

„Sie haben in Heidelberg ſtudirt?“ fragte er, um doch etwas zu ſagen und ſich höflich zu bezeigen.

„Allerdings“, verſetzte der Lord in ziemlich richtigem, wenn auch in einem etwas fremden Dialekte geſprochenem Deutſch, nachdem er zuvor laut aufgelacht hatte, „ich habe ſtudirt in Heidelberg. Heidelberg iſt eine ſchöne Gegend, aber ich habe nichts da gelernt.“

„Das iſt ja ſchlimm,“ lächelte Dörfler.“

„Nicht allzuſchlimm,“ verſetzte jener wieder mit Lachen,“ ich habe da auch nichts lernen ſondern nur einmal als Student leben wollen. Ich habe die ſchönen Neckargegenden und die Geſichter der dortigen hübſchen Mädchen abgezeichnet, ich habe die Geſichter geküßt, die Herzen erobert und — kurz ich habe mich ſehr gut amüſirt. Das war Alles, was ich dort wollte und ich in der Welt überall nur will.“

Lord Willemore war ein ſehr junger, überaus reicher Engländer, der zu ſeinem Unglücke bereits auch ſchon ſein eigner Herr war. Man konnte ihn nicht böſe nennen, allein auch nicht gut: er war noch nichts und es durfte ſehr in Frage geſtellt werden, was und ob auch jemals etwas aus ihm werden ſollte. Jetzt konnte er für gar nichts mehr gelten, als für ein verzogenes Kind, das launenhafte, eitle, oft alberne und läppiſche Geſchöpf einer verkehrten Erziehung. Er

reiſte jetzt und hielt ſich in Hamburg, wo er ein ganzes Haus bewohnte, bereits ſeit drei Monaten auf. Durch ſeine tollen und albernen Streiche war er in der Stadt ſchon während der erſten acht Tage bekannt, auch ſchon oft in Conflicte gekommen', die ſich nicht ſo gut für ihn gelöſt haben würden, wenn er nicht der Lord Willemore, deſſen Familie beim Engliſchen Hofe ſehr viel galt, und ſo reich geweſen wäre, als er wirklich war, denn es wäre Unrecht, wenn man behaupten wollte, die Hamburger Behörden hätten nicht von jeher bis auf den heutigen Tag auf Geld, Geburt und Connexionen diejenigen artigen Rückſichten genommen, welche gute Erziehung, Höflichkeit und manches Andre empfehlenswerth machen; und ſie haben ſich niemals ſchlecht dabei geſtanden, und wenn auch im Allgemeinen manchmal, im Einzelnen doch wie geſagt, niemals, das können wir mit der Hand auf dem Herzen verſichern.

Man hatte unterdeſſen einen Seſſel gebracht, auf den ſich der Lord ohne viele Umſtände hinwarf und weil man eben beim Deſſert war, ohne Umſtände zugriff und anfing Nüſſe zu knacken, auch ohne Umſtände ſich einſchenkte, nach dem Gläſer und Rheinwein anderer Sorte gebracht worden waren.

Wie wir jetzt, heut zu Tage, nach jeder Flaſche Wein aufgeregter werden, ſo, ebenſo erging es auch ſchon den Leuten vor hundert und ſechszig Jahren, und folgerecht auch unſern Freunden und dem Lord.

Tauſend närriſche Dinge wurden an den Tag gegeben, von tauſend närriſchen Dingen die Erinnerungen aufgefriſcht und zur Ausführung von tauſend närriſchen Dingen ſammelte man die Materialien.

Der Lord wußte noch eine beſondere Localität wo man einen hier ſonſt ſeltnen, wenigſtens nicht anerkannten, indeſſen koſtbarſchönen Wein tränke. Dahin mußte gefahren werden. Der Lord lud in ſeiner zweiſitzigen Equipage einen der Geſellſchaft ein, allein die drei Freunde wollten beiſammen bleiben und luden dagegen den Lord ein, in ihrem beſcheidenen Wagen Platz zu nehmen, was ihm eben ſo wohl und gut gefiel, und die Compagnie rollte nun in einem Wagen dem neuen Weine zu, indeſſen des Lords leere Equipage nebſt Dienerſchaft hintenrach rollte.

Natürlich wurde dem vom Lord empfohlenen Weine, den ein Jeder als ausgezeichnet erkennen mußte, nicht übel zugeſprochen, und das Geſpräch ſtockte niemals, da es an Beiträgen aus alter und neuer Zeit von keiner Seite fehlte, und wenn etwas dann und wann ſtörend genannt werden durfte, ſo war es dieſe oder jene Albernheit oder Tollheit des jungen Engländers, der nun einmal von früher Jugend nicht gewohnt war, irgend einige Rückſicht zu nehmen.

Endlich war es Abend geworden. Dörfler war es, der an den Aufbruch mahnte, von welchem die Andern noch nicht viel wiſſen wollten.

„Ei Anton", ſagte Einer der Vetter, „ziehe doch heute ganz den Philiſter aus!"

„Mich dünkt, Vetter" erwiderte Dörfler ſcherzend," ich habe von ihm ſchon Rock und Weſte ausgezogen!"

„Wohlan denn", ſagte der andre Vetter, „Beinkleid und Hemd auch herunter!"

„Braco! Bravo! ſchrie der Lord und klatſchte wie beſeſſen in die Hände, „herunter mit dem Philiſter"

Dörfler war in der Stimmung ſelber laut auflachen zu müſſen.

Es war alſo beſchloſſen, noch dazubleiben, wenn auch vielleicht Keiner eigentlich hätte ſagen können: warum? denn was hier, war auch wohl noch anderswo zu haben, und hier und für dieſen Augenblick, ſchien es, hatte ſich die Unterhaltung in ihren beſten Theilen ſelber aufgezehrt. Der Geſang mußte ſie erſetzen, und manche alte Burſchenlieder, von denen uns kaum einige Fragmente aufbehalten worden machten ſich geltend.

Endlich brach der Spätabend herein, und Alle, wie es wohl bei einem ſolchen Gelage gewöhnlich, ſehnten ſich nach einer Ortsveränderung, wenn auch nicht nach einem Aufgeben deſſelben. Demnach wurde eine Einladung des Lords in ſeine Behauſung zum Abendeſſen angenommen, und man fuhr, die leere Equipage Willemore's hinter ſich, zur Stadt zurück.

XI.

Das Haus des Lords -- weil wir es mit dem modernen Namen „Hotel“ belegen wollen — Das Haus des Lords war mit großer Pracht ausgestattet und mit einer Eleganz, welche damals in Hamburg noch selten war, weil sie, allen plumpen Ueberfluß vermeidend, nur das Nothwendige in einfacher Schönheit gab.

Dörfler, welcher wußte, daß Willemore, wie man zu sagen pflegt, kein „Haus machte“, nur einzelne Persönlichkeiten, wie sie ihm eben gefielen und gleichviel aus welchem Stande, dann und wann bei sich sah, sonst aber sich selbst lediglich außer dem Hause suchte, Dörfler konnte nicht umhin den Lord zu fragen:“ aber, Mylord, verirren Sie sich nicht manchmal in diesem großen Hause?“

„Verirren? Warum? fragte Lord Willemore befremdet.“

„Nun, mich dünkt,“ lautete die Antwort, „Sie sind selten zu Hause, Sie sind nicht verheirathet, Sie sehen keine Gesellschaften, wie man es hier so nennt, bei sich, und bedürften also wohl so großer Räume nicht, welche Sie überall nur angähnen.“

„Ei, man soll doch wohnen und bequem wohnen!“ sagte der Lord.

„Benützen Sie denn mehr als ein Zehntheil dieser Räume?“ entgegnete wieder Dörfler.

„Wie könnte ich denn?“ lachte der Lord. „Aber — Gott segne meine Seele — ich kann doch nicht in einem Schweinestalle wohnen?“

„Laß Dich mit ihm nicht ein, Dörfler, über diesen Punkt, in Heidelberg hatte er während seiner Anwesenheit eine ganze Straße so gut als gemiethet, denn er hatte alle Wirthe für Geld verpflichtet, keinen Miether bei sich einzunehmen, der die Violine oder die Flöte spielte,“ sagte einer der Vetter mit Lachen.

Dörfler lachte mit und fragte: ist das wirklich so, Mylord?“

„Wie sollte es nicht?“ lachte Willemore,“ wer kann denn ein Gedudele und Gequike eben auf diesen Instrumenten leiden? Ich wäre in Heidelberg beinahe davon verrückt geworden, weil eben in meiner Straße eine Menge solcher Spiel-Ungeheuer aufgetaucht war, welche es sich zur Aufgabe gemacht zu haben schien, mich von Sinnen zu bringen.“

„O, er hatte noch einen zweiten Grund!“ lach'e der andere Vetter.

„Freilich,“ lachte der Lord „den hatte ich auch.“

„Darf man ihn wissen?“ fragte Dörfler.

„Natürlich!“ entgegnete Willemore,“ und nichts ist einfacher als das. In derselben Straße wohnte meine Geliebte, die das Gedudel und Gequike noch weniger hören mochte, als ich, und — das ist Alles.“

„Du, Lord,“ ſagte Einer der Vetter, „Das Mädchen hat wirklich geglaubt, Du wollteſt ſie heirathen!“

„Gott verdamme mich!“ lachte überlaut der Lord,“ ſo thöricht iſt ſchon Manche geweſen, wo ich das aber merke, ziehe ich mich alsbald zurück. Solche Dirne betrachte ich wie wahnwitzig. Mir iſt in jüngſter Zeit eben ſo etwas paſſirt.“ —

„Es iſt angerichtet!“ — Mit dieſen Worten öffnete der Leibdiener des Lords die großen Flügelthüren des Speiſeſaals und Alle traten, auf Einladung Willemore's, in den herrlich dekorirten Raum, der dem Lord, wenn er nicht anderswo ſeinen Mittagstiſch decken laſſen wollte, täglich dazu diente — allein darin zu eſſen, was ſelten geſchah.

XII.

Die eleganteſte Tafel mit dem weiſſeſten Dammaſt überlegt, mit gefüllten Blumenvaſen geziert, von Silberzeug beſchwert, und mit den ausgewählteſten Speiſen jeder Jahreszeit und aus allen Zonen beſetzt, wie dergleichen Hamburg allein nur zu liefern vielleicht im Stande iſt, erwartete die Eintretenden. Man

erfreute ſich der Speiſen, allein man ließ ſich die Weine noch beſſer munden, welche Alles übertrafen, was die Freunde bis dahin noch geprüft, genoſſen oder getrunken hatten. Und dieſe koſtbaren Weine, auf deren Beſitz der eitle Lord Willemore ſtolz zu ſein ſchien, floſſen wie Quellwaſſer, in die künſtlich geſchliffenen Kryſtallgläſer, welche ſich wie Diamanten in dem Lichte der Wachskerzen ſpiegelten, das von reichen Kronleuchtern herableuchtete und von rieſigen ſilbernen Armleuchtern verſtrahlt wurde. Da war der ſanfte Wein aus Bordeaux, der ſchmeichelnde Malvaſier, der edle Burgunder, der feurige Ungar, der verrätheriſche Champagner, der müde Capwein!, Was Wunder, daß die Begeiſterung an der Tafel immer höher ſtieg und endlich, wenigſtens bei dem Lord, der auch im Trinken niemals ſich Gränzen ſteckte, noch etwas mehr wurde.

Lord Willemore hatte, wie es halbtrunkenen Leuten in ſeiner oder einer ähnlichen vortheilhaften Stellung, wenn ſie Andre bewirthen inſonderheit, oft geht die Unterhaltung bald ganz allein an ſich geriſſen, was ſicherlich nicht zur Zufriedenheit ſeiner Gäſte jedieh, denen es dabei unheimlich wurde, und die ſich endlich mißgeſtimmt einander anblickten. Er lachte und tollte, erzählte equivoke Anekdoten, die Jeder kannte, riß miſerable Witze, ſtand auf und ahmte dieſe und jene Perſönlichkeit nach, ſchalt ſeinen Diener über Dinge, worüber nicht zu ſchelten war, nur um zu

zeigen, daß er ſeine Autorität noch behaupten könne, ſchenkte den Freunden ſelber ein und goß die halbe Flaſche über den Tiſch, kurz — er betrug ſich durch und durch wie ein dummer ungezogener Junge, und die Freunde mußten eben ſeine Gäſte ſein, und ſie mußten ſeine Aufregung berückſichtigen, und ſie mußten ſeine ſonſt große Gutmüthigkeit in Anſchlag bringen und ſie mußten ſelbſt in einer abnormen Stimmung ſein, um das ertragen zu können. Allein ſie ertrugen es, weil ſie ſeinen Kreuz- und Querſprüngen endlich doch auch nicht allzuviel Aufmerkſamkeit ſchenkten.

Endlich kam der edle Lord gar auf ſeine Liebesabenteuer, blieb dabei, als Lieblingsfach ſtehen und erzählte Wunderdinge von ſeinen Eroberungen, die endlich ohne Wunder auch füglich wahr ſein konnten, auch wohl waren. Einige neue Flaſchen Champagner machten ihn immer beredter oder vielmehr, wie man ſagen muß, ſchwatzhafter. Nun holte er ein ganzes Paquet von Liebesbriefen aus ſeiner Schatulle hervor.

„Ich glaube, Gott verdamme mich!“ ſagte er, daß nicht der Name einer Schönheit in dieſem kleinen Archive fehlt, nicht einer in ganz Hamburg!“

Dabei warf er das Paquet ſo heftig auf den Tiſch, daß der zarte Band ſprang und die Briefe zerſtreut rings umher flogen.

„Du biſt ja ein gewaltig glücklicher Menſch!“

ſagte ein Vetter, vielleicht nur um auch einmal ein Wort ſprechen zu können.

„Glücklich?“ verſetzte der Lord, „den Teufel mag ich glücklich ſein! Dieſe kleinen Racker nehmen mich ſehr in Anſpruch und langweilen mich doch. Ich bezahle alſo eigentlich meine Langeweile; das iſt doch kein großes Glück denn Langeweile könnte man doch wohl allenthalben umſonſt verlangen.“

„Nun, Mylord,“ ſagte Dörfler, warum ſuchen Sie denn nicht die Langeweile da, wo ſie umſonſt zu haben iſt?

„Ah!“ entgegnete Willemore, „das iſt eben meine unverzeihliche Narrheit, daß ich die Langeweile nur in der Geſtalt hübſcher Mädchen liebe.

Alles mußte über dieſe wunderliche Naivität lachen, und der Lord freute ſich.

„Da könnt Ihr ſehen, welche Langeweile mich überflutet hat!“ ſagte Willemore und wies auf die auf dem Tiſche verſtreut liegenden Briefe. „Da könnt Ihr es ſehen! Nehmt Euch einen oder den andern Brief heraus, und Ihr werdet in jedem dieſelben zärtlichen Phraſen finden, die einen zur Verzweiflung bringen könnten, dieſelben Hoffnungen, dieſelben Wünſche, denſelben Dank für lumpige Geſchenke, die hier werthvoll genannt werden. Werthvoll! Nun, mein Gott! Jeder Menſch giebt für ſein Vergnügen, allein damit iſt es aus und muß es aus ſein.“

Die Freunde fanden nichts zu erwidern.

„Ich bitte Euch," fuhr der Lord fort, „leſt doch nur ein paar von dieſen Briefen, und es wird uns für die ganze Nacht genug Unterhaltung geben, und zugleich die ſpaßhafteſte von allen, denn mitunter bezeigen ſich die Damen gar zu unklug.

„Ach was ſollen wir zur Zeit mit dergleichen Briefen, Willemore!" ſagte einer der Vetter.

„Freilich!" entgegnete dieſer, „freilich, und ich mache es zu einer Ehrenſache, denn Ihr könntet ſonſt meinen, ich übertreibe. Ihr findet aber, Gott verdamme mich! die Unterſchrift aller erſten Schönheiten Hamburgs unter dieſen Briefen!"

„Laſſen wir es gut ſein!" ſuchte ein anderer Vetter abzuleiten.

„Nein, Gott verdamme mich! nein! Leſt doch nur.

Keiner von Allen aber wollte Luſt bezeigen zu einer ſolchen Lectüre. Keiner von allen Freunden konnte auch wohl eine ſolche Indeskretion billigen und die Briefe und Billete blieben demnach unberührt und wie ſie aus einander gegangen und ſich verſtreut hatten, auf dem Tiſche liegen.

Allerdings ſchien das den jungen Uebermüthigen nicht zu behagen, darum ſagte er auch: „nun ſo laßt meinetwegen den alten Miſt liegen!"

„Wer wollte denn auch in Miſt herumſuchen," ſagte etwas gereizt Dörfler.

Der Lord ſah den Doctor auch etwas gereizt an, lachte aber doch auf und ſagte:" nun, wenn Ihr

denn nicht von den ältern Liebesaventhien wiſſen wollt ſo thut mir wenigſtens den Gefallen und leſt dieſen Brief hier von meiner Allerzärtlichſten, die mich um meiner Geſchenke wegen ganz unausſprechlich liebt. Ich habe ihn erſt heute Morgen empfangen. Er iſt, ſo zu ſagen noch warm, wie eine Semmel aus dem Bäckerladen. Es iſt ein ganz köſtlicher Brief!"

Dies ausrufend und, wahrſcheinlich über ſeinem eigenen Witz, laut auflachend, entfaltete er einen ziemlich zerknitterten Brief, den er aus der Taſche hervorzog und warf auch den und zwar offen auf den Tiſch.

„Ich bitte Euch," wiederholte er, „ſchenkt meinem Liebesglück doch mindeſtens einige Aufmerkſamkeit, wenn Ihr mich nicht beleidigen wollt, und leſt dieſen Brief, weil er der Inbegriff aller Liebe, Zärtlichkeit und — Tücke iſt, welche in eines Weibes Herz nur aufzufinden iſt."

Der junge Lord hatte den Brief zufällig eben ſo auf den Tiſch geworfen, daß er gerade vor Dörfler, und zwar eben ſo zu liegen gekommen war, als ſei er ſorgfältig für ihn dort zum Leſen ausgebreitet worden. Es möchte Dörfler beinahe unmöglich geworden ſein, nicht hinein zu blicken, wenn er nicht ſtets ſeitwärts hätte ſein Auge abwenden wollen. Dennoch las er nichts von des Briefes Inhalt, allein er gewahrte doch die Unterſchrift, und das war für ihn mehr als genug, war, wie wir ſehen werden,

ſchon zu viel für ihn, denn er las mit Schrecken und Abſcheu Reginens Namen.

Ein jäher Schauder durchzuckte ihn und machte ſeine Wangen erbleichen.

Der Lord war noch nüchtern genug, dieſen Farbenwechſel zu bemerken.

„Was Teufel ſieht Sie an?“ fragte er, „daß Ihre Wangen plötzlich zu Kalk werden? Schenken Sie ſich ein. Champagner!“

„Ich glaube ich habe zu viel getrunken!“ gab Dörfler vor.

Die Vettern lachten. Warum?

„Warum nicht gar!“ ſagte Willemore und drang Dörflern ein neugefülltes Glas Champagner auf, das dieſer auch wirklich hinunterſtürzte, „friſch nach getrunken! da wird es ſich ſchon geben!“

Und wirklich wurde Dörflern wieder freier und wohler nach dieſem hinuntergeſtürzten Glaſe, und in wenigen Sekunden war er wieder ganz geſammelt und zu ſich gekommen. Die Bläſſe ſeiner Wangen wich und eine Art von Betäubung, die ihn befallen hatte, war verſchwunden. Er war klar.

„Nun, was habe ich geſagt?“ jubelte der Lord. „Ich kenne das! Immer nur friſch nachgetrunken, wenn einem mal etwas kurios beim Gelage wird. Immer nur friſch nach getrunken! dann kommt Alles wieder in das rechte Geleiſe: glauben Sie mir das, der ich, trotz meiner Jugend, doch darin wirklich ein

guter Praktiker bin.“ — Wer wollte dem Lord das nicht geglaubt haben?

„Geben Sie mir den Brief zum Geschenk, Mylord, und Sie werden mich in der That sehr verbunden haben,“ rief nun Dörfler mit ganz andern Gefühlen, als die vorher auf ihn eingestürmt waren. „Sie werden mich in der That sehr verbunden haben.“

Der Engländer starrte dem Bittsteller, vielleicht verwundert über die Hast, mit welcher derselbe ein so sonderbar zudringliches Verlangen an ihn stellte, einen Augenblick an, ohne ein Wort zu erwidern.

„Geben Sie mir den Brief, Mylord, wenn er anders für Sie keinen Werth hat, wornach es nicht eben aussieht!“ wiederholte Dörfler. „Geben Sie mir den Brief, und Sie erzeigen mir damit wahrhaft einen Dienst, größer als Sie es denken dürften.“

„Sie kennen also diese kleine boshafte Kröte ebenfalls persönlich?“ fragte der Lord.

„Ich kannte sie seit Jahr und Tag genauer, als es ihr lieb sein mochte.“

„Ei: an dem Briefe liegt mir gar nichts.“ sagte Lord Willemore gleichgültig

„Er soll also mein sein?“ fragte Dörfler aufs Dringlichste den Lord.

„Warum nicht?“ sagte dieser.

„Ich danke Ihnen!“

„Sie sind aber endlich doch wohl nicht gar der

unglückliche Schäfer ſelber, der nach Indien reiſen ſoll? Das würde mir bei meiner Seele leid thun!"

„Nein ich bin es nicht."

„Die Reiſe iſt auch, wenn ſie vielleicht hauptſächlich meinetwegen angeſtellt werden ſollte, durchaus ganz überflüſſig."

„Ich glaube es gerne und es ſoll auch ſicherlich niemals etwas aus einer ſolchen werden."

„So wahr meine Seele lebt, will ich keinem Menſchen bei der Schönen im Wege ſein!"

„Sie ſind keinem im Wege, da wir die Circe kennen. Geben Sie!"

„Da nehmen Sie den Brief und machen Sie damit, was Sie wollen."

„Ich danke Ihnen aufrichtig!"

„Grüßen Sie die Holde von mir und ſagen Sie ihr nur, aus der Partie könne ein für alle Mal nichts werden."

„Schwerlich werde ich ſie ſprechen."

„Nun, gleichviel: hübſch iſt ſie allerdings, verdammt hübſch, aber — ich gebe ſie doch auf. Sie iſt mir ein wenig gar zu verſchmitzt! Ich mag nichts weiter mit ihr zu ſchaffen haben. Sie muß ein grundböſes Herz beſitzen. — Pfui Teufel."

Dies ſagend ſpuckte der Lord aus und rief dann Champagner!" und Dörfler mußte ein Glas mit ihm leeren auf die getäuſchte boshafte kleine Hexe."

„Sie ſind alſo wirklich und im Ernſte nicht der hintergangene Indienfahrer?“ fragte er dann wieder.

„Nein ich bin es Gottlob nicht,“ antwortete Dörfler.

„Und nehmen doch ſo großen Antheil an dieſen Uriasbrief, daß ich Ihnen denſelben habe ordentlich abſtehen müſſen?“

„Nicht ich ſelbſt bin der Betrogene, von welchem wie Sie ſagen, in dieſem Briefe, den ich erſt zu Hauſe und in Muße leſen werde, die Rede ſein ſoll; allein ein ſehr genauer Freund von mir iſt bei dieſer Sache aufs Nächſte betheiligt.“

„Der arme Teufel!“

„Und gerade Dieſem wünſcht ich den Brief hier mitzutheilen.“

„Thun Sie es!“

„Um ihn vom Verderben zu retten, indem ich ihm auf dieſe Weiſe den Staar ſteche!“

„Bravo!“

„Sie haben nichts dagegen?

„Nicht das Allergeringſte. Ihr Freund thut mir in der Seele leid, daß er in ſo abſcheuliche Schlingen gefallen iſt, und der kleinen boshaften Hexe geſchieht ſchon recht, wenn der verrätheriſche Reiſeplan ihm entdeckt wird.“

„Sie verdient gewiß Strafe.“

„Meinetwegen! Laß ſie immerhin ein wenig gezüchtigt werden. Das kann einen köſtlichen Spaß

abgeben, wenn Ihr Freund ſich ein wenig auf dergleichen verſteht und die Sache nur nicht ernſtlich nimmt, denn das hieße dieſelbe verderben.“

„Mir liegt nur daran, ihn zu überzeugen! ſagte Dörſler ernſt; auf Spaß wird dabei keineswegs zu rechnen ſein.“

„Nun, ſpaßhaft iſt es wenigſtens“, lachte der Lord auf, „daß ſie denkt, ich ſolle ſie heirathen; und doch verdiente der Gedanke im Grunde einige Strafe. Doch bin ich ja auch noch da. Wer weiß wohin ſie mich nach Jahr und Tag vielleicht reiſen ließe! Ich mag gar nichts eher von ihr hören! Ueberdies habe ich geſtern die Bekanntſchaft eines allerliebſten Judenmädchens gemacht, das ſich dreiſt mit dieſem kleinen verrätheriſchen Satan meſſen kann, der mich dazu noch heirathen will. Ei ja doch! Ich habe zehntauſend Pfund jährliches Einkommen, wie ſollte ich denn da auf den verfluchten Einfall kommen, zu heirathen? Gehorſamer Diener.“

„Ich habe alſo die ganz unbedingte Erlaubniß, den Brief ganz und gar als mein Eigenthum betrachten zu dürfen?“ fragte Dörſler noch ein Mal.

„Zum Teufel ja!“ ſchrie Willemore. „Laſſen Sie den Wiſch meinetwegen in eine Paſtete backen und geben Sie ihn ihr aufzufreſſen, oder benutzen Sie ihn zur Vorladung und ſchießen Sie ihn ihr in ihr intriguantes Herz — mir Alles einerlei! Aber nun kein Wort weiter von dem Briefe: mich dünkt, unſere

Freunde unterhalten ſich nicht allzuwohl bei unſerm Geſpräch. Champagner, Ihr Herren! Eingeſchenkt.

Kurz iſt das Leben,
Flüchtig der Wein;
Darum ſchenkt eben
Schneller ſtets ein!“

Die Gläſer wurden raſch gefüllt und eben ſo raſch geleert. Keiner durfte ſich ausſchließen. Sie wurden noch öfters gefüllt.

Da nahm Lord Willemore ſein Glas und ſprach zu Dörflern, indem er es gegen ihn erhob:

„Und nun, Meiſter Aeskulap, auf Du und Du!“

Gerne hätte Dörfler diſe überraſchende Ehrenbezeigung Sr. Lordſchaft abgelehnt, um dem wüſten Engländer nicht für die Zukunft gewiſſermaßen ein Recht auf einen nähern und vertraulichern Umgang einzuräumen: allein das ging nun einmal nicht an und ſo mußte er ſich denn in das Unabänderliche fügen und auf Du und Du mit dem Britten anſtoßen. Endlich dachte er auch bei ſich, daß der Brief, den er ſorgfältig in die Taſche geſteckt hatte, wohl des Opfers werth ſein dürfte, von welchem er doch einmal nicht los kommen konnte.

Jetzt wurde erſt der Punſch gebracht, den man in Hamburg vielleicht ſeit Gründung der Stadt nicht ſo ſchön getrunken hatte, da ſeine Ingredienzien das

Beſte und Koſtbarſte enthielten, was nur irgend zum Punſche angewendet werden konnte.

Dieſer Punſch verfehlte ſeine Wirkung nicht, nachdem man ſchon ſo tüchtig in Weinen aller Sorten gezecht hatte. Jubel, Ausgelaſſenheit, namentlich bei dem Lord, erreichten ihren Culminationspunkt, und der oftmals angeſtimmte, unterbrochene und von Neuem angeſtimmte Geſang konnte nicht mehr für einen ſolchen gelten.

So mußte endlich das Gelag oder „Banket", um es zierlicher zu benamen, wohl ſein Ende erreichen. Man brachte den Lord zu Bette, mit welcher Prozedur ſeine Leute ſchon ziemlich vertraut geworden zu ſein ſchienen. Die drei Uebrigen hatten natürlich auch mehr gethan, als recht war, namentlich die beiden Vetter, und die Chronik ſchweigt davon, wie ſie nach Hauſe und andern Tages zur Tante nach Holſtein gekommen ſein mögen.

Wenn Dörfler auch gewiß weniger als alle Übrige zu tragen hatte und ohne Weitläuftigkeit nach Hauſe gelangte, ſo ſuchte er doch, hier angekommen, ſogleich nur das Bett, ohne des Briefes von Regine für die Nacht weiter zu gedenken, oder er verſchob, aus leicht zu errathenden Gründen, die nähere Bekanntſchaft mit demſelben bis auf den andern Morgen.

XIII.

Dörfler erwachte am andern Tage ziemlich ſpät und mit ziemlich wüſtem Kopfe, wie es nach einem ſolchen Gelage nicht füglich anders ſein kann und Jeder leicht begreifen wird, der ein ſolches auch nur ein Mal mit durchgemacht hat.

Wie in dichtem Nebel gehüllt, ſtanden Anfangs die Bilder des vergangenen Abends und der entflohenen Nacht vor ſeinem Erinnerungsvermögen. Endlich aber nur nach und nach, verzogen ſich dieſe Nebel, und nach und nach nur vermochte er ſich klar zurückzurufen, was Alles während des vergangenen Tages vorgegangen, geſchehen und geredet worden war. Ein Kaltwaſſer-Kopfbad hellte ihn endlich vollſtändig auf und nun gedachte er augenblicklich Reginens Brief, den er ja beſitzen mußte. Er ſuchte haſtig darnach und fand denſelben ohne Schwierigkeit bald in der Bruſttaſche ſeines Rockes. Er entfaltete ihn, er las ihn und er las ihn wieder und ſeine Bruſt ſchwoll vor Abſcheu und Entrüſtung.

Eingangs dankte die nichtswürdige Regine dem großmüthigen Mylord für das ihr überſendete koſtbare Ohrgehänge, welche ihr ein „redender Beweis, derjenigen Liebe und Zuneigung ſeien, deren er ſie in jedem ſeiner zärtlichen Briefe verſichert habe, und welche ſie gewiß mit gleicher aufrichtiger Liebe und Zuneigung

erwidere. Als ſolcher Beweis einzig und allein hätten die Gehänge natürlich für ſie einen unſchätzbaren Werth.

„Verächtliche Heuchlerin!“ murmelte Dörfler grimmig in ſich hinein und knirſchte mit den Zähnen „gemeine Kreatur!“ —

Im Verfolge äußerte ſie mit Bedauern, daß ſie „leider“ noch immer nicht ohne große Gefahr den Lord bei ſich ſehen könne, wie ſie es doch ſo ſehnlich wünſche, da ein „Geck“ von Liebhaber, deſſen Namen ſie ihm verſchweige, um ſeine Eiferſucht nicht zu reizen, und ihn nicht zu unbeſonnenen Schritten zu veranlaſſen, ſie „aufs Unerträglichſte belagert hielte.“ Sie ſei zur Zeit noch nicht im Stande, dieſen „Laffen“, wie ſie es anders gerne möchte und „er es verdiene“, für immer abzufertigen, weil „beſondere Verhältniſſe,“ die für ihn, den Lord, ohne Intereſſe ſein dürften, ſie daran verhinderten, bald jedoch werde ſie hoffentlich von dem „Läſtigen“ befreit werden, der ihr „Langeweile bis zum Ekel“ errege. Sie habe im Sinne, den „Celadon“ auf Reiſen und zwar nach Indien zu ſchicken; ſie glaube auch mit Zuverſicht, daß dieſes ſchlaue Projekt ihr gelingen werde, obgleich dem „Fat“ dieſer Reiſeplan, den ſie ihm vorigen Tages gemacht, etwas zu frappiren geſchienen habe. Sie müſſe ſehr vorſichtig gehen. In Indien ſolle der „pauvre diable“ ſich Reichthümer ſammeln, um ihnen, Reginens, Beſitz zu erwerben, ſo habe ſie es

ihm vorgeſpiegelt. Sie hoffe indeſſen das Beſte von den Wogen des Meeres, von den Haifiſchen, von dem ungeſunden Klima Indiens und — wenn das Alles nicht helfen ſollte oder wollte — von Tigern, Löwen und andern jenſeits des Meeres einheimiſchen Ungeziefer, „welchem ſie den beſten Appetit wünſche."

„Giftgeſchwollene, abſcheuliche Natter!" rief Dörfler laut aus, und drückte den Brief in der geballten Fauſt zuſammen, „Du biſt das ſcheuslichſte Ungeziefer von allem, das mir bekannt iſt!"

Weiter hieß es darin: wenn der ſeufzende Schäfer nur erſt fortgeſchafft ſei, werde der gnädige Gott ſie ja wohl jedenfalls vor ſeiner Rückkehr bewahren. Auf dieſe Art allein, meine ſie, den verliebten Narren" "einzig und allein „ohne éclat" los werden zu können, woran ihr Alles gelegen ſein müſſe, weil der Tropf" es gar zu ehrlich meine und, andernfalls, in ſeiner verliebten Raſerei leicht Aufſehen machen, wohl gar einen Spektakel anrichten dürfte, was dem guten Namen der „armen Regine ſchaden könnte, weil die Welt arg. Dann ſei ſie ganz ſei — des Mylords nämlich. — Ihr Vater werde, trotz ſeines „ſchrecklichen Vermögens", gewiß doch nichts gegen eine Verbindung mit einem jungen Manne haben, deſſen Vorzüge ſo in die Augen fallend ſeien, als die Lords; nichts gegen eine Verbindung, von der ſeine Tochter und einzige Erbin" ganz allein nur ihr künftiges Lebensglück erwarte; gewiß, er werde es nicht. —

Nun folgte das zärtlichſte „Adieu!“ die Bitte, ja bald wieder zu ſchreiben, und endlich die Unterſchrift der „innig und bis zum Tode treu liebenden Regine.“ —

Freilich hatte Dörfler von jeher einen tiefen Abſcheu vor Regine empfunden; für ſo verworfen aber als ſie ihm nun nach Leſung dieſes ſchändlichen Briefes erſcheinen mußte, hatte er ſie doch in der That bis dahin nicht halten können. Der Brief erfüllte ihn mit einer Art von Wuth gegen die Schändliche, und dennoch mußte er ſich im Grunde ſeines Herzens darüber freuen, daß ſie ihn nur geſchrieben, weil ihn derſelbe nun plötzlich in den Stand ſetzte, ſeinem verblendeten Freunde einen Alles niederſchmetternden Beweis von der Niederträchtigkeit Reginens vor Augen zu legen.

In dieſer blinden Wuth, in dieſer tollen Freude hatte er aber nun weder Ruhe noch Raſt. Es duldete ihn nicht länger im Hauſe. Eilig kleidete er ſich an und eilte zu ſeinem Freunde Bertram, den er bereits angekleidet zu Hauſe antraf.

„Da,“ rief er, indem er haſtig in's Zimmer ſtürzte, „da habe ich etwas für Dich, was Dich ein für alle Mal von Deiner Blindheit heilen wird!“

Mit dieſen Worten zog er den Brief Reginens aus der Taſche und hielt ihn in grimmigem Triumphe hoch empor.

Bertram ſah ſeinen Freund voll Staunen an.

„Ja, ja," sagte dieser, „dieser Brief ist unschätzbar, denn er wird Dich radical von Deiner Liebesthorheit heilen."

Bertram sah den für ihn Räthselhaften noch immer staunend an.

„Bist Du denn nicht neugierig?" fragte Dörfler.

„Was hast Du denn?" fragte Bertram dagegen.

„Ein Recept!"

„Ein Recept?"

„Ja, ein Recept, und zwar für Dich."

„Für mich?"

„Allerdings, und Du mußt es einnehmen, um zu gesunden, wie bitter es auch schmecken mag; Du mußt es hinunterwürgen."

„Ich bitte Dich, rede doch deutlicher. Sprich was hast Du da für ein Papier?"

„Nimm und lies!"

Mit diesen Worten reichte Dörfler seinem Freunde das unglückseelige Papier.

Bertram entfaltete den Brief und las.

XIII.

Die Wirkung welche das Lesen dieser ruchlosen Zeilen auf das Gemüth des so schmählich Hintergangenen übte, kann sich Dieser oder Jeder vielleicht

in Gedanken vorstellen, aber aussprechen, beschreiben läßt sie sich nicht, oder wenigstens doch nur sehr unvollkommen: sie war über allen Ausdruck schrecklich und ließ Dörfler im Augenblicke bereuen, daß er nicht mehr Vorsicht beobachtet hatte, da er seines Freundes heftige Leidenschaft doch kannte.

Aus einer Art von Starrkrampf, von welchem Bertram im Anfange befallen wurde, und der ihn geraume Zeit in seinen Klammern hielt, auch ihn ewig darin festhalten zu wollen schien, ging er zum lauten Ausbruche des rasendsten Schmerzes, des herzzerreißendsten Jammers, der wüthendsten Verzweiflung über, unter welchen Ausbrüchen er sich das Haar aus dem Kopfe raufte und gegen seine eigene Brust mit den geballten Fäusten schlug. Er weinte dabei heftig, fast schreiend; er heulte, brüllte. Dann ging auch das vorüber, und er weinte wie ein unglückliches Kind bitterlich. Darnach lachte er wieder laut auf, daß es klang wie das Gelächter eines Tollen, und abermals bemächtigte sich seiner eine wilde Verzweiflung, in der er Flüche und Verwünschungen ohne Zahl gegen den Himmel, gegen die Unwürdige, gegen sich selber und gegen die ganze Welt ausstieß.

Diese verschiedenen, aber ins gesammt schauerlichen Ausbrüche eines ganz und gar blutig gerissenen Herzens dauerten in ihrem Wechsel reichlich eine halbe Stunde, und schienen alle Kräfte des Unglücklichen in Anspruch zu nehmen und nach und nachaufzuzehren.

Dörfler ſah alle dieſe Stadien einer fürchterlichen Kriſis mit blutender Seele zu, bereute noch ein Mal ſeine Unvorſichtigkeit, redete aber kein einziges Wort darein, ſondern ließ, wie ein erfahrener Arzt, Alles in ſich ſelbſt verlaufen, bis die Kraft endlich von ſelbſt ſeinen Freund verließ. Erſt als der Bedauernswerthe von ſo vielen gräßlichen Anſtrengungen erſchöpft, in ſeinen Seſſel ſank und mit dem Kopf auf des Seſſels Lehne ſchlug, erſt da unterſtützte ihn ſein Freund, bewahrte ihn vor dem Falle und ſuchte liebevoll ſeine Seele aufzurichten mit den Worten des Troſtes, ſein zerrüttetes Gemüth wieder zu beruhigen mit Gründen der Vernunft, die Wunden ſeines Herzens zu verbinden und zu lindern mit dem Balſam der Hoffnung auf eine hellere Zukunft.

Wirklich ſchien es Dörflern gelungen zu ſein, endlich ſeinen zermarterten Freund, völlig zu ſich ſelber zurückzubringen; Bertram ruhte an ſeiner Bruſt und weinte eine Fluth ſanfter Thränen. Und auch dieſe trocknete des Freundes ſanfter Zuſpruch, und endlich war Bertram im Stande, ruhig über das Vorgefallene mit Dörflern zu reden; ſo ſchien es dieſem wenigſtens, da der Freund von keiner Aufregung noch eine Spur verrieth; allein er täuſchte ſich gewiß, ſo gewiß, als er ſich über die endlich von Bertram wiedergewonnene Faſſung freute.

Dörfler wünſchte ſich ſelber Glück zu ſeinem Gelingen, denn Bertram mußte ihm ganz geneſen er-

ſcheinen, da ihm derſelbe ſtets mit aller Aufmerkſamkeit zuhörte, ſanft und nachgebend ſich bezeigte, durchaus vernünftig ſprach und urtheilte, auch dem Meiſten, was der Freund ihm ſprach und zu thun anrieth vollkommen beipflichtete.

So durfte Dörfler denn allerdings wohl annehmen, daß alle Gefahr dieſer entſetzlichen Kriſis glücklich ein für alle Mal vorübergegangen ſei. Allein wie ſehr hatte er ſich in dieſer Hoffnung getäuſcht! Und ein ſchlimmes Ahnen überkam ihn auch bald nachher.

Faſt drei Stunden hatte Dörfler bei ſeinem unglücklichen Freunde nun hingebracht und dieſer ſchien ihm durchaus in einen normalen Zuſtand zurückgekehrt, nur wünſchte er nun, wie er ſagte, einige wenige Stunden der Ruhe zu genießen. Dörflern ſelbſt riefen dringlich ſeine Pflichten als Arzt. So beſorgte er keine Gefahr, den Freund ſich ſelbſt zu überlaſſen Er rieth ihm, um deſto beſſer der bedürftigen Ruhe zu genießen, ſich wieder zu entkleiden und ordentlich zu Bette zu legen. Das Anerbieten ihm vorerſt noch behülflich dabei zu ſein, lehnte Bertram indeſſen ab, obgleich er verſprach dem Rathe des Freundes zu folgen.

So ſchied Dörfler, indem er verhieß, am Nachmittage gegen drei Uhr wieder zu kommen und nach dem Wohlſein des jedenfalls noch Angegriffenen zu ſehen. Dieſer dankte ihm mit großer Herzlichkeit und

umarmte den Freund und Thränen in den Augen, allein, wie es ſchien, in ruhiger Haltung.

XIV.

Sobald Bertram ſich erholt hatte von dem fürchterlichen Schlage, der ihn bei Leſung des Briefes zu Boden warf, ſobald er wieder aus der vollendetſten Verzweiflung zu ſich ſelbſt gekommen war, längſt bevor Dörfler ihn verlaſſen hatte, ſobald war auch ſein Entſchluß gefaßt, und es galt nur noch den Freund zu täuſchen, um ihn in Sorgloſigkeit zu lullen und demnächſt zu entfernen.

Feſt und unwiderruflich hatte er bei ſich ſelbſt ſeinen und Reginens Tod beſchloſſen, und er hörte Dörflers beruhigenden Worten, er hörte deſſen wohlgemeintem Zuſpruche nur darum gelaſſen, geduldig und, wie es Jenem ſcheinen mußte, beifällig zu, um denſelben ganz ſicher zu machen und ſeiner Gegenwart deſto eher entledigt zu werden. Es drängte ihn zur That. Jede Minute des Aufſchubs war ihm Pein. Er haßte die Treuloſe, wie er nun das Leben haßte. Dem mußte ein Ende werden, und ſo ſchnell, als möglich.

Mit diesem blutigen Entschlusse, im Augenblicke, als er ihn nur erfaßt, hatten auch zugleich sein tobender Schmerz, seine Eifersucht, sein ungeheuerer Jammer nachgelassen, ja aufgehört. Er hatte in diesem letzten Entschlusse den letzten gräßlichen Trost für seine zermarterte Seele gefunden. Er hatte Alles so zu sagen mit der Welt abgethan; er war nicht ihr Bürger mehr; er hatte sich von der Welt und ihren Verhältnissen emanzipirt.

So war der Resignirte im Stande, nachdem Dörfler fortgegangen, noch fast eine halbe Stunde im Zimmer auf und ab zu gehen, und in dieser halben Stunde beschäftigte er sich ohne Leidenschaft mit nichts Anderm, als mit der Ausführung seines Planes, auf daß ihm derselbe durchaus nicht fehl schlagen könnte, erwog alle Zufälligkeiten hin und her, und war endlich vollständig auf dem Reinen.

Jetzt wusch er sich noch ein Mal, indem er sich halb der Kleidung entledigte, die während seines verzweiflungsvollen Tobens in ziemliche Unordnung gekommen war, zog dann reine Wäsche an und ordnete sich im Ganzen wie gewöhlich, und nachdem er nun seinen Hut genommen, verließ er daß Haus und ging vor's Thor, vielleicht um seine Seele noch weiter in Einsamkeit zu sammeln, vielleicht um noch ein Mal Gottes freie Natur einzuathmen in die nun bald für immer todte Brust. Endlich kehrte er seine Schritte

wieder zur Stadt zurück und wendete ſie nun dem blutigen Ziele zu, das er ſich vorgeſteckt hatte.

XV.

Er traf Regine, wie er es der Stunde nach ausgerechnet hatte, er traf ſie allein.

Seine entſchiedene Stimmung war dennoch befangen, als er ſie erblickte.

Mit offenen Armen und mit den zärtlichſten Worten einer geheuchelten Liebe eilte ihm die Falſche entgegen; wahrſcheinlich in der Abſicht, ihn durch ein ſolches liebeſchmeichelndes Bezeigen am Beſten heute für ihren überſeeiſchen Plan zu ſtimmen und zur Reiſe nach Indien zu vermögen, damit er dem Lord Willemore, den ſie ebenfalls nur „zwicken“ wollte, Platz mache.

Dieſer holdſeelige Zauber, den die Gleißnerin über ihr ganzes Weſen auszugießen und von ſich zu ſtrahlen wußte, wenn ſie es wollte und ſie es für angemeſſen erachtet hatte: dieſer holdſelige Zauber, dem Bertram ſo oft als Ueberwundener erlegen war, dieſer unwiderſtehliche Zauber täuſchte mit ſeinen nicht zu beſchreibenden Reizen auch jetzt noch in dem Maße

den armen Bertram, daß er für den einen erſten Augenblick ganz und gar den hölliſchen Verrath der argen Regine ſammt des blutigen Zweckes ſeines Kommens vergeſſen konnte, daß es ihm trieb und drängte daß er im Stande war, die Abſcheuliche mit heißer Liebesgluth an ſeinen Buſen zu ſchließen, daß er ſie küſſen, zärtlich küſſen mußte. — Er täuſchte ſich ſelbſt oder der Augenblick täuſchte ihn, wie es bei ähnlichen Gelegenheiten wohl geht.

Allein dieſe Täuſchung währte auch nicht länger als einen Augenblick! Plötzlich beſann ſich Bertram und kehrte, erwacht, aus der ſüßen Vergangenheit zur ſchrecklichſten Gegenwart mit ſeiner Beſinnung zurück. Er ließ haſtig die ſich ihm unverſtandener Angſt Anſchmiegende aus ſeinen Armen fahren und ſchleuderte ſie dann mit der Rechten faſt unſanft von ſich, ſo daß ſie unwillkürlich wieder auf dem Kanapee zu ſitzen kam, von dem ſie bei dem Eintritte Bertram's aufgeſtanden war.

Bertram ſah jetzt todesbleich mit glühenden Blicken auf die faſt eben ſo todesbleich Daſitzende.

„Um's Himmelswillen, Philipp! ſtammelte Regine," was haſt Du nur einmal?"

Bei dieſen Worten ſah ſie erſchrocken den Todesbleichen an, der ſie mit ſeinen glühenden Augen durchbohren zu wollen ſchien, die Zähne knirſchend durcheinander biß und dabei doch lächelte; allein mit einem

Lächeln, das dem Wahnsinn in einem gewissen Stadium nur verglichen werden durfte.

„Was hast Du?“ fragte sie wieder, indem sie noch ängstlicher zu ihm aufblickte.

„Ich?“ fragte er dagegen.

„Ja, gewiß Du! Was hat das zu bedeuten?“

„Zu bedeuten?“

„Eben das frage ich. Was ist Dir?“

„Bald gar nichts mehr!“

„So habe ich Dich ja nie gesehen!“

„Das glaube ich!“

„Du bist ja ein ganz Anderer wie sonst!“

„Wie sonst?“

„Du bist ja ganz und gar verwandelt!“

„Ich bin ganz verwandelt, ja! versetzte er, indem ein schwerer Seufzer sich seiner Brust entrang. „Ich bin ganz verwandelt, ja!“

Und nachdem Bertram dies gesprochen entstand unter den Beiden eine stumme Pause, die immer länger und länger dauerte und die ein Jeder von ihnen zu unterbrechen eine gewisse Scheu zu haben schien.

Endlich fühlte sich Regine so unheimlich in der Brust, daß sie sich nicht erwehren konnte, dies belastende Schweigen zu brechen.

„Setze Dich doch!“ sagte sie.

„Wozu?“ erwiderte er. „Sollte sich denn Alles nicht vielleicht stehend noch besser abmachen lassen als sitzend?“

„Was?“

„Das Ende vom Liede!“

„Ich begreife Dich nicht!“

„Ich habe Dich leider endlich begreifen müſſen.“

„Was meinſt Du damit?“

„Das Ende vom Liede!“

„Philipp, ſei doch nicht ganz wunderbar!“ bat ſie.

„Bin ich das?“

„Gewiß!“

„Dann mag ich auch wohl Urſache haben es zu ſein!“

In Reginens Buſen wogte es unruhig auf und ab.

Bertram hatte mehrmals mit den hellaufgeſchlagenen Augen gen Himmel geſehen, als wolle er ſich von daher Rath, Troſt und Vergebung herniederholen.

„Wie iſt Dir?“ fragte noch einmal Regine beengt.

„Wohl; bis zur Entſcheidung!“ erwiderte er.

„Setze Dich hier doch zu mir aufs Kanapee,“ ſprach ſie nun in größter, wenn auch unverſtandener Spannung der Seele; denn in einer peinlichen Ahnung ging ihr eine fürchterliche Zukunft auf. „Setze Dich doch!“

„Warum?“

„Weil ich es gerne habe!“

Bertram ſetzte ſich.

„Laß uns“ — fuhr ſie ſchmeichelnd fort — „von unſern Wünſchen, von unſern Hoffnungen reden!“

„Von meinen Hoffnungen?“ knirrſchte er beinahe.

„Von Deiner Reiſe!“ fügte ſie leiſer hinzu, und wie ſie ihn anſah, ſchien ein Schauder ſie zu überleben!

„Von meiner Reiſe?“ entgegnete er ihr fragend mit einem an den fürchterlichſten Hohn ſtreifenden Blick. „Von meiner Reiſe?“

„Nun ja.“ ſagte ſie, „ich werde doch gewiß endlich eine Entſcheidung von Dir erwarten können?“

„Du wirſt dieſe Entſcheidung erhalten!“ ſprach er langſam mit einem fürchterlichen Ernſte, der Regine ſchaudern machte.

„Alſo Du möchteſt von meiner Reiſe hören?“ fragte er ganz ſonderbar und gewiß für jede Vernunft unangemeſſen lachend.

„Allerdings!“ antwortete ſie bekommen.

„Aber warum möchteſt denn Du nicht eben ſowohl von Deiner Reiſe hören, wovon ſich doch auch ein Wörtchen ſprechen läßt?“

„Von meiner Reiſe?“

„Ganz gewiß!“

„Will ich denn verreiſen?“

„Will ich es denn?“

„Wir wollen es wohl alle Beide nicht, wenn Du auf meinen Plan nicht eingehen willſt!“

„Ei, Du wirſt wohl auf meinen Plan eingehen und mit mir reiſen.“

„Du weißt ja aber, Bertram, was ich Dir in dieſer Hinſicht geſagt.“

„Hilft Alles nichts, Du ſüße Braut! Und wer weiß am Ende, wer von uns Beiden zu erſt die Reiſe, die große und weite Weiſe', antritt, ich oder Du?"

„Ja, wer weiß es, ob Du mir nicht vorausreiſeſt, wenn es auch gewiß iſt, daß ich Dir alsbald nachkommen werde! Wer weiß das?"

„Was meinſt Du mit dieſen ſo ſonderbar klingenden Worten?"

„Nun, was ſollte ich anders damit meinen, als was ſie eben beſagen?"

„Sprich: was meinſt Du damit?" fragte ſie noch ein Mal, ſichtbar aus aller Faſſung, und ihn mit ängſtlicher Scheu anblickend. „Deine Worte klingen ſo ſchauerig, und Dein Ton iſt grabesdumpf."

„Ich Rede von Deiner Reiſe."

„Aber ich will ja nicht reiſen!"

„Du willſt nicht?"

„Nein!"

„Du willſt nicht?" fragte er noch ein Mal.

„Nein! Nein! Nein!"

„Ei!" lachte er herzſchneidend, „habe ich denn wollen?"

„Um Gotteswillen Philipp!" bat die Geängſtete.

„Habe ich denn wollen?" fragte er noch ein Mal, und ſein Auge flammte auf.

„Um Gottes Willen, Philipp, was haſt Du?" ſchrie ſie erſchreckt von den Blitzen dieſes Auges.

„Was ſollte ich denn haben?“ knirſchte er zwiſchen den Zähnen.

„Du biſt fürchterlich!“ rief ſie entſetzt, und wollte vom Kanapee aufſpringen.

Aber mit ſtarker Hand hielt Bertram ſie auf, drückte ſie in die Kiſſen zurück und rief: „Halt! So geht es nicht!“

Blaß wie eine Marmorbüſte ſaß ſie nun, keines Wortes mächtig da, und konnte ſich kaum aufrecht erhalten. Sie fühlte, daß ein entſcheidungsvoller Augenblick gekommen ſei wußte ſie ſich auch noch nicht zu ſagen: welcher.

„Du biſt eine ſchöne, ſüße, liebevolle, treue Braut!“ ſagte er nun, und richtete ſein Auge wie ein glühendes Lineal auf die Bebende, als ſollte der Gluthſtrahl ſie zu Aſche verbrennen.

„O mein Gott, mein Gott!“ jammerte Regine.

„Sieh!“ ſagte er.

Damit zog er den verhängnißvollen Brief aus dem Buſen.

„Sieh hier!“ wiederholte er, „nimm!“

Damit reichte er ihr den Brief und blieb ſtumm ſah aber, aufgeſtanden, im fürchterlichſten Grimme auf ſie nieder.

Ihre zitternde Hand empfing das Papier.

„Lies!“ donnerte er.

Mechaniſch entfaltete ſie den Brief und ſah auf die Zeilen. Ob ſie eine einzige davon geleſen? Wer

kann es ſagen? Wir glauben es nicht. Gewiß aber möchte es behauptet werden können, daß ſie erkannt hatte, was ſie in den Händen hielt, denn das Papier knitterte hörbar in den zitternden.

„Kennſt Du dieſen Brief?“ donnerte er wieder.

Regine vermochte kein Wort hervorzubringen. Ein Jeder hätte Mitleid mit ihrem Zuſtand haben müſſen, dem ihre gräßliche Schuld nicht bewußt geweſen wäre, und in dieſem Falle würde es ein Barbar gehabt haben, aber — nicht anders.

„Kennſt Du dieſen Brief?“ donnerte er wieder.

Ihre Stimme lag noch immer verſiegelt in der vor Schrecken und Angſt, vielleicht auch von der Reue erſtarrten Bruſt; denn die Reue iſt nur bedingt ein Zeichen zur Rückkehr zur Tugend, zum Rechten und Wahren. Auch der fortſündigende Sünder kann ſie dann und wann empfinden, wenn ihm ſeine Sünde — nicht zum Ziele geholfen hat. Im Paſtoralſinne iſt Reue freilich etwas Andres.

„Kennſt Du dieſen Brief?“ donnert er noch ein Mal. —

Das Papier war den Händen der unwiderſprechlich überführten Verbrecherin entſunken. Sie ſaß regungslos da und ſtammelte endlich mit nur kaum vernehmbarer und gebrochener Stimme:

„Sei barmherzig!“

„Gott iſt barmherzig!“ ſagte er zum Himmel aufblickend mit Weihe.

„Philipp! Philipp!“ jammerte ſie.

„Dir muß hier Dein Recht geſchehen!“ ſprach er mit fürchterlichem Ernſt.

„Du aber biſt Richter und Partei in einer und derſelben Perſon,“ verſetzte ſie wieder aufathmend.

„Hätte mir Einer einen einzigen Thaler geſtohlen“, erwiderte er, „ſo würden die weiſen Richter in ſchwarzen Mänteln und weißen Perücken genau für ihn eine Strafe verzeichnet finden, der er unterliegen müßte; hätte Einer meinen guten Namen gemißbraucht, mich verläumdet, geläſtert — es würde ebenmäßig der Fall ſein: für Dich Verbrecherin aber, die mich mein ganzes Vermögen und mehr koſtete, für Dich, die mir alle Freude des Lebens, alles Vertrauen, allen Glauben an die Menſchheit, jede Seligkeit aus der Seele ſtahl, und noch obendrein des Betrogenen, des Beſtohlenen herzlos zu ſpotten im Stande war, für Dich die meinen Namen vor den Augen eines andern Buhlen ſchaamlos an den Pranger ſtellte, um ihrer Habſucht genug zu thun: für Dich, ich weiß es, würden dieſe rechtsgelehrten Perücken vergebens in ihren pergamentnen Geſetzbüchern nach einer Strafbeſtimmung ſuchen, wenn ich Dich vor ihre Richterſtühle rufen laſſen würde, vor ihnen anklagen wollte. Es iſt in dieſen dickleibigen Büchern für Dein Verbrechen, wie himmelſchreiend es auch Jedem erſcheinen muß, dennoch keine ſolche Strafbeſtimmung enthalten, kein Geſetz, das Dich verurtheilen könnte, und Du würdeſt

frei ausgehen, wie die weite Luft. Daher muß ich ſelber zu Gerichte ſitzen und nach dem Geſetze Recht ſprechen, das in jedes Menſchen warmer Bruſt aufgeſchlagen liegt. — Gott helfe mir in Ewigkeit! Amen!“

Reginens Herz erſtarrte wieder bei dieſen feierlichen Worten, denn ſie wußte nicht, was es werden ſollte. Sie fürchtete Alles, obgleich ſie weit von der Wahrheit deſſen entfernt war, was ſie eben bedrohte, wer weiß, ob ſie ſonſt nicht noch auf dieſe oder jene Weiſe hätte ihrem Schickſale entgehen können.

„Richte denn barmherzig!“ bat ſie. „Ich bin ſchuldig und bereue, was ich gethan!“ ſetzte ſie hinzu in der Hoffnung, dies Geſtändniß werde den Zorn entwaffnen.

„Ja, Du biſt ſchuldig!“ rief er furchtbar, „und Deine wahre oder falſche Reue kommt zu ſpät. Du biſt ſchuldig! Du haſt an der redlichſten, treueſten hingebenſten Liebe unerhört gefrevelt, haſt ſie, wie vielleicht vor Dir noch kein Weib, beiſpiellos verrathen. Du haſt durch dies ſchauerlichſte Verbrechen mein zeitliches Glück, mein Leben, vielleicht mein ewiges Heil zertrümmert!“

„Sei barmherzig!“ bat ſie noch ein Mal.

„Nur Gott iſt barmherzig!“ wiederholte er. „Ich bin nichts als ein Menſch der Sünde, der ebenfalls der Barmherzigkeit bedarf. Die Aerndte kann und darf nicht anders ausfallen, als die Ausſaat

geweſen iſt. Aerndte auch Du nun, was Du geſäet haſt, den Lohn Deines abſcheulichen Verrathes."

Nach dieſen Worten hatte er mit der Schnelligkeit des Blitzes ein ſcharfes zweiſchneidiges und ſpitzes Meſſer, ähnlich einem nordiſchen ſogenannten „Knief" hervorgezogen, das er auf ſeinem Wege zu Regine bei einem Meſſerſchmied gekauft, in einer ledernen Scheide aber in der Bruſttaſche ſeines Rockes bei ſich getragen hatte, und mit eben derſelben Schnelligkeit ſenkte er es tief in das tückiſche Herz Reginens, die, von Blut überſtrömt, und ohne auch nur einen einzigen Schmerzenslaut von ſich zu geben, Augenblicks todt zuſammenſank.

Finſter nnd kalt betrachtete Bertram einige Sekunden die Todte und ſah ohne Rührung das Blut der Gerichteten dahin quellen.

„Ich habe Barmherzigkeit geübt gegen Dich in meinem Richterſpruche! ſagte er dann vor ſich hin", „ich habe Barmherzigkeit geübt an Dir, denn Du biſt ſchmerzlos geſtorben, ohne auch nur eine einzige der Qualen zu empfinden, die Du mir bereiteteſt, ohne auch nur ein einziges der fürchterlichen Gefühle mitzufühlen, die meine Bruſt in dieſem Augenblicke durchwühlen und martern! aber ſie ſollen nun enden. Sie wären nicht länger zu ertragen. Sei Gott auch gegen mich barmherzig, und laſſe er mich Dich mindeſtens auch dort nicht wieder ſehen. — In Deine

Hände, Gott, gebe ich meinen Geiſt! Deiner unermeßlichen Gnade überliefere ich meine Seele!“

Dies ſagend zuckte er das blutige Meſſer, das er aus der Todeswunde Reginens geriſſen hatte und noch in der Hand hielt, gegen ſeine eigene Bruſt.

XVI

Wir haben bereits angemerkt, daß Dörfler, bald nachdem er ſeinen Freund, dem er inſtändigſt Bettes Ruhe empfohlen, verlaſſen hatte, ein ſchlimmes Ahnen überkam, und dies wenn auch ihm ſelber gänzlich unverſtändliche Ahnen wollte ihn auf Schritt und Tritt nicht verlaſſen. Es begleitete ihn zu allen ſeinen Kranken, die er beſuchte, und ging von ihnen wieder mit ihm fort. Er konnte dies unheimliche Gefühl nicht los werden. Es ſaß ihm, wie die atra cura im Nacken, einmal faſt in der Bruſt. Es drängte ihn, er wußte ſelber nicht warum, ſeinen Freund noch vor der verſprochenen Stunde ſeines Beſuches wieder aufzuſuchen; allein er ſchalt ſich ſelber, daß er daran denken könne, ſeine Patienten im Stiche zu laſſen, um einem auf nichts ſich gründenden Gefühle Rechnung zu tragen.

Er ſetzte den Weg ſeiner Praxis mit beſchwertem Herzen fort.

Zufällig begegnete er in der Neuſtadt einem Bekannten und Collegen. Dieſer trat ihn freundlich an. Dörfler durfte nicht ſchroff ſein. Eine Unterhaltung wie ſie unter Medicinern und Chirurgen namentlich ſich ſo leicht giebt, war ſofort im Gange.

Der Bekannte hatte ſich die Inſtrumente ſeines chirurgiſchen Beſtecks wetzen laſſen, und er zog daſſelbe nun hervor, wobei er deren Wetzung ſehr lobte und Dörflern die Prüfung überließ.

Dieſer mußte ſelber loben und fragte mit einigem gewonnenen Intereſſe, wo Jener die Inſtrumente habe ſchleifen laſſen.

„Ei, wo denn anders," verſetzte der College, als bei dem Meſſerſchmidt Wülfke? Alles andere Schleifen, Wetzen und Schärfen verdirbt ja nur unſere Inſtrumente! Läßſt Du denn anderswo ſchärfen?"

„Nein!" antwortete Dörfler. „Wülfke hat eben auch noch ein Beſteck von mir in Händen."

„Wülfke iſt ſehr geſchickt."

„Gewiß!"

„Ich traf auch Deinen Freund Bertram dort."

Als wenn das ſchärfſte Meſſer des Meſſerſchmie, des ihn durchführe, war Dörflern bei dieſen Worten zu Muthe.

„So!" ſagte er.

„Er kaufte ſich ein zweiſchneidiges Meſſer in

lederner Scheide, ein sogenanntes nordisches „Knief", sagte der College.

In diesem Augenblicke verstand Dörfler seine bis dahin ihm unverständlich gebliebene schlimme Ahnung, und dies Verständniß durchschauerte ihn electrisch.

„Auf Wiedersehen!" rief er, die Unterhaltung plötzlich abbrechend, seinem Collegen zu, und eilte in schrecklicher Angst von dannen.

Der College sah ihm voll Erstaunen nach.

„Der Kerl ist auch närrisch!" sagte er und setzte seinen Weg weiter fort.

Dörfler aber eilte in unbeschreiblicher Aufregung, wie wir gesagt, in schrecklicher Angst davon, Alles Uebrige vergessend und seines Freundes Wohnung aufsuchend, in die er voll Furcht, fast ohne Hoffnung trat, und die er auch leer fand; ebenfalls sagte ihm das noch nicht niedergedrückte Bette, daß ihn Bertram nur hatte täuschen wollen, daß sich derselbe aber keineswegs nach seinem Rathe zur Ruhe gelegt und zu Bette begeben hatte.

Einen Augenblick stand er rathlos und schlug sich mit der Rechten vor die Stirne.

„Es steht Alles auf dem Spiele!" rief er dann Irre ich mich, oder irre ich mich nicht! Es dürfen hier nicht im gemeinen Leben geltende Rücksichten zur Richtschnur genommen werden. Sollte ich mich auch lächerlich machen müssen, wie es denn gewiß, wenn meine Befürchtung eine falsche — darauf muß es

jedenfalls gewagt werden. Vorwärts! Vorwärts! Zu ihr, der Schnöden! Gäbe Gott, daß es noch Zeit ſein möge oder — daß ich ihn bei ihr gar nicht treffe, daß er ſchon dageweſen, daß Alles überſtanden, oder — weiß ich doch ſelber nicht was!"

Dies ſagend verließ er in Haſt Bertrams Wohnung, eilte den Steinweg hinab über den Bäurſtah und ſuchte das Haus auf der Mühlenbrücke, das wir als das ſpätere Schramm'ſche bezeichnet haben.

Er kannte die Lokalität des Hauſes ſehr gut, da er einmal, während drei Monate, hier die Praxis des Hausarztes verſehen hatte, welchen eine Badekur ebenſolange entfernt hielt. Daher kannte er auch Regine ſo gut, daß er ſeinem Freunde hatte mit ehrlichem Gewiſſen rathen können. Auch nach ihm hatte ſie ihre ebenſo verführeriſchen als verrätheriſchen Netze ausgeworfen, denn die Männer waren für ſie einmal alle nur Spielwerk, und Geſchenke wenn ſie nicht gar zu klein, konnten ihrer Habſucht, ihrem Geiz, müſſen wir ſagen, nimmer zu unbedeutend ſein. Es war eine Art von Raſerei bei ihr, zu beſitzen, wie das denn eben in anderem Maßſtabe auch eine Raſerei ihres Vaters, des Kaufherrn und Senators, war,

XVII.

Er riß die Thür auf, er ſtürzte in's Zimmer! Aber er blieb einen Augenblick auf der Schwelle, erſtarrt vor Schreck, ſtehen, denn er trat in demſelben Augenblicke ein, wo ſich Bertram den von Reginens Blut gefärbten Dolch in die Bruſt ſtieß.

Bertram winkte dem Freunde noch mit der linken Hand. Dieſer ſtürzte ohne ein Wort zu geben, lautlos auf ihn zu und fing ihn in ſeinen Armen auf.

„Lebewohl auf ewig!“ ſtammelte Bertram, indem ihn ſein Freund auf den Kanapee gleiten ließ. „Lebewohl auf ewig!“ ſtammelte er.

Dörfler riß dem Freunde die Kleider auf.

Die Wunde Bertrams war abſolut tödtlich. Dörfler ſah das keine Rettung mehr da war.

Bertram lebte kaum noch eine Viertelſtunde.

Er bat ſeinen Freund, Niemanden herbei zu rufen, ſondern ihm ruhig zuzuhören. Dann theilte er ihm mit ſtets matter werdender Stimme Alles mit, was dieſer noch nicht wußte, und was wir unſern Leſern bereits mitgetheilt haben.

Sanft verſchied der Unglückliche in Dörflers Armen. —

Die ganze Sache ward auf Dörflers Veranlaſſung und durch die Geldmacht der angeſehenen Familienverbindungen vertuſcht, ſo daß nur Gerüchte umgin-

gen, und ohne Hinterlaſſenſchaft des im ſpäten Alter verſtorbenen Dörfler, wir nichts Beſtimmtes von der traurigen Geſchichte wiſſen würden.

So erzählte uns vor langen Jahren der alte Schramm.

Leiden der Liebe.

I.

Die Freunde.

1.

„Nun, Kinder", fragte Herrmann, als er zu ſeinen Freunden Wilhelm und Reinhold in des letztern Zimmer getreten war, und jetzt nachdem er eine Pfeife geſtopft und angezündet hatte, im Begriffe ſtand, ſich eine Taſſe dampfenden Thees einzuſchenken, „nun, Kinder," fragte er, „was ſagt Ihr denn eben zu unſerm Ludovico?"

Dann aber, als die beiden angeredeten Freunde ſchwiegen und nachdenklich in den Rauch ſahen, den ſie aus ihren Pfeifen langſam von ſich bliesen', ſprach er weiter:

„Nun, wie ich höre oder vielmehr nicht höre, keineswegs viel Tröſtliches. Ihr wollt vielleicht nicht ſprechen; ich aber muß Euch gerade heraus ſagen, daß er mir gar nicht gefällt. Niemals iſt wohl ein Menſch von Reiſen verwandelter zurückgekehrt, als eben er es iſt. Auch kein Gedanke von dem Alten iſt mehr in ihm zu finden, und hätte er mir nicht ſelbſt geſagt daß er es leibhaftig ſelber wäre, ich würde es keinem Dritten aufs Wort hin geglaubt haben; ich hätte ihn ſicherlich für einen Andern gehalten. Nur allein ſeine ſanfte Stimme iſt unverändert geblieben."

„Auch wir" — entgegnete Reinhold, das Wort nehmend, ernſt — „auch wir redeten eben über unſern Freund Ludwig, und waren darüber unter uns einig, daß eine ganz außerordentliche Verwandlung mit ihm vorgegangen ſei, die in ganz beſondern Lebenserfahrungen ihren Grund haben müſſe, weil nur außergewöhnliche Ereigniſſe einen Menſchen in ein paar Jahren oder drei ſo vollkommen zu verändern im Stande ſein dürften. Ich ſage mit Abſicht vollkommen, weil dieſe Verwandlung nicht allein ſeinen innern Menſchen betroffen zu haben ſcheint, ſondern auch dem äußern ſich deutlich aufgeprägt hat, und das iſt mit ſo ſcharf geſchnittenem Stempel geſchehen, daß ich nur mit einiger Mühe in ſeinem Antlitze einige vielleicht gar nicht zu zerſtörende Züge des Freundes wiederfand der uns vor ungefähr drei Jahren froh und lebenskühn verließ, um, wie er verwegen äußerte, die ganze

Welt zu durchfliegen, seinen Kopf am Süd- und Nord-Pol zu stoßen. zu sehen, zu betrachten, zu lernen, zu genießen und endlich auf den Lorbeeren seiner Reisen auszuruhen."

„Da liegt es gerade versteckt, warum er mir nicht gefällt," fiel Herrmann ein. „Er hat mindestens ebensoviel genossen, als gesehen. betrachtet und gelernt Er sieht mir just nicht anders, als ein ganz Satter aus, oder vielmehr wie ein Uebersättigter. Er hat sich den Magen überladen: darum ekelt ihn vor jeder gesunden Speise, an keiner einzigen vermag er nunmehr noch Gefallen zu finden. — Mag es nun sein, wie es will: ich kann einmal die Leute nicht ausstehen, die sich so satt und matt genossen haben, daß ihnen auch nicht ein einziger Bissen mehr munden will, und auf deren Gesichtern man deutlich noch alle verzehrte Gerichte lesen kann, wenn man sich auf die Sache versteht."

„Du thust unserm Ludwig wohl einigermaßen Unrecht," redete nun Wilhelm darein. „Du thust ihm gewiß Unrecht! Aber wir wissen ja schon, Freund Herrmann, daß Du es damit nicht eben allzu genau nimmst, wenn Jemand einmal einen unangenehmen Eindruck auf Dich gemacht hat; wir wissen, daß Du in diesem Falle mit einem raschen, allzu raschen Urtheile gerne bei der Hand bist, was ich keinenfalls loben kann, wiewohl Du häufig später nichts sogar Böses damit gesagt haben willst, und Deine so ganz

unbedingten Ausſprüche unterweilen gerne gutmüthig in Reue wieder zurücknehmen möchteſt."

Herrmann brummte oder grollte ein: „Hm!" „Hm!"

„Wie wir alle drei unſern Ludwig kennen oder kennen müßten," fuhr Wilhelm fort, iſt meine Meinung, dürfen wir wohl verſichert ſein — und ich, für meine Perſon, bin es vollkommen — daß auch im Strudel der Welt, die er durchzogen, weder Beiſpiel noch Verführungskunſt haben im Stande ſein können ihn in den Abgrund gemeiner Ausſchweifungen hinab zu ziehen, ja, ihn demſelben nur nahe zu bringen. Wahrſcheinlich: dazu müſſen wir ihn, als einen zu Geprüften, zu Feſten, zu Würdigen genügſam kennen Deiner Phyſiognomick, Herrmann, hätte ich übrigens auch ein ſchärferes Auge zugetraut: denn es bedarf in der That eben keiner allzugroßen Erfahrung in dieſer Wiſſenſchaft, um mit Leichtem herauszubringen, daß nicht das Laſter jene tiefen Furchen, vor denen wir, ich möchte ſagen: erſchrecken, auf das erblaßte Geſicht Ludwigs zog, ſondern daß ſie die zurückgelaſſenen Spuren des tiefſten Grames, ich möchte wohl behaupten eines Entſetzens ſind, von dem wir uns vielleicht gar keinen Begriff zu machen im Stande ſind, denn es ſcheinen mir dieſe Züge von einem ſolchen Augenblicke an ſtehen geblieben zu ſein. Ja, ich wenigſtens bin überzeugt, daß dieſe Todtenbläſſe, dem das jugendliche Roth, das wir auf Ludwigs Wangen

zu erblicken gewohnt waren, gewichen, daß dieſe Todtenbläſſe ſelber nur Folge eines ſehr traurigen, wahrſcheinlich entſetzlichen Begebniſſes iſt, welches uns bis dahin verborgen iſt und vielleicht immer und ewig verborgen bleiben wird. Ich wenigſtens möchte, da Ludwig ſelbſt ſo ganz und gar und ſo abſichtlich von ſeinen Reiſen und den auf ihnen gemachten Erfahrungen, von ihren Ergebniſſen ſchweigt, ich möchte um Alles in der Welt auch nicht in ihn hineinforſchen, weil ich überzeugt bin, daß Erinnerungen, damit verbunden ſind, deren Erweckung er ſcheut, weil ſie ihn vielleicht mit zu tiefem Graus durchzücken würden."

„Ich ſtimme Dir, Wilhelm, vollkommen bei", ſagte Reinhold. „Mit der Richtigkeit dieſer Deiner Ueberzeugung reimt ſich auch vollkommen die Seelenſtimmung Ludwigs. Das iſt nicht die Gemüthsverſtimmung eines verlebten Wollüſtlings: das iſt die Seelenſtimmung eines ſchuldlos unglücklichen Dulders Da iſt nichts von dem heimlichen Verdruſſe Jenes, nichts mehr mit Empfindlichkeit genießen zu können, da iſt nichts von dem oft ſchlecht genug verhehlten Neide, Andere genießen zu ſehen, ohne ſelbſt noch genießen zu können; da iſt nichts von all den grämlichen Gefühlen, die dergleichen Entartete, dergleichen ermattete Schwächlinge, auf den erſten Blick, nach den erſten gewechſelten Worten, verrathen: da iſt ein fürchterliches Geheimniß, das Ludwig verbirgt, wenigſtens nicht verlautbaren will, und wornach ich ebenfalls nicht fragen möchte!"

„Ich habe ihn genau beobachtet," ergänzte Wilhelm", Gewiß iſt es: Ludwig, er kann einmal nicht mehr froh ſein, er kann ſich einmal nicht mehr glücklich fühlen: allein es iſt ihm eine Befriedigung ſeines ſchönen Herzens, es ergreift ihn mit ſtiller Rührung mitunter faſt bis zu Thränen, wenn er Andere glücklich und heiter ſieht. — Noch auf unſerer letzten Fahrt über Land, zu der wir ihn mit vieler Mühe nur überreden konnten, und auf welcher wir ſo recht herzensfroh, ja ſogar manchmal ſeiner ganz vergeſſend, ein wenig ausgelaſſen waren, drückte er mir in einem ſolchen Augenblicke mit einer Thräne im Auge die Hand und ſah mich mit einem ſolchen Halblächeln gerade ſo an, als wollte er mir ſagen: ſeid nur ja recht heiter und froh, und kehrt Euch nicht an mich Ich kann nun einmal nicht mehr mit Euch froh ſein weil meine Seele unter Centnerlaſten ächzt! Aber das müſſe Euch nicht ſtören. — ſo verſtand ich ſeinen Händedruck."

„Ei!" verſicherte Herrmann, „ich will ja in meiner Behauptung keineswegs ein Evangelium hingeſtellt haben! Ich will es natürlich nicht als eine Unmöglichkeit beſtreiten, daß ein ſchlimmer, zehrender Gram unſern Ludwig ſo ſehr verändert und alle Roſen der Freude von ſeinem Angeſichte verjagt habe: mich, in Perſon, ärgert nur im Grunde, wie ich nun einmal bin, daß er doch eigentlich häufig unſere Freude in etwas ſtört. Ich finde dieſen Zurückgekehrten ziem

lich langweilig und in ihm einen Andern, als er war, da er von uns ſchied, rühre das nun her, woher es wolle: denn das müßt Ihr mir mindeſtens ohne Widerrede einräumen, daß ſeit den paar Wochen ſeiner Zurückkunft und wenn er mit uns zuſammen anweſend war, manchmal ein recht trüber Geiſt über uns gekommen, um wenig zu ſagen, der frohe Geiſt, der uns ſonſt in der Regel belebt, mit eiligen Flügeln davon flog."

Die Freunde aber erwiderten nichts auf dieſe Rede Herrmanns, obwohl dieſer es zu erwarten und Rechnung darauf gemacht zu haben ſchien, ſondern ſie ſahen in den Tabacksrauch, den ſie langſamer von ſich bliesen.

„Ihr antwortet mir nichts darauf?" fragte Herrmann, gewiß etwas gereizt.

Die Freunde ſagten noch immer nichts ſondern zuckten nur gedankenvoll mit den Achſeln.

Herrmann aber rief nun ziemlich ungeduldig:

„Es iſt eigentlich gar nicht zum Aushalten! Es iſt ganz unverzeihlich! Da hatte ich mich nun, wie man ſo zu ſagen pflegt, ſo recht eigentlich auf die Ankunft Ludwigs und auf ſeine Unterhaltung geſpitzt und nun muß eben ſtatt ſeiner ein ſolches Geſpenſt zurückkommen, in deſſen Nähe einem ein jeder Frohſinn in der Geburt ſitzen bleibt!"

„Ich pflichte unſerm Wilhelm in ſeinen Vermuthungen über den Grund der vollſtändigen Ver-

wandlung unſers Ludwig bei," redete nun Reinhold, und bin allerdings gleich ihm der Meinung, daß unſers Freundes veränderter Gemüthszuſtand die Folge irgend eines großen Schmerzes ſein müſſe. Was indeſſen die auffallende Veränderung in ſeiner äußern Perſönlichkeit betrifft, ſo ſcheinen mir dieſe marmornen gefrorenen Züge in ſeinem Antlitze, das wir ſonſt ſo ſchön und lebendig kannten, dieſe Züge, die, zuſammengenommen, wie Todesſchmerz, Angſt, Entſetzen und Zorn anzuſehen ſind, die plötzliche Geburt des fürchterlichſten Schreckens zu ſein, nach welchem ſie, dem Anſcheine nach, für immer ſtehen geblieben ſind. Anders weiß ich mir dieſe ebenſo ſeltſame als traurige Erſcheinung nicht zu erklären."

„Ganz recht, ganz recht!" fiel hier Wilhelm ſeinem Freunde in die Rede. „Du ſprichſt aus meiner Seele; ich hatte nur nicht gleich alle Worte zur Hand die es brauchte. Gerade wie Du es ſagſt, ſteht es mir lebendig vor und war es mir aufgegangen?"

„Dieſem fürchterlichen Schrecken" — fuhr Reinhold fort — „rechne ich auch ſelbſtverſtändlich die ſeltſame Verwandlung ſeines Haares in einem ſo kurzen Zeitraume zu, des Haares, das vor der Reiſe, wie wir Alle wiſſen, dunkelbraun war und — jetzt eisgrau erſcheint. Auch dies wird plötzlich, vielleicht in einer Nacht, ergraut ſein; wie wir denn in der Geſchichte ja ſo manche Beiſpiele ſo plötzlicher, durch Schreck, Angſt oder Entſetzen veranlaßten Veränderungen der

Farbe des Haares vorfinden, das wir an deren Wahrheit durchaus nicht zweifeln können, wenn wir nicht, zu zweifeln die Absicht haben."

„Nun, auf die Gefahr hin, für einen solchen Zweifler gehalten zu werden," lächelte Herrmann „muß ich doch aufrichtig gestehen, daß ich an diese Dinge keinen rechten Glauben finden kann. Man liest freilich davon hin und wieder, allein ich kann mir einmal nun keinen Begriff von diesen schauderhaften Resultaten der Angst und des Schreckens machen, ich begreife es dennoch ebenso wenig, wie diese so plötzlich und so zerstörend sollten auf unsere physische und psichische Natur wirken können, als Reinhold zugiebt und Du, Wilhelm, ihm darin beipflichtest."

„Man darf der Geschichte denn doch wahrlich nicht in Allem widersprechen!" entgegnete Reinhold; selbst nicht, wenn man ein so großer Sceptiker ist, als eben Herrmann; denn sonst sehen wir uns endlich auf gar keine Erfahrung zurückgeführt."

„Ich" — sagte darauf wieder Wilhelm — „ich begreife dahingegen und im Widerspiele mit Herrmann nur allzugut diese fürchterlichen Wirkungen der Angst und des Schreckens auf unsere körperliche und geistige Natur."

„Ich halte dafür, du glaubst auch an Gespenster!" fiel lachend Herrmann seinem Freund ein wenig unartig ins Wort.

„Das eben nicht" erwiderte dieser, „oder wenig

ſtens nur doch ſehr bedingtermaßen. Vielleicht glaube ich ſogar nur an jene Wirkungen der Angſt und des Schreckens, weil außerdem daß die Geſchichte uns ſo viele Beiſpiele davon vor Augen führt — weil mich das plötzliche Hervortreten irgend etwas Grauſigen oder Schauderhaften ſehr leicht erſchreckt."

„Zum Teufel nein!" fiel Herrmann wieder zur Unzeit ein, wie es wohl unterweilen kaum allzufelten, ihm geſchah. „Zum Teufel nein! furchtſam bin ich nicht im Geringſten."

„Furchtſam" — entgegnete Wilhelm — „bin ich — ſoviel ich mich ſelbſt kenne — eigentlich wohl auch nicht, allein ich muß einräumen ſchreckhaft zu ſein, und ſo ſehr ich auch von jeher bemüht geweſen bin, mich von dieſer unangenehmen Schwäche zu befreien hat es mir doch damit noch nicht gelingen wollen, und ich bin derſelben leider ſo ſehr unterthan, daß mich ſogar öfters, wenn ich in Gedanken ſtehe oder ämſig und angeſtrengt, ganz meinem Gegenſtand zugewendet arbeite, das plötzliche Hereintreiben der unbedeutendſten Perſönlichkeit, die es nicht für nöthig gehalten hat, zuvor anzuklopfen, ja manchmal ein dergleichen Anklopfen ſelbſt oder ein plötzliches Geräuſch auf der Gaſſe zuſammenfahren läßt und für einige Augenblicke außer Faſſung bringt."

„Da biſt Du ſehr zu bedauern", ſagte Herrmann. Ich bin auch nicht ſchreckhaft."

„Allerdings wäre ich zu bedauern", verſetzte Wil-

helm, „wenn ich nicht ſtets auf meiner Hut wäre; allein eben dieſe meine Schwäche lehrt mich Vorſichtsmaßregeln gegen dieſelbe, und ſo muß es denn einmal geben.“

„So arg iſt es nun freilich nicht mit mir“, nahm nun wieder Reinhold das Wort, „ſo arg nicht obſchon ich auch ein wenig ſchreckhaft bin und aus dieſem Grunde, und um nicht plötzlich überraſcht zu werden, z. B. niemals meiner Zimmerthüre den Rükken zugewandt, arbeite.“

„Sonderbare Leute ſeid Ihr all mein Lebtage geweſen!“ lachte Herrmann.“

„Mir“ — fuhr Reinhold fort — „muß es daher auch ſehr begreiflich erſcheinen, daß das plötzliche Hervortreten eines grauſigen Gegenſtandes, den wir ſtets verabſcheut haben, das plötzliche Heraufbeſchwören, der Erinnerung an eine entſetzliche That, beſonders wenn ſie mit unſerer Individualität in genauer und trauriger Beziehung ſtehen ſollte, unſere ganze phyſiſche und pſychiſche Natur umkehren, in Aufruhr bringen, verwandeln kann, wie denn ja oft z. B. Wahnſinn die augenblickliche oder wenigſtens doch unmittelbare Folge von dergleichen iſt.“

„Ganz gewiß!“ ſtimmte Wilhelm ein.

„Hm!“ brummte Herrmann, etwas Wahres find' ich in dieſen Worten.“

Reinhold redete weiter:

„Mir würde das eben Gesagte am begreiflichsten mindestens noch begreiflicher, gestern im Wachsfiguren-Kabinete, wohin mich eigentlich der Zufall führte.“

„Im Wachsfiguren-Kabinete?“ fragte Herrmann schnell erregt. „Davon habe ich selber ja noch nicht einmal etwas gehört.“

„Mußt Du denn Alles zuerst hören oder sehen, was in unsere Stadt einzieht?“ fragte Reinhold mit angenehmen, doch etwas sarkastischem Lächeln.

„Eigentlich ja“, entgegnete Herrmann, „denn ich weiß, das müßt ihr mir lassen, am Besten darüber zu sprechen.

„Am Meisten!“ berichtigte Reinhold.

„Aber wo ist denn ein Wachsfiguren-Kabinet zu sehen?“ fragte Wilhelm.

„Ja, das möchte ich auch fragen,“ pflichtete Herrmann bei, „denn ich habe dergleichen lange nicht gut gesehen und man muß dergleichen doch einmal wiedersehen um — sein Geld und seine Zeit anzubringen.“

„Ihr wißt also beide noch nicht,“ fragte dahingegen Reinhold, „wirklich noch nicht, daß seit einigen Tagen ein dergleichen sehr belobtes und sehr zu lobendes bei uns angekommen und seit gestern zu sehen ist auf dem Großneumarkte?“

„Was sollten wir!“ versetzte Wilhelm. „Ich habe seit mehreren Tagen kein öffentliches Blatt in die Hand genommen und daher auch nirgends eine desfallsige Ankündigung zu Gesichte bringen können, ite auch, gerade gesagt, nicht eben Zeit dazu.“

„Ei, zum Guckuk! Wer kann Alles wiſſen?“ ſagte Herrmann und brannte ſei e Pfeiffe an.

„Wohlan“ fuhr Reinhold fort, „ſo kann ich es Euch verkünden und Euch zu gleicher Zeit ſagen, daß es das beſte Kabinet der Art iſt, das ich noch jemals, ſelbſt in den größten Städten, geſehen habe. Es iſt da Alles ſo vollkommen, ſo bis in die kleinſten Details ausgeführt, ohne die Großheit zu verletzen oder zu beeinträchtigen, ſo täuſchend der Natur und dem Leben abgelauſcht, ſo unwiderſprechlich der Wahrheit nach gebildet, daß man in dem Lokale in Kurzem ſich ſelber ganz vergißt und, welches politiſchen Glaubens man nun auch ſein mag, wohl gar den anwe ſenden hohen wächſernen Herrſchaften mit blitzenden Sternen und farbigen Ordensbändern, an denen man wirklich einigermaßen bekommen, mit abgezogenem Hute vorüberſchleicht, eine ehrfurchtsvolle Reverenz zu machen im Stande ſein dürfte, und wirklich nicht laut zu ſprechen wagt, aus Furcht, die Wächſernen möchten hören und — übel vermerken.“

„Ja, mit der Zunge iſt es überall jetzt beinahe eben ſo vollkommen aus, als mit dem Preßbengel!“ lachte Herrmann. „Man muß ſich eine Zeichenſprache erfinden, doch — würden uns die Franzoſen auch dieſe bald ablernen und ablehren. — Wir ſind nun ſo ziemlich auf Null reduzirt da unſer Napoleon „va banque!“ hielt.“

„Wie kannſt Du nur ſo leichtfertig über ſo ernſte,

Deutſchland ſo tief bis in ſein innerſtes Mark verletzende Dinge reden?“ ſagte mit einigem Vorwurf Wilhelm.

Reinhold nahm wieder ſein Wort auf.

„Einige Gruppen“ — ſagte er — „ſind nun gar unübertrefflich.“

„Wenn man ſie nur nicht bekomplimentiren ſoll!“ ſchaltete Herrman ein.

Reinhold fuhr fort: „und wenn man die einzelnen Figuren der Gruppen beſchaut, durch welche dieſe gebildet werden, ſo erwartet man beinahe, jetzt Augenblickes wurde von Jenen geſchehen, was ſie eben im Begriffe ſind zu vollbringen.“

„Du machſt mich endlich doch einigermaßen neugierig, das Kabinet auch meinerſeits in Augenſchein zu nehmen“, ſagte Herrmann auf dem Stuhle hin und her rückend.

„Einige Neugierde verſpüre ich wirklich auch, bei Deiner lebhaften Schilderung von ſeinem Werthe,“ fügte Wilhelm hinzu.

„Nun,“ rief Herrmann munter, „wenn Wilhelm ſich gleich mir angeregt fühlt, und Du, Reinhold, dies Kabinet noch einmal ſehen magſt, Ihr Beide mir auch zu gleicher Zeit einen Gefallen erzeigen wollt, ſo könnten wir ja noch an dieſem Abende, nota bene: wenn unſere Pfeiffen ausgeraucht ſein werden, das Wunder-Kabinet in Betrachtung nehmen.

Wilhelm verſetzte: „ich bin allerdings dabei.“

„So werde ich auch gewiß nicht zurückbleiben!“ fügte Reinhold bei, „weil ich doch das Kabinet gerne noch ein Mal beſuche, namentlich die Gruppe noch ein Mal wieder zu ſehen wünſche, welche die vollkommenſte von allen iſt, obgleich ſie mir geſtern, aufrichtig geſtanden, keinen kleinen Schrecken abgejagt hat denn — ſie iſt ebenſo natürlich, als ſie ſchauderhaft iſt.“

„Du machſt mich ſehr neugierig!“ verſicherte Wilhelm.

„Alſo auch vor Wachsfiguren kannſt Du Schreckhafter erſchrecken?“ fragte Herrmann.

„Warum leugnen, daß es geſchehen? Es iſt ſo!“ antwortete Reinhold auf des letztern Frage.

„Seht“ — ſprach er fort — „ich war ganz alleine im Saal eben, auch kein einziger Menſch lebte in den weiten Räumen. Die Lichte brannten bereits ziemlich dunkel, und es war auch nicht mehr frühe. Ich ſchritt auf und ab unter den verſchiedenen Geſtalten und Gruppen, welche lebendig zu ſein ſchienen und doch ſtumm und ſtarr ſtanden, wie vom Zauberſtabe jener bekannten Fee berührt, von der uns das Märchen ſchon als Knaben mit Grauen erfüllt hat. Da war ich zu einer ziemlich entlegenen Ecke eines der Räume gekommen und entdeckte eine große herabhangende grünſeidene Gardine, die ein anderes kleines Gemach, einen ſogenannten „Alkoven“, zu verſchließen ſchien. Neugierig ſchob ich natürlich den grünſeidenen Vorhang zurück — allein ich bebte auch in demſelben

Augenblicke, erſchrocken wie faſt nie in meinem Leben, vor einer Gruppe zuſammen, die mit ſo vieler Kunſt geformt und ſituirt war und ſo viel ſchauderhafte, ſo viel entſetzliche Wahrheit heuchelte, daß ich dieſelbe für wirklich lebend hielt, daß ich ſie dafür halten mußte und, ich möchte ſagen, mit wankenden Knieen vor ihr bis in die entgegengeſetzte Ecke des Raumes floh."

„Das wäre!" ſagte Wilhelm.

„Ei!" ſprach Herrmann.

„Ich erholte mich freilich ſofort von meinem Schreck", fuhr Reinhold fort, „allein ich war doch immer noch ergriffen und verließ darum bald darauf das Kabinet. — Wahrſcheinlich aus Rückſicht gegen das zartere Geſchlecht, das wahrlich nicht immer das zarte iſt, hatte man mit einem Vorhange das entſetzlichſte Gemälde der Plaſtik verhüllen zu müſſen geglaubt; in der That aber muß ein dergleichen Gebilde, nach meiner Anſicht, nur noch ſchrecklicher oder ergreifender in ſeiner Wirkung auf den Beſchauer werden als es ihm durch das Wegziehen der Hülle nur ſo plötzlich und nicht nach und nach in einzelner Entwickelung vor Aug' und Seele tritt, wie geſchehen würde, wenn man es unverhüllt ſchon aus der Ferne zu gewahren vermöchte und ſo allmählig mit ihm bekannt würde."

„Darin magſt Du wohl nicht ganz unrecht haben," bemerkte Herrmann.

„Gewiß nicht!“ ſagte Wilhelm „das muß Jedem einleuchtend ſein. — Allein die Gruppe?“

„Nein, nein!“ unterbrach Herrmann ſeinen Freund Reinhold, bevor derſelbe noch den Mund aufgethan hatte, indeſſen eben reden wollte, „um's Himmels Willen ſchweige! Du mußt uns kein Sterbenswörtchen von dieſer Gruppe im Voraus ſagen! Meinen Genuß wenigſtens ſtört es immer ganz und gar, wenn ich ſchon im Voraus weiß, was ich ſehen, hören oder ſchmecken ſoll. Ich bitte Dich darum aufs Inſtändigſte, zu ſchweigen. Gedulde Dich mit mir ein wenig, Wilhelm, Du wirſt es ja in Kurzem mit eigenen Augen ſchauen und an dem nur einen um ſo größern Genuß haben, was Dich hoffentlich jetzt nicht mehr ſonderlich erſchrecken wird, da Du ja einigermaßen ſchon durch Reinhold auf ein ſchreckliches Schauſpiel vorbereitet worden biſt.“

„Ich werde mich ſchon gedulden können,“ ſagte der Angeredete.

„Und wahrlich nicht allzulange“, fuhr Herrmann fort, „denn meine Pfeife, Kinder, iſt ausgeraucht, und meinetwegen mögen wir daher ſogleich gehen.“

„Meinetwegen nicht minder,“ ſprach Reinhold und klopfte ſeine Pfeife an der Lehne des Seſſels aus. „Wir kommen zum Abendeſſen dann zu mir insgeſammt wieder zurück, wenn Ihr anders meine Gäſte für den heutigen Abend ſein wollt.“

„Warum eine ſolche Einladung ausſchlagen?“

ſagte Wilhelm mit Lächeln, „da ich andernfalls mich doch ſelbſt bei Dir würde heute Abend zu Gaſte gebeten haben.“

„Wir beide, Wilhelm, haben wirklich ohne es zu wiſſen in Compagnie einen und denſelben guten Einfall gehabt, lachte Herrmann fröhlich,“ denn ich ſchwöre es Dir bei allen guten Geiſtern zu, daß es auch meine prämeditirte Abſicht war, bei unſerm Freund Reinhold zum beſcheidenen Abendeſſen zu bleiben, das er übrigens ſo verwegen einrichten darf, als er will.“

Alle drei Freunde erhoben ſich nun von ihren Stühlen, lehnten ihre Pfeiffen nach Bequemlichkeit da und dort hin, und hatten eben, um zu gehen, ihre Hüte genommen und ſich anderweitig gerüſtet, als geklopft wurde und gleich darauf der vierte Freund, Ludwig, ins Zimmer trat, von welcher Perſönlichkeit eben die Rede geweſen war.

2.

Eine kleine Wolke des Unmuthes über dieſe unverhoffte Störung ward ſogleich ſichtbar auf der Stirne Herrmanns, der vom Glücke etwas verzogen ſein mochte; allein ſie vertheilte ſich ſogleich, als ſeine beiden Freunde den eben eingetretenen vierten aufs Herzlichſte begrüßten; er ſchämte ſich ein wenig vor ſich ſelber ſeines Egoismus, und begrüßte Ludwig nicht

weniger herzlich als die Andern.

„Ihr wollt eben aufgeben, meine Freunde," hub Ludwig nun mit weicher Stimme an.

„Das hat nichts zu ſagen," ſprach Herrmann wirklich aufrichtig.

„Nein; laßt Euch durch mich nicht abhalten!" bat Ludwig. „Thut das nicht. Wir treffen ein andermal wieder zu ſammen. Weil ich hier ſo hell ſah, als ich eben vorbei gehen wollte und, ſonderbarerweiſe, gerade Euch drei mir hier verſammelt dachte, zog es mich unwiderſtehlich hier herauf, um einmal wieder einen Abend mit Euch nach alter Weiſe zuzubringen, wenn Ihr mich anders ertragen könntet und wolltet."

„Rede nicht ſo, Ludwig!" ſagte Reinhold mit ſanftem Vorwurf.

„Warum ſollte ich nicht?" entgegnete Jener. „Weiß ich doch nur allzugut, daß ich nicht mehr derſelbe bin, als welcher ich vor drei Jahren von Euch geſchieden!"

Die drei Freunde ſchwiegen.

Ludwig ſprach weiter.

„Und Ihr wiſſet das ſo gut als ich, und Ihr werdet gewiß auch wiſſen, daß ich allein aus dem Grunde mich entfernter von Euch gehalten, weil ich Euch nicht zur Laſt fallen will."

„Du wirſt uns niemals zur Laſt fallen können," verſicherte Wilhelm, und beide Andern pflichteten ihm bei. —

„Ich danke Euch für Eure Güte," ſagte Ludwig gerührt;' allein laßt Euch nicht abhalten von Eurem Vornehmen. Ein anderes Mal. — Gute Nacht."

Damit wollte er ſcheiden.

Aber Reinhold hinderte ihn daran, und alle waren im Begriffe, ihre Hüte wieder wegzulegen.

Ludwig wollte das nicht leiden.

Herrmann gedachte die Sache auszugleichen.

„Nun wohl," ſagte er, „ſo begleite uns, Ludwig. Wir beabſichtigen ein kürzlich hier angekommenes Wachsfiguren-Kabinet, das Reinhold uns als ganz ausgezeichnet geſchildert hat, und das — — — — wo iſt es zu ſehen, Reinhold?"

„Auf dem Großneumarkt'" verſetzte dieſer lächelnd.

„Nun, das auf dem Großneumarkt gezeigt wird — zu beſuchen. Begleite uns dahin und kehre demnächſt mit uns hierher zum Abendeſſen zurück."

„O ja", baten die andern Beiden ebenfalls, „begleite uns und bleibe mit uns dieſen Abend zuſammen.

Der ſo Gebetene aber ſträubte ſich und ſprach dann:

„Ich verhehle es Euch nicht, meine Freunde, daß es mich niemals, auch nicht einmal in meinen fröhlichſten Jugendjahren, vergnügt oder Intereſſe für mich gehabt hat, dergleichen wächſerne Menſchen zu betrachten; ja, daß ich im Gegentheile beſtändig eine Art

von Widerwillen dagegen empfunden habe. Ich vergesse zu bald, daß die mich Umgebenden nur von Holz zusammengeschlagen, mit wächsernen Larven und Händen, manchmal auch mit dergleichen Füßen, nothdürftig ausgestattete und mit Kleidungsstücken umhangene seelenlose Figuren, nichts mehr und nichts weniger sind. Da aber haben sie etwas eigenthümlich Grausenhaftes für mich, wie sie so lebend und doch leblos, unbeweglich, regungslos, erstarrt, als sei es vermöge eines über sie ausgesprochenen Fluches, da stehen und aus ihren gläsern, eingefrornen Augen ihre ausdruckloſen Blicke auf mich werfen, Die gar keine Blicke heißen können. Mir ist dann, als verkehrte ich mit aus dem Grabe Erstandenen, mit lebendigen Todten oder todten Lebendigen, und selber der Geruch des Wachses in seinem Gemische, dieser eigenthümliche Geruch in einem solchen Raume berührt meine Geruchsnerven nicht anders, als der Grabesduft in einer Leichenkammer."

Als Ludwig diese letzten Worte ausgesprochen hatte, schien sein blasses Gesicht noch blasser zu werden, und ein sichtlicher Schauder durchbebte ihn.

„Ich besuche Euch sicherlich ein ander Mal," fuhr er dann fort; „zu einer Zeit, da ich Euch in keinem Eurer Vornehmungen zu hindern überzeugt sein darf: hört Ihr, Freunde. Ich besuche Euch vielleicht morgen schon, wenn Ihr Euch anders morgen hier sämmtlich wieder solltet zusammen gefunden ha-

ben. Heute Abend kam ich ja doch ohnehin, wie gesagt, nur ganz zufällig."

„Nein, da wollen wir denn doch wirklich lieber unsern heutigen Vorsatz aufgeben und zu Hause bleiben" entschied Reinhold, sich mit einem um Zustimmung bittenden Blick an Wilhelm und Herrmann wendend, und machte Anstalten, seinen Vorschlag in Ausführung zu bringen, obgleich des Letztern zusammengezogene Stirne und ein unwilliges Augenblinken ihm hinlänglich zu erkennen gaben, daß Herrmann durchaus nicht mit seinem Freunde über den gemachten Vorschlag einverstanden sei.

Wilhelm aber sagte: „ja, das laßt uns!" und traf Anstalten wie Reinhold.

„Nein, meine Lieben," redete Ludwig darein und verhinderte die Beiden an ihren Anstalten, „nein, meine Lieben, zu Hause bleiben sollt Ihr in der That nicht! Und so bin ich denn entschlossen, mit Euch zu gehen. Es ist ja in Wahrheit nur ein sehr kleines Opfer, das ich Euch zu bringen im Begriffe stehe, und ich würde Euch ebenso gerne auch ein größeres bringen."

„Sieh das ist recht lieb und schön von Dir!" rief lebhaft Herrmann; „allein so gut und nachgiebig bist Du von jeher gewesen und hast mich auf diese Weise oftmals beschämt, der ich nun einmal so verzogen bin, daß ich nur immer mit einem kleinen Unwillen von einem Vornehmen abstehe, welches ich ein-

mal beſchloſſen habe, weil ich mir Vergnügen davon verſprochen. So beſchämſt Du mich auch wieder in dieſem Augenblicke, denn ich wollte ſchon ſehr ungerechterweiſe auf Dich nicht wenig unwillig werden, weil Du meinem Vergnügen in den Weg getreten."

„Laß es gut ſein!" lächelte Ludwig milde. „Ich weiß, daß Du es nicht übel meinſt."

Allein Herrmann hielt nicht inne, ſondern redete in ſeiner Aufregung weiter.

„Reiche mir die Hand vergieb mir meine Unart," ſagte er. „Ich habe Dir eigentlich noch viel mehr abzubitten, als dies: Reinhold weiß es und Wilhelm auch; allein mir iſt es doch lieber, wenn nicht weiter davon geſprochen wird. Und nun ſtimme ich ſelbſt aus erleichtertem Herzen für's Zuhauſebleiben."

Reinhold und Wilhelm beſtanden ebenfals nach wie vor darauf; aber Ludwig ſagte entſchieden, wenn auch mit ſanfter Stimme: „laßt uns doch, Ihr Guten nicht weiter darüber reden! Das Kabinet iſt ja bald geſehen, und ſo bringen wir denn den Reſt des Abends hier zuſammen zu, wie wir vor Jahren es nicht ſelten und immer ſo gerne thaten. Widerſprecht mir nun darein nicht, ſondern laßt mir meinen Willen."

Damit wendete er ſich gegen die Thür, öffnete ſie und machte Miene vorauszuſchreiten.

Die Uebrigen waren nun nicht länger unentſchloſſen, ſondern folgten, als Ludwig weiter und die Treppe hinab ſchritt, ſeinem Beiſpiele und gingen,

nachdem man zuvor die Lichte ausgelöscht hatte ‚um das Kabinet zu sehen. —

Die eben beschriebene Scene zwischen den angedeuteten Freunden fiel im Jahre 1811 in der Bel-Etage eines noch stehenden Hauses auf dem „Neuenwall" vor Wir haben diese Freunde, welche sämmtlich sich einer unabhängigen sehr behaglichen Existenz erfreuten, und von denen kaum einer über fünf und zwanzig Jahre zählte. wir haben sie nicht bei ihrem rechten Namen genannt, und wir werden auch weiter ihre Persönlichkeiten nicht klarer hinstellen, als wir gethan; ebenso wenig werden wir das Haus auf dem „Neuenwall" näher bezeichnen: denn — wir dürfen beides nicht. Wir haben nämlich die Mittheilung derjenigen Begebenheit, für deren Erzählung wir die Aufmerksamkeit des Lesers in Anspruch nehmen möchten, wir haben dieselbe von zweien noch lebenden Greisen, welche vor vierzig Jahren zu jenem Vier-Kleeblatt gehörten, nur unter der Bedingung zur Veröffentlichung erhalten, bei derselben durchaus jede Persönlichkeit in undurchdringlichem Dunkel zu halten vielleicht weil alte Leute ungerne der Gegenstand zudringlicher Neugier und müssiger Fragen zu sein pflegen. Wir haben es versprochen und wir werden unser Versprechen ehrlich halten.

II.

Das Wachsfiguren-Cabinet.

1.

Reinhold war in dem großen Lobe der Vortrefflichkeit des besagten Cabinets, dessen Verfertiger und Eigenthümer zu gleicher Zeit der Italiener Giuseppe hieß, gewiß nichts weniger als zu weit gegangen. Seine Schilderung war viel eher noch hinter der Wahrheit zurückgeblieben. Denn das war keineswegs eine Sammlung von verzerrten Gesichtern und verdrehten mit ein paar bunten Lumpen behängten Holzleibern, wie sie uns reisende Hungerleider, besonders in den kleinen Provinzialstädten, wohl unterweilen um's liebe Brod noch heut zu Tage zur Schau zu stellen die Unverschämtheit haben, und wie man sie damals kaum besser auch in größeren Städten zu sehen gewohnt war: Figuren, welche mit einigen bis auf die Seide abgetragenen Ordenssternen, Ordensbändern angelaufenen Epauletten und — ihnen angehängten Erläuterungszetteln dreist genug sind, sich für Kaiser Nicolaus, Louis Philipp, Friedrich Wilhelm und — Gott weiß für welche andern gekrönte Häupter auszugeben.

Hier war nichts Verzerrtes, nichts Verdrehtes nichts Lumpiges; hier war Alles naturgetreu, ebenmäßig, harmonisch, nobel.

Signore Giuſeppe, wie geſagt, der Eigenthümer und Verfertiger dieſes wahrhaften Kunſtkabinets, war aber auch keiner jener vagabondirenden Strolche, und er trieb das Ding mehr als Liebhaber, als Künſtler, und man durfte ſagen, mehr um ſeines Vergnügens und um das Anderer willen, als um willen des Gewinnes, daher es ihn denn, die häufigen Reiſen mit eingerechnet, welche er oft nach ſehr entfernten Gegenden einzig und allein zur Vervollſtändigung und Vervollkommnung des Kabinets, das ſeine Freude und ſein Stolz war, unternahm, bei Weitem mehr koſtete als es ihm einbrachte und einbringen konnte. Da er indeſſen vom Hauſe aus ſehr wohlhabend, vielleicht reich genannt werden konnte, ſo kümmerte er ſich darum ſehr wenig. Der Beifall der Kenner, wie viele oder wie wenige es nun ſein mochten, genügte ihm vollkommen und belohnte ihn, wie er es oft ausſprach, ausreichend für die nicht kleinen Opferungen an geſpendetem Golde und aufgewendeten Müben.

Tagelang in welcher Zeit dann ſeine Säle geſchloſſen waren, in denen er gerne ſelber allein den Cicerone machte — Tagelang konnte Giuſeppe mit der Anordnung oder mit der Umordnung einer oder der andern Gruppe ſeiner Wachsfiguren zubringen, viele Stunden hindurch den Verbeſſerungen einzelner kleinen, Manchem gewiß höchſt unbedeutend erſcheinenden Mängel in den Zügen der Geſichter ſeiner Geſtalten, in ihrem Haarputz, in der Drageric ihrer

Gewänder, in ihren sonstigen Anzügen sich opfern, und er war nicht eher zufrieden, bis Alles und Jedes bis auf das Allergeringste ein reines und treues Abbild der vollkommensten Wahrheit geworden war, dem seine Kunst als ihrem Ideale nachrang.

So fand man denn auch bei ihm nur wenige ohne besondere Lebensthat allein für sich dastehende einzelne Figuren, obgleich andere Kabinette uns dergleichen fast ausschließlich in oft scheuslichen Carrikaturen darbieten, und auch diese waren bei Giuseppe ohne Ausnahme Alle aus einem bedeutungsvollen Lebensmomente herausgegriffen und in einer großen innern Bewegung vorgestellt. Die ein Jeder deutlich auf den Gesichtern las.

Meistens bildeten alle seine Figuren interessante Gruppen, die er kühn und mit geistvoller Umsicht dem Lebensschicksale der vorgestellten Personen entnommen hatte, weil er längst zu der Einsicht gelangt war, daß dergleichen Abbilder nur, in einem wichtigen entscheidenden oder doch jedenfalls interessanten Lebensmomente handelnd dargestellt, auch wahr, lebendig und ergreifend, sonst aber immer mehr oder minder unwahr, geisterhaft und Leichenartig erscheinen müßten und das Auge niemals vollständig zu täuschen im Stande sein könnten, da sie stumm und ohne Ansprache an den Geist geblieben.

Freilich wurden auch bei Giuseppe einige gekrönte Häupter nicht vermißt, allein die Wahl derselben ge-

reichte dem Künſtler ſehr zur Ehre, und der Moment in welchem man dieſe verſchiedenen Fürſten handelnd erblickte, war wenigſten Männern würdig, welche — einmal Kronen tragen, um die wir ſie nicht beneiden. Beides gab gewiß ein deutlich redendes Zeugniß und war eine ſchöne Beglaubigung für des Künſtlers geſundes Urtheil und richtiges Gefühl, ſo wie Alles auf einen hochgebildeten Geſchmack hindeutete, der durch Studium und Reiſen gewonnen ſein mußte.

Da war auch Napoleon, der große Kaiſer, der letzte Repräſentant monarchiſcher Erhabenheit: allein er ſtand nicht da ſtarr und ſteif und vor ſich hinſchauend mit den gläſernen ausdruckloſen Augen, und mit dem Olivengeſichte ohne eine Bewegung in den ſonſt ſo leicht beweglichen Zügen, wie man ihn vorzuſtellen im Allgemeinen einmal einig unter einander geworden zu ſein ſcheint, er ſtand nicht da mit verſchränkten Armen, wie eine Statue aus Stein gehauen und mittelſt des Anſtreicher Pinſels mit verſchiedenen Farben bemalt: Nein! einen Act der Menſchlichkeit und der kaiſerlichen Gnade übend war er hingeſtellt, wie er der flehenden, in Thränen ſchwimmenden Gemahlin des Fürſten von Hatzfeld das Leben ihres Gemahls ſchenkt, daß dieſer, nachdem er in Napoleons Dienſte getreten war, durch Verrath verwirkt hatte. Unübertrefflich waren im Geſichte der Prinzeſſin ihr ungeheurer Schmerz, ihre bis zur Verzweiflung geſteigerte Angſt um ihren Gatten ausgedrückt, unübertrefflich in dem Geſichte des großen

Kaiſers die rein menſchliche Milde, die in ſeiner Bruſt lebendig, ſeine tief innerſte Rührung bei den Bitten der Fürſtin, ſeine Achtung, ſeine Bewunderung für die treue Gattin, die ſich für ihren geliebten Gatten hier auf dem Boden wand, alle jene ſchönen Gefühle, die endlich über ſeine Gerechtigkeit, über ſeine Strenge über ſeine Politik, von der er ſonſt nichts vergab, einen herrlichen Sieg errangen.

Da war auch der von Herzen wirklich gutmüthige, wenn auch bizarre Kaiſer Paul, den man endlich unter falſchen Vorſpiegelungen beinahe toll gemacht. zu ſehen, aber in dem Momente, wo er einen jungen Offizier — als der Kaiſer unter einer Menge verſchiedenen Grades derſelben einen von ihm Geſuchten, eines Vergehens Schuldigen nicht herausfinden konnte und darum Alle nach Sibirien zu wandern verurtheilt hatte — welcher ſich nun ihm zu Füßen warf und ſich ſelber als den Schuldigen angab, um ſo viele Unſchuldige nicht für ſeine Schuld büßen zu laſſen, nicht allein großmüthig verzieh, ſondern denſelben auch ſeiner Edelhaftigkeit wegen um einen Grad im Rang erhöhte. Es war in der That eine höchſt ergreifende Scene.

Da konnte man ebenfalls den ehrenwerthen Karl Johann von Schweden ſehen, den frühern Prinzen von Pontecorro, der nach der ſogenannten Völkerſchlacht bei Leipzig, wo die Sieger das königliche Schloß betraten, der einzige von allen Kronenträgern

war, der dem alten, tief gebeugten König von Sachsen nicht wortlos den Rücken kehrte, sondern ihn, um demselben aufzurichten, mit aller möglichen Rücksicht Artigkeit und Humanität behandelte, und demselben sein aufrichtigstes Beileid in dem ihn betroffenen Unglück ausdrückte. Hier war dieser wahrhaft ehrenswerthe und wahrhaft fürstliche Mann zu sehen in dem Augenblicke, wo er zum ersten Male als erwählter Kronprinz von Schweden den Schwedischen Boden betritt, und von seinem Adoptivvater und vom Jubel einer ungeheuern Volksmenge begrüßt wird.

Da sah man nicht minder den wohlwollenden Frederik VI. von Dänemark, wie er als Kronprinz und Mitregent im versammelten Staatsrathe die Acte unterzeichnet, durch welche die Leibeigenschaft in Dänemark aufgehoben wird, und jeder der Anwesenden war Portrait.

Genug indessen von diesen gekrönten Häuptern, die bei Weitem nicht das meiste Interesse in Anspruch nahmen, obgleich noch eine Menge derselben da waren. Alle diese Persönlichkeiten aber, und die meisten seiner Sammlung hatte Giuseppe auf seinen vielfachen Reisen in und außer Europa häufig und in sehr verschiedenen Lebensverhältnissen selber gesehen, hatte bei manchen Fürsten eine sehr huldvolle Aufnahme und Anerkennung seiner uneigennützigen künstlerischen Verdienste und Bestrebungen gefunden, ja, war sogar von einigen dieser Gekrönten großmüthig, wenn auch ge-

wiß nicht immer ohne alle und jede Oſtentation, beſchenkt worden mit den gewöhnlichen Doſen und Ringen, was einem Künſtler von wirklichem Werthe gewiß nicht alle Tage paſſirt

Allein alle dieſe hochfürſtlichen Gruppen waren, ſo gerecht man bei ihrem Lobe auch in ſeiner Anerkennung genannt werden mußte, dennoch bei Weitem nicht die ſchönſten, wenigſtens nicht die intereſſanteſten des Kabinets. Zu dieſen gehörte unſtreitig eine Menge anderer, welche merkwürdige Begebenheiten oder Situationen aus dem Leben mehr oder minder bekannter Privaten darſtellten. Da Giuſeppe auch die Hauptzum Theil die Neben-Perſonen ebenfalls dieſer Gruppen in den verſchiedenen von ihm durchzogenen Ländern größtentheils ſelber und oft ziemlich genau gekannt hatte, ja, unterweilen ſogar zufällig anweſender Zeuge des Momentes geweſen war, in welchem er ſie aufgefaßt und handelnd oder leidend dargeſtellt hatte, ſo konnte natürlich ſeinen künſtleriſchen Gebilden um ſo weniger die höchſte Wahrheit mangeln.

Unter dieſen Leiſtungen zeichnete ſich durch Leben und Ausdruck insbeſondere die Arretierung des bekannten Buchhändlers Palm durch franzöſiſche Gens-d'armen aus, jenes Mannes, der für eins der elendeſten Bücher, „Deutſchland in ſeiner tiefſten Erniedrigung ſchwer büßen mußte. Giuſeppe ein Bekannter des ſpäter mit dem Tode beſtraften, erſchoſſenen unglücklichen Palm, war eben durch einen Zufall gegen-

wärtig bei dieſer Arretierung geweſen, woher man ihn denn auch ſelbſt in eigener Perſon, zum Täuſchen ähnlich, nicht in dem Tableau vermißte.

Nicht minder gelungen und ſchön durfte man eine andere Gruppe nennen, die einen Vater, einen franzöſiſchen Offizier, vorſtellte, der, aus einer faſt ſiebenjährigen Gefangenſchaft in England glücklich entwiſcht nnd nach Brüſſel gelangt, hier ſeine einzige angebetete Tochter im Buhlhauſe wiederfindet. — Das Tableau nahm das innigſte Mitleid jedes Schauenden, ein bis zum Schauder geſteigertes Mitleid in Anſpruch. Es baſirte ſich aber auch auf eine wahre Begebenheit. Der Vater gab ſeine Tochter in ein Kloſter und — machte dann ſeinem Leben durch einen Piſtolenſchuß ein Ende.

Viele Liebhaber und nicht wenige Kunſtverſtändige zogen indeſſen dieſen Beiden ſo werthvollen Arbeiten des Künſtlers bei Weitem noch eine dritte vor, welche als Kunſtwerth denſelben doch wohl eigentlich nur an die Seite zu ſtellen war, allein durch das erhebende Intereſſe, das ſie für ihren Gegenſtand einflößen mußte, den der Künſtler hier behandelt hatte, und der jede fühlende Seele aufs Tiefſte bewegte, ohne ſie in Aufruhr zu bringen, unwiderſprechlich das Urtheil beſtach, wie auch einzelne im Gefühl erſtorbene und in Spiritus geſetzte einzelne große Kritiker ſo oft bewieſen, als ſie ſich in das Kabinet bemühten.

Dies Tableau behandelte gleichfalls eine wahre

Begebenheit, und es ſtellte ein junges, ſehr ſchönes Mädchen dar, welches ihren Geliebten, einen Soldaten, durch Kleidertauſch aus dem Gefängniſſe, worin er auf den Tod ſaß, befreite, wie ſehr ſich dieſer auch ſträuben mochte. — Die Namen des Soldaten und der Soldatenbraut ſind uns nach länger als vierzig Jahren verloren gegangen. — Frau von Lavalette wiederholte im Jahre 1816 dies Beiſpiel aufopfernder Liebe in Paris, und wir wiſſen ihre hochherzige Handlung gewiß in dem Maße zu würdigen, als hätte eine ähnliche vor ihr noch nie Statt gefunden: allein der Name der Frau von Lavalette lebt noch auf der Zunge der Hiſtorie, der Name der unbedeutenden armen Soldatenbraut aber iſt hinuntergeſpielt worden in den Strom der Vergeſſenheit! — Anders iſt es aber einmal nicht in der Welt, und wenn man ſich auch auf den Kopf ſtellen wollte, die einzige Möglichkeit einer etwanigen Aenderung durfte vielleicht nur die ſein, die Welt ſelbſt auf den Kopf zu ſtellen.

Wo Giuſeppe mit den Hauptperſonen einer Gruppe aus dem Leben, die ſich bei Anhörung einer hiſtoriſchen Begebenheit ſogleich fertig in ſeinem Kopfe, man möchte ſagen: in ſeinen Fingern, geſtaltete und die er nun einmal beſitzen wollte und mußte, unbekannt geblieben war, da hatte er doch weder Mühe noch Geld geſpart, ſich durch Ausſendung der geſchickteſten Maler ſich die ähnlichſten Gemälde der betheiligten Perſonen zu ſchaffen, wornach er denn geſchickt die

Gesichter derselben formte und ihnen den Ausdruck gab, welche der Situation angemessen war, in welcher die Persönlichkeiten sich nach seinem Arrangement befinden mußten.

Es reiste Giuseppe einmal mehr als hundert Meilen, um vier eingefangene Kapitalverbrecher von Angesicht zu Angesicht sehen zu können und zu modelliren. Es waren diejenigen Schelme, welche vor Jahr und Tag bei einem Raub-Ueberfall und Einbruch in das Schloß eines ihm befreundeten Polnischen Grafen besonders thätig gewesen waren, der Gemahlin des abwesenden Schloßherrn durch allerhand schreckliche Marter das Geständniß abzupressen, wo der Graf sein Silber, Gold und seine Juwelen verborgen hatte. — Späterhin fanden sich dieselben vier Schelme, wie sie mit wunderbaft verschieden dargestellter Gemüthsstimmung dem Schaffote entgegen gingen, wobei jede Aehnlichkeit auch nicht im Geringsten verletzt war, und der blödeste Anschauer die Persönlichkeiten, welche das erste Tableau enthielt, wiedererkennen mußte.

Ein anderes Mal ließ es sich Giuseppe fünfhundert Guineen und ein unendliches Mühsal kosten, die ähnlichen Bildnisse Ali Pascha's von Janina und einiger seiner Getreuen durch eigene Anschauung zu gewinnen, und diese Begebenheit hätte ihm beinahe das Leben gekostet; wie er denn auch öfters in Schlachten zu Lande und zur See, bei Belagerungen, in den

angefüllten Lazarethen gegenwärtig gewesen war, um sich nichts entgehen zu lassen, was für sein Kabinet nur irgend ein Kunsterspriess sein konnte. Sein Leben galt ihm bei dieser Operation gar nichts, denn er lebte nur für seine Kunst, die er wirklich auf eine bis dahin noch nicht erreichte Höhe gebracht hatte. Sein ganzes Kabinet ging übrigens später unter dem Brande von Moskwa ein für alle Mal und unwiderbringlich verloren, und er starb demselben innerhalb weniger Tage, als ächter Künstler, im Künstlerschmerze nach. Er und seine künstlerische Arbeit waren vollständig identificirt.

Das würdigste und merkwürdigste, das getreueste und vollendetste der Tableaux des Künstlers war indessen ganz ohne Zweifel dasjenige, dessen Reinhold gegen seine Freunde Erwähnung gethan hatte, und welches Giuseppe beständig hinter einer grünseidenen Gardine verborgen hielt; zweifelsohne, um zuförderst allzuzart besaitete Seelen besonders wohl Damenseelen, — auf das Schaudervolle des ihnen vorstehenden Anblickes gefaßt machen zu können. Ob das Grausenhafte dieses plastischen Gemäldes, wie Giuseppe meinen mußte, durch diese vorsichtige Vorkehrung wirklich gemildert, oder nicht vielmehr, wie Reinhold dafür hielt, noch erhöht werden mußte, das mögen Psychologen von größerm und ausgebreiteterm Ruhme, als uns zu Theil geworden ist, untersuchen, entscheiden und — sie mögen sich darüber mit der Welt zurecht

finden ſo gut ſie können. Wir haben uns längſt des Streites mit der Welt begeben und laſſen ſie laufen.

2.

Man hat es häufiger, als zu wünſchen ſtände namentlich in dem über die Comptoirtiſche einer großen Handelsſtadt abgezogenen Dekockt der Menſchenwelt bemerken müſſen, daß vornehmer und geringer Pöbel beiden Geſchlechtes dem Gaukler und Springer, dem Schreier, dem Harlekin und Bajazzo größerer und kleinerer Bühnen ſehr gerne nachläuft, die Säle des ächten Kunſtgeſchmacks dagegen leer und verödet läßt. — Wir wollen, weil wir eben von und für Hamburg ſchreiben, keine weitere Anwendung dieſer unwiderſprechlichen Wahrheit hier an der Stelle niederlegen, aber wir müſſen eben der Wahrheit zur Ehre doch mittheilen, daß „die Freunde“ auch Giuſeppe's Säle, in welchen er am „Großneumarkt“ ſeine Sehenswürdigkeiten ausgeſtellt hatte, unbeſucht und ſich mit dem Künſtler allein fanden, nachdem ſie eingetreten waren.

Trotz deſſen empfing ſie Giuſeppe aufs zuvorkommendſte, und führte ſie ſelbſt mit höchſter Artigkeit überall umher, Unbekanntes und Unverſtandenes ihnen mit eben ſo vielem Geiſte als tiefer Kenntniß und praktiſcher Lebenserfahrung erklärend und verdeutlichend. Gerne folgten dem Zuvorkommenden Wilhelm und Reinhold, vor Allen aber Herrmann, der ſich, wie man es ihm deutlich anſah, höchlich in dem

Anſchauen all der herrlichen Kunſtſchöpfungen, wie man ſie vorher in der Art noch niemals geſehen hatte ergötzte und Reinhold ein Mal über das andere herzlich dafür dankte, ihn auf dies „Wunderkabinet" aufmerkſam gemacht zu haben. Dabei rief er aus: „wäre es nun nicht in der That mehr als Jammerſchade geweſen, wenn wir nicht noch an dieſem Abende hergegangen wären? Man kann wahrlich dergleichen nicht zu frühe betrachten; allein man muß es öfter ſehen, als ein Mal. Man muß ſolche Kunſtwerke ſtudiren, wie die Gemälde großer Meiſter in den Kunſtgallerien.

Giuſeppe ſchien die ihm in dieſen Worten gewordene Anerkennung ſeiner künſtleriſchen Beſtrebungen zu ſchmeicheln oder zu erfreuen, denn er warf einen ſehr wohlwollenden Blick auf Herrmann und lächelte mit einer gewiſſen Genugthuung, ohne indeſſen ein anderes Wort zu ſagen, als gegen Reinhold gewendet: „Ihr Freund iſt Enthuſiaſt."

„Etwas excentriſch wohl zu weilen," erwiderte dieſer, „im gegenwärtigen Augenblicke indeſſen gar nichts weiter, als gerecht."

Der Künſtler verbeugte ſich artig.

„Welche unendliche Mühe, Signor," ſagte Wilhelm, „wie viele Anſtrengungen und Aufopferungen muß es Sie gekoſtet haben, bevor Sie Ihr Kabinet auf die Stufe der Vollkommenheit brachten!

„Ich leugne es nicht," lautete die Entgegnung

daß Sie in dieſer Vermuthung vollkommen Recht haben, allein es iſt endlich nur meine Lebensaufgabe die ich erfülle, wie denn ein Jeder die ſeine erfüllen muß, ich möchte ſagen, freiwillig oder gezwungen, und nur erſt im Grabe kann man ſie als gelöſt anſehen.

„Da mögen Sie ſehr Recht haben!“ verſetzte Reinhold.

„Mein Streben für die Vervollſtändigung meines Kabinets,“ fuhr der Künſtler fort, „wird dem nach auch nur mit meinem Leben enden.“

„Und der Lohn für alle künſtleriſchen Beſtrebungen?“ fragte Herrmann.

„Liegt in dieſen Beſtrebungen ſelbſt,“ entgegnete lächelnd Giuſeppe. „Aber gehen wir weiter.“

3.

Ludwig war indeſſen von den Uebrigen ziemlich entfernt, dieſes oder jenes Tableau, wenn auch öfters mit geheimen Schauer, längere Zeit als ſie betrachtend, hinter denſelben zurückgeblieben, und wandelte bald einſam ſeinen Weg. Eben war er in Anſchauung einer überaus wahr dargeſtellten und höchſt intereſſanten Gruppe, wie es ſchien ganz und gar verſunken und kehrte gerade ſeinen Freunden den Rücken zu, als der Künſtler dieſen die grüne Gardine geöffnet hatte und die mehr oder minder Zurückſchaudernden über das ſich in der großen Niſche befindliche und nun enthüllte Tableau belehrte.

Wir dürfen die erſten zwei Drittel dieſer Aus

einanderſetzung Giuſeppe's füglich übergehen, wir ſind ſogar, unſern Leſern gegenüber, gleichſam dazu verpflichtet, weil wir andernfalls unſerer Erzählung vielleicht ein wenig weit vorgreifen würden, wenigſtens den Schleier, der ſie dennoch verbergen muß, für den Aufmerkſamen und Denkenden ſo weit zu lüften in Gefahr wären, daß das Intereſſe an der Hauptbegebenheit geſchwächt werden könnte.

„Trotz der unruhigen Zeit," ſchloß der Italiener ſeine Belehrung," welche an blutige Auftritte und an Grauſen aller Art mehr als allzuſehr gewöhnt warmachte dieſe ſchauderhafte Begebenheit doch durch ganz Spanien das größte Aufſehen, und ſelber die entſchiedenſten Exaltados mochten ſich mit ihr nicht einverſtanden finden; ſehr wenige vielleicht ausgenommen, bei denen jedes menſchliche Gefühl ganz und gar erſtorben ſein mußte. — Da ich die Hauptperſonen dieſer blutigen Tragödie zufällig während einer ein Jahr früher fallenden Anweſenheit in Spanien meiſtentheils alle perſönlich gekannt und einen und den Andern damals auch modellirt hatte, ſo darf ich für die frappanteſte Aehnlichkeit derſelben einſtehen."

„Vielleicht dürfte man mich tadeln," fuhr der Künſtler fort, nachdem er eine kleine Weile eingehalten hatte, „vielleicht dürfte man mich tadeln, daß ich gerade den entſetzlichen Augenblick, den Augenblick der That ſelbſt gewählt habe, wo der fürchterliche, von einem patriotiſchen Wahnſinn ergriffene Bruder eben

noch die abgehauene Hand ſeiner von ihm jämmerlich geſchlachteten Schweſter in ſeiner Linken hält, und er armen Donna blutiger Leichnam zu ſeinen Füßen niederſinkt, man dürfte mich tadeln, ſage ich, weil ſelten Einer noch dieſes Gemälde hat ohne Haarſträuben, mindeſtens nicht ohne die größte Seelenerſchütterung anſchauen können: allein der Künſtler darf ſich an dergleichen einmal nicht kehren, und muß denjenigen Moment aus einem Begebniſſe zur Darſtellung erwählen, welchen er als den intereſſanteſten, als den Hauptmoment erkannt hat, ohne andere Rückſichten zu nehmen, als die gegen ſeinen Genius, es leite ihn dieſer wohin es ſei. So iſt mindeſtens meine Meinung."

4.

Noch immer ſtarrten Reinhold, Wilhelm und Herrmann auf die ſchauderhafte Wahrheit des Tableaux hin, das vor ihnen eröffnet worden war, als ſie plötzlich hinter ſich einen dumpfen Schmerzensſchrei vernahmen und ſich, durch denſelben erſchreckt, ſämmtlich raſch umwendeten.

Da ſtand Ludwig hinter ihnen mit weit aufgeriſſenen rollenden Gluthaugen, am ganzen Körper wie im Fieberfroſt zitternd Fürchterlichen Blickes, nicht anders wie ein Wahnſinniger, ſtierte er auf das blutige Gemälde, das die Freunde ſo lange Zeit betrachtet und von dem ſie ſich nun eben erſt, in Veranlaſſung ſeines dumpfen Schmerzensſchreies abgewen-

det hatten. Sein eisgraues Haar schien sich lebendig auf seinem Haupte in die Höhe gerichtet zu haben und alle Züge seines Gesichtes tobten im wildesten Muskelspiel krampfhaft und in mancher Verzerrung durch einander. Er stand wie dem Boden eingewurzelt und gab keinen weitern Laut für den Augenblick von sich. Nun aber schien es ihn plötzlich mit Raserei zu erfassen. Eine gewisse angstvolle Wuth, eine tolle Verzweiflung schien über ihn gekommen zu sein. Schnell wie ein Sturm, und grimmig wie ein Tieger stürzte er mit geballten hochemporgereckten Fäusten sich auf die Gruppe die er bisher regungslos und stumm angestiert hatte, und brüllte mit der Stimme eines Stiers: „Verfluchter, halt ein! — Halt ein, Verfluchter!“

Giuseppe sowohl als auch Reinhold, Wilhelm und Herrmann waren so überrascht und betroffen von diesem sich so rasch gestalteten Auftritte, daß sie gar nicht daran denken konnten, den Rasenden aufzuhalten und daher auch nicht vermögend waren, ihm hastig genug zu hindern, Unheil anzurichten. Ehe sie sich es daher versahen, und schneller als man eine Hand umdreht war es bereits geschehen. Mit einem mächtigen Faustschlage hatte er Augenblicks die Hauptfigur des schönen Tableaux so gut getroffen, daß diese nicht allein die blutige Hand der Schwester sammt der seinen zu Boden fallen ließ, sondern auch selber, wie es schien, gänzlich zertrümmert, zusammenstürzte und

einen Theil der übrigen Figuren mit ſich im Falle niederriß und verletzte. —

Aber auch Ludwig vermochte nun nicht länger ſich aufrecht zu halten nach einer ſolchen über ſeine ſchwache Conſtitution gehenden Anſtrengung: er taumelte ermattet hin und her, wie ein Trunkener, und ſchlug nach wenigen Sekunden ohnmächtig zu Boden nieder.

5.

Man wird ſich die ſchreckliche Gemüthsbewegung der drei ſchnell wieder zu ſich ſelber gekommenen Freunde bei dieſem Auftritte, bei dieſem Ergebniſſe weniger Secunden leicht denken, allein auch eben ſo leicht ſich den ausgelaſſenen Schmerz des leidenſchaftlichen Italieners über die Zertrümmerung ſeines vorzüglichſten Kunſtwerkes vorſtellen. Auf ein Haar wäre der Unglückliche neben Ludwig, eben wie dieſer ohnmächtig zu Boden geſchlagen. Er lief wie unſinnig umher, ſchlug die Hände verzweiflungsvoll zuſammen und raufte ſich im vollen Sinne des Wortes mit beiden Händen die Haare aus dem Kopfe.

„Mein armer, unglückſeeliger Truxillo! Mein ſchöner Kopf!“ jammerte er ein Mal über das andere, indem er ſo umher lief. „Ach, mein Truxillo! Wer ſteht mir dafür, daß ich Dich jemals ſo wieder erſchaffen werde, als es mir in einem der glücklichen Augenblicke gelungen war, die bei den Künſtlern nicht alle Tage einkehren! Ach, ich werde es nie können!

Dieſer Trurillo iſt für mich auf ewig verloren, und Donna Eugenia und alle übrige Gebilde vielleicht nicht weniger. Ich mag gar nicht hinſehen auf das Werk der Zerſtörung! Ich werde ohne wahnſinnig zu werden, gar nicht unterſuchen können, was vielleicht noch zu retten ſein dürfte. Ach, es wird Alles unrettbar verloren ſein, und ich bin ein geſchlagener Mann!“

So jammerte der Künſtler aufrichtig fort und fort, und unterdrückte kaum ſeine Thränen.

Reinhold, Wilhelm und Herrmann, welche um den ohnmächtigen Ludwig aufs Angelegentlichſte beſchäftigt waren, ihn mit Waſſer beſprengten und ihn auf alle mögliche Weiſe in's Leben wieder zurück zu rufen ſich beſtrebten, waren daneben nicht unempfindlich gegen den Schmerz des Künſtlers. Reinhold inſonderheit ſuchte ihn zu beruhigen und bot dem Jammernden jeden billigen Erſatz, den er nur verlangen könnte. Nichts aber vermochte den verzweifelten Künſtler für ſeinen Verluſt zu tröſten.

„Was ſoll mir Gold für dieſes zerſtörte Kunſtgebilde?“ klagte er immer wieder. „Es war mir für nichts in der Welt feil und nicht zum Verkaufe von mir erſchaffen. Man kann es mir nicht bezahlen.“

Lange waren alle Verſuche und alle eifrige Bemühungen der drei Freunde, Ludwig wieder zum Leben zu erwecken, fruchtlos und vergebens. Endlich gelang dies freilich: er erwachte aus ſeiner Ohnmacht und ſchlug die Augen auf, jedoch ſchien ſein Geiſt völlig abweſend, ſein Verſtand gänzlich zerrüttet, ſeine Zunge wie gelähmt. Er redete irre, er redete ein Unverſtändliches durcheinander, und er kannte offenbar weder den Ort, wo er war, noch ſeine Freunde wieder, und erinnerte ſich eben ſo wenig des vor wenig Augenblicken Vorgefallenen. Er war vollſtändig ab-

gespannt und sanft wie ein Lamm, woher er Alles geduldig mit sich geschehen ließ.

In diesem Zustande brachte man ihn in einer Kutsche, welche schnell herbeigerufen war, nach seiner Wohnung in der Neustädter Fuhlentwite, woselbst man ihn zu Bette brachte und zu gleicher Zeit seinen Arzt kommen ließ.

Reinhold ging am andern Morgen noch ein Mal zu Giuseppe, um ihm auf's Neue eine nahmhafte Summe für seinen Verlust anzubieten, und er fand nun in dem Italiener einen ganz andern Mann als zu Ende des vorigen Abends. Er fand ihn jetzt ruhig und sehr gefaßt, beinahe heiter, und hörte mit Vergnügen von ihm, daß er mit einer ziemlichen Sicherheit hoffen dürfe, unter nicht allzu vielen Mühen sein Tableau vollkommen wieder herzustellen, und daß bei Weitem nicht ein so bedeutender Schade angestiftet worden sei, als er im ersten Augenblicke habe vermuthen müssen, namentlich sei der Kopf seines Trurilla, um den es ihm eigentlich am meisten zu thun gewesen, wenig oder gar nicht beschädigt, was ihn durchaus zu trösten schien.

Die angebotene Entschädigungssumme schlug der hochherzige Italiener standhaft aus, da er, wie er sagte, mit wenigem oder gar keinem Kostenaufwande nun Alles wohl wieder in Ordnung bringen wolle; die Arbeit dabei mache ihm Vergnügen.

Auf Reinholds Bitte hatte Giuseppe freilich versprochen, von dem ganzen Vorfalle gar nicht zu reden, dennoch kamen darüber mancherlei verschiedene Gerüchte, der Himmel mag wissen auf welche Weise, eins noch abgeschmackter als das andere in Umlauf. Endlich, da man nichts Gewisses darüber erfahren konnte, als daß ein sehr nervenirritirter junger Mann dermaßen von dem Anblicke des Tableau's ergriffen worden und in Ohnmacht gefallen, dabei aber meh-

rere Gestalten des Gemäldes mit sich zu Boden gerissen habe, legte sich die Neugierde und alle Gerüchte erstarben in wenig Tagen, insonderheit da in Hamburg einmal eine Neuigkeit die andere und in erstaunlicher Geschwindigkeit ablöst.

6.

Unterdessen kämpfte Ludwig mit einem hartnäckigen hitzigen Nervenfieber, der unmittelbaren Folge jener für seine Freunde bis dahin in ihrer Veranlassung räthselhaften Begebenheit, und genas nur sehr langsam; allein er genas doch, obgleich der Arzt, der natürlich in das Geheimniß von den Freunden, so weit sie etwas davon wußten, eingeweiht werden mußte, ihn zwei Mal so zu sagen aufgegeben hatte, und an seiner Genesung zweifelte. Treulich besuchten und pflegten ihn seine Freunde, ohne jedoch jemals, auch nicht, als es sich bereits mit seiner Gesundheit gebessert hatte, jenes unglücklichen Abends zu gedenken. Er selber erinnerte auch niemals daran, sondern schwieg ebenfalls darüber, und so befanden sich die Freunde in eigentlicher Ungewißheit, ob sich Ludwig überall jenes Abends, und wenn, wieviel er sich davon erinnere.

So verging vollständig ein halbes Jahr und Ludwig war, eine bedeutende Schwäche abgerechnet, völlig wieder hergestellt, obgleich er sich noch eine längere Zeit zu Hause hielt, was ihm keineswegs schwer zu fallen schien.

Da, eines Tages, als die Freunde, wie Ludwig es wußte, wieder einmal Abends bei Reinhold versammelt sein mußten und waren, überraschte sie der Genesene mit seinem unerwarteten Besuche, denn es war der erste Ausgang, den er machte. Natürlich wa-

ren Jene über dieſen Beſuch des Geneſenen ſehr erfreut und bezeigten ihm dieſe Freude auf die herzlichſte Weiſe, was auf ihn einen wohlthuenden Eindruck zu machen ſchien.

Alle wollten ihn zuerſt umarmen.

„Willkommen! tauſendmal willkommen!“ ſprach Reinhold ihm die Hand ſchüttelnd.

„Gottlob, daß Du endlich einmal wieder ausgehſt und zuerſt Unſerer gedenkſt!“ ſagte Wilhelm.

„Hurrah! Nun iſt Alles überſtanden!“ rief Herrmann und zog den Eingetretenen ſtürmiſch an ſeine Bruſt.

„Liebe Freunde,“ hub der Dankbare an, „ich kann Euch meine ganze Erkenntlichkeit für alle Eure zarte Aufmerkſamkeit, für Eure treue Pflege, für alle mir während meiner Krankheit bezeigte Güte und endlich für die mir eben gewordene warme Aufnahme unter Euch, unmöglich klarer an den Tag legen, als wenn ich Euch über die eigentliche Urſache der Krankheit, in die ich plötzlich fiel, alſo auch über den ſchlimmen Vorfall bei Giuſeppe Aufſchluß gebe. Ohne das Unglück jenes Abends würde ich von der ſchrecklichſten Begebenheit meines Lebens, welche mich vor der Zeit zum Greiſe gemacht hat und ſicher vor der Zeit in's Grab zieht, ewig geſchwiegen haben. Das Einzige, was ich mir mit Rückſicht auf meine Mittheilung von Euch ausbedinge, iſt das Verſprechen, nie derſelben gegen irgend Jemanden mit einem einzigen Worte zu erwähnen, bevor ich geſtorben ſein werde, und auch in dieſem Falle dabei alle Eure Umſicht zu gebrauchen; ja ich verlange ebenfalls, wo und wir auch künftig immer zuſammentreffen werden, daß Ihr gegen mich ſelbſt oder auch unter Euch in meinem Beiſein nie an dieſelbe erinnern wollt. Könnt Ihr mir das verſprechen, ſo will ich des Schmerzes nicht achten, der mir in der Erinnerung das Herz auf's Neue zer-

preſſen wird, und mir Stärke zu erringen ſuchen, um meine Erzählung zu Ende zu bringen."

Nach dieſer Eröffnung baten ihn die Freunde angelegentlichſt, ſich lieber zu ſchonen, als ſeine Wunden wieder aufzureißen, indem er ſie mit der Veranlaſſung derſelben bekannt mache, er aber erwiderte:

„Nicht doch, meine Lieben! werden meine Schmerzen und alle erfahrene Grauſen auch bei Erzählung meines Schickſals ſicher wieder lebendig werden, ſo will ich daſſelbe Euch doch erzählen, da ich Linderung und Troſt darin zu finden glaube, mein Heiligſtes in die Bruſt meiner beſten Freunde niederzulegen. Hoffentlich wird es meine Seele erleichtern.

Willig verbanden ſich nun die Freunde zu dem geforderten Stillſchweigen. Alle ſetzten ſich um den Tiſch und der Convalescent begann ſeine Erzählung, nachdem er noch ein Mal hoch aufgeathmet hatte.

III.

Ludwig in Spanien.

1.

Bei meiner Abreiſe verſprach ich Euch, lieben Freunde, wenigſtens alle vier Wochen regelmäßig von mir und meinem Treiben Nachrichten zukommen zu laſſen, und Ihr müßt dieſe auch eine Zeit lang ſo ziemlich regelmäßig, meinem Verſprechen gemäß, erhalten haben, wie denn auch ich öfters durch Euere freundlichen Zuſchriften erfreut ward. — Das war

damals eine gute, schöne Zeit, und Ihr werdet aus meinen Briefen, die in ihr geschrieben wurden, ersehen haben, wie glücklich und zufrieden ich mich befand. Plötzlich aber, wißt Ihr, blieben meine Briefe aus, und auch die Euren mußten es mir bleiben, da Ihr endlich gar nicht mehr wissen konntet, wo ich mich zur Zeit eigentlich befand.

Damals aber befand ich mich, trotz der unruhigen und gefahrvollen Zeit, in Spanien, bald hier bald dort, wohin gerade meine Romantik, der ich huldigte, und die ich in allen Spanischen Verhältnissen, bald mehr bald minder, fand, mich gelockt hatte. Bald von den Spaniern und ihren Guerilla's, in deren auf mich gerichteten Büchsenmündungen ich habe mehr als ein Mal sehen müssen, angehalten, verhaftet, inquirirt, durchsucht und — endlich wieder losgelassen, bald von den Franzosen für einen Spion in englischem Solde angesehen, in's Gefängniß gesetzt, endlich nach weitläufigem Ausweis unschuldig befunden und gleichfalls wieder frei gegeben, machte ich die beschwerlichsten Reisen von der Welt in diesem Lande: freilich nur nach meinem Willen und in eigener Schuld. Hätte ich damals jenes unglückselige Land, das von Freund und Feind zerfleischt wurde, verlassen, wie jeder Vernünftige es that, der nicht durch seine Pflichten dort festgehalten wurde, so wäre niemals so unsägliches Leid über mich gekommen! Allein die Romantik, welche, wie Ihr nur zu gut wißt, von jeher mit meinem innersten Wesen durchaus verwachsen war, verhinderte mich daran, denn selbst unter allen Lebensgefahren, die sich häufig auf mich eindrängten, fand diese meine Romantik die trefflichste und verführerischste Nahrung. Ich werde mich nicht entschuldigen wollen, denn — ich kann es nicht. Ich war noch zu jung zum Reisen, besonders zu Reisen in meinem Geschmacke und — in jenem Lande.

Jeder ſichere Poſtenlauf, namentlich nach Deutſchland, war durch den Krieg unterbrochen; kaum Cabinets-Courire waren ſicher; ſie kamen wenigſtens zu einer gewiſſen Zeit ſelten an den Ort ihrer Beſtimmung an, und wurden von Guerilla's-Banden, oder von einzelnen Guerilla's größtentheils aufgegriffen und jämmerlich ermordet, worauf man ihnen ihre Depeſchen und das Geld, wenn etwas da war, abnahm.

Endlich ſchien dieſer blutige und verheerende Krieg des Spaniſchen Nationalgefühls mit der Napoleoniſchen Politik ein wirkliches Ende, und zwar für Frankreichs Adler ruhmwürdiges Ende nehmen zu wollen. Die wenigen von den ſogenannten Inſurgenten noch beſetzten feſten Plätze waren auf die Länge doch zu ſchwach, ſich gegen die Uebermacht, die geregelte Kriegskunſt und die Tapferkeit der franzöſiſchen Waffen halten zu können. Sie fielen beſiegt in die Hände der Franzoſen, wobei man gerechterweiſe bemerken muß, daß dieſelben Blut ſchonten, ſo weit es ihnen nur irgend möglich war, was man von den Spaniern, namentlich von den Guerilla's nicht ſagen konnte.

Siloeira, Mendizabal, Balleſteros waren Einer nach dem Andern vollſtändig geſchlagen worden, ungeachtet der wackerſten Gegenwehr, welche General, Offizier und Soldat bis zum letzten Mann bewies. Die eifrigſten Vertheidiger der Spaniſchen Sache, der Marquis Romana und der Herzog von Albuquerque waren nicht mehr. Soult hatte an der Gebora geſiegt und Badagotz ſich ergeben. Marſchall Victor war gleichfalls als Sieger aus der Schlacht bei Chiclana hervorgegangen. Nach fünf vergeblichen Stürmen ward in Catalonien Taragona von Suchet erobert. Bald darauf ſchlug derſelbe den General Blacke bei Sagout. Sagout ergab ſich, und triumphirend zog nun der Feldherr, nachdem auch das Spaniſche

Heer zur Uebergabe gezwungen worden war, in Valencia ein.

Einige Zeit ſpäter kam ich auf meiner Wanderung auch nach Valencia. Ich dachte nicht, mich dort allzulange aufzuhalten. Ich wollte alle Gegenden Spaniens zuvor durchreiſen, die ich noch nicht beſucht hatte, wenn ſich mir nicht allzuviele Schwierigkeiten in den Weg werfen würden. Ich wollte hier nur weilen, um mich von manchen Mühſeligkeiten, die ich ausgeſtanden, erſt vollſtändig zu erholen. Dann ſollte es ſogleich weiter gehen. Allein Alles war im Himmel anders beſchloſſen. Mich erreichte mein Schickſal, und der ſchon vollſtändig ausgearbeitete Plan, demnächſt, wie Spanien, auch Frankreich, Italien und die Schweiz kreuz und quer zu durchziehen, wovon ich mir eine ſo große Luſt verſprach, ſollte durchweg zuſammenſtürzen, wie das Kartenhaus eines Kindes.

2.

Es war ſehr ſchwer, in der von Truppen angefüllten Stadt ein nur einigermaßen anſtändiges Unterkommen zu finden. Ich mußte mich daher ſchon entſchließen, in dem kleinen Zimmer eines in einem engen ſchmutzigen Gäßchen gelegenen Häuschen vorlieb zu nehmen, das einem armen Handwerker zugehörte, und nur mehr als zufrieden ſein, ein Obdach gefunden zu haben. Mittags und Abends aß ich in einem ſpaniſchen Gaſthauſe — man weiß, was das ſagen will — das vom Giebel bis zur ebenen Erde von Franzoſen in Beſchlag genommen und bewohnt wurde, auch zur Mittagszeit faſt ausſchließlich nur franzöſiſche Offiziere an ſeinem Tiſche ſah. Ich ward

von diesen Tapfern stets wohl aufgenommen und von ihnen stets mit jener ausgezeichneten Artigkeit behandelt, welche den Gebildeten der französischen Nation eigen ist und ihr angeboren zu sein scheint, obgleich ich es öfters an der Tafel nicht verhehlte, daß ich neben der höchsten Bewunderung für den großen Kaiser Napoleon auch wirkliche Bewunderung für die aufopfernden Anstrengungen und die hellen Waffenthaten der sogenannten Insurgenten empfände.

Spanier ließen sich in diesem Gasthause nur äußerst selten sehen, denn selten nur konnte der Eine oder der Andere von ihnen sich einmal so weit überwinden, seinen Haß gegen die Sieger so weit zu zügeln, als nöthig war, um in einem Zimmer, an einem Tische mit den Feinden ihres Vaterlandes ausdauern zu können.

Dieser Haß war den Franzosen auch nur allzuwohl bekannt, und sie gebrauchten alle mögliche Vorsicht und Strenge, sich vor ihm sicher zu stellen, und ich glaube nicht, daß ihnen Letzteres groß zu verdenken war, da es von der Selbsterhaltung ihnen geboten wurde. Denn öfters, trotz aller wachen Vorsicht und aller umsichtigen Vorkehrungen, hatte man schon Morgens zu vielen Malen französische Offiziere und Soldaten auf den Gassen gefunden, die in der Nacht ermordet worden waren. Oefters geschah dies in entlegenern, vereinsamten Gäßchen sogar am hellen Tage. Hauptsächlich fürchteten die Franzosen Zusammenrottirungen und Verschwörungen, wie man deren schon entdeckt hatte, ohne ihnen jedoch ganz auf den Grund kommen zu können, und die eigentlichen Leiter derselben waren stets ihrem schlimmen Schicksale entgangen: nur einige namenlose Individuen büßten mit dem Leben. Daher hatte man schon lange alle Energie und alle Schlauheit aufgeboten, hatte es auch an keinerlei Spionerie und Bestechung fehlen lassen, die

eigentlichen Lenker aufzufinden, die, wie man sehr wohl wußte, in den höheren Ständen zu suchen waren. Gegen die zahlreichen Ermordungen stellte man überall zahlreiche Wachen aus, und starke Patrouillen mußten, namentlich bei Nacht, die Straßen durchziehen.

Was den entschiedenen Widerwillen, den Haß der Spanier gegen die Franzosen noch um ein Bedeutendes vermehrte, war der offenkundige Umstand, daß nicht alle Weiber und Mädchen denselben mit ihren Männern oder andern männlichen Angehörigen ganz unbedingt theilten, sondern sich unterweilen die Galanterien und Huldigungen des französischen Militairs recht gern gefallen zu lassen schienen. Dies hatte schon häufig zu den schlimmsten häuslichen Scenen Veranlassung gegeben.

3.

Eines Abends sehr spät, es regnete eben heftig, und war so dunkel, daß man kaum Hand vor Augen sehen konnte, ging ich in meinen Mantel gehüllt, von dem Gasthause, wo ich gerade die interessante Bekanntschaft mehrerer erst eben angelangten französischen Offiziere gemacht hatte, nach meinem bescheidenen Logis. Weil mein alter kümmerlicher Wirth, seines Gewerbes ein Schuhmacher, sehr früh zur Ruhe ging, ich aber niemals leben sehr früh nach Hause kam, und jener mit den Seinen von mir abgesondert, in einem sehr entlegenen Hinterstübchen schlief, zu welchem man nur über einen kleinen Hofplatz gelangen konnte, so hatte ich mir gleich bei Beziehung meines Logis einen Hausschlüssel ausbedungen und mir einen solchen so-

fort machen lassen, den ich ohne Ausnahme in einer besondern Tasche stets bei mir trug.

Eben war ich vor meiner Behausung angekommen, hatte mit meinem Schlüssel geöffnet, ihn auch schon wieder abgezogen und wollte gerade ins Haus treten, als in einiger Entfernung mehrere Schüsse fielen und gleich darauf schon näher Waffengeklirre hörbar ward. Obgleich mir nun dergleichen bei Abend und in der Nacht nichts Seltenes mehr war, so blieb ich doch neugierig in der geöffneten Thür stehen, die Klinke derselben in der Hand, und horchte die Gasse hinauf, woher das Geräusch kam. Es wurde immer lauter und kam stets näher. Deutlich unterschied ich jetzt Fußtritte, die so eilig waren, daß sie einem Fliehenden angehören mußten, und deutlich hörte ich zu gleicher Zeit andere, mehrere, nicht minder eilige, und Stimmen von rauhen Männern, deren Rufen und Schreien sie mir deutlich als Verfolgende kund gaben. Plötzlich, als ich eben meine für einen Unbewaffneten nicht ganz gefahrlose Stellung, welche wirklich bei dergleichen nächtlichen Auftritten in der Stadt zu sehr bedenklichen Weiterungen mindestens führen konnte, verließ und in meine Wohnung trat, fühlte ich mich von einem kräftigen Menschen, der hastig herbeigesprungen kam, vorwärts geschoben, und rasch drängte er sich zugleich mit mir ins Haus, warf die Hausthür zu und sprach leise, indem er nach dem Riegel suchte: „Wer Sie auch sind — schweigen Sie und geben Sie keinen Laut von sich, sonst sind wir wahrscheinlich Beide verloren.

Ich wußte nichts zu sagen und so standen wir eine Minute schweigend neben einander hinter der Thür, deren Riegel der Eindringling gefunden und vorgeschoben hatte, ohne uns nur zu regen; ich mehr erstaunt als erschrocken, denn gegen mich schien mein ungebetener Gast ja durchaus nichts Uebles im Schilde

zu führen, ſondern Gegentheils ſelber in nicht allzu geringer Gefahr ſich zu befinden.

Indeſſen tobten draußen Geſchrei und Rufen, Fußgeſtampf und Waffengeraſſel ganz nahe heran. Allein all dieſer Lärm zog endlich meiner Wohnung eben ſo haſtig vorüber, als er heran gekommen war und tobte die Gaſſe hinunter. Er ward immer ſchwächer und verſcholl endlich ſo ganz und gar, daß bald von ihm kein Ton mein Ohr weiter erreichte.

„Ich bin gerettet!“ ſagte nun der Fremde, aus tiefſter Bruſt erleichtert Athem holend. „Sie haben mich nicht eintreten ſehen, die Schergen der Tyrannei! Geſegnet ſei die Aegyptiſche Finſterniß, die ſie daran verhinderte. Ein einziger Mondſtrahl würde verrathen und in ihre Hände geliefert haben, denn Alles war in Bewegung und ich ſo gut als umſtellt. Ich danke Ihnen meine Rettung. Doch nun ſagen Sie mir vor allen Dingen, ob Sie Spanier oder Franzoſe.“

Ich hatte noch kein Wort geſprochen; er konnte es alſo nicht wiſſen. Aus ſeiner Ausſprache hatte ich indeſſen bereits erkannt, daß er ein Spanier war und aus ſeiner Art ſich auszudrücken, daß er den höheren Ständen angehören mußte.

Auf ſeine Frage erwiderte ich: „keins von Beiden.“

„Ich höre es,“ verſetzte der Unbekannte.

„Ich bin ein Deutſcher,“ fuhr ich fort, „und ich bin ſtolz darauf. Ich reiſe zu meinem Vergnügen und zur Erweiterung meiner Kenntniſſe und Lebensanſichten. Uebrigens kümmere ich mich wenig um die politiſchen Zerwürfniſſe, und ich überlaſſe die Entſcheidung der Händel und Wirren in dieſem Lande, nächſt dem lieben Gotte, den Waffen derer, denen ſie näher liegen müſſen als mir. — Allein weshalb fragen Sie, welcher Nation ich angehöre? Kann es Ihnen in dieſem Falle und da Sie, wie Sie ſagen, gerettet

ſind, nicht ganz gleichgültig ſein, was für ein Landsmann ich bin?“

„Nichts weniger, als das,“ verſetzte er. „Ich haſſe, wie jeder ächte Spanier, die Franzoſen aus der tiefſten Tiefe meines Herzens, als die Unterdrücker und Verheerer meines theuren, geſegneten Vaterlandes. Sie haben mein Leben gerettet. Hätten Sie ſich aber mir als einen Franzoſen kund gegeben, ſo müſſen Sie meinen Schmerz begreifen können. Ich wäre nicht im Stande geweſen, Ihnen zu danken, ich hätte Sie gar nicht von Angeſicht zu Angeſicht ſehen mögen, ich hätte Ihre Bekanntſchaft ein für alle Mal meiden müſſen; ja, unſer Zuſammentreffen hätte, trotz Ihrer Verdienſte um mich, für Sie doch bedenklich werden können. Die Deutſchen hingegen liebe ich insbeſondere. Sie ſind brav und haſſen im Allgemeinen unſere Unterdrücker und die ihren aus innerſter Seele, wenn ſie ſich auch nicht gegen dieſe ſo deutlich ausgeſprochen haben, als wir es gethan. Mit den Deutſchen währt es immer allzulange, bis ſie zu einem thatkräftigen Entſchluſſe gelangen. Glauben Sie mir jedoch, auch für Ihre Nation wird einſt der Tag anbrechen, wo es geſchieht, wo ſie ſich in Maſſe erheben wird gegen die fremdländiſche Tyrannei. Dann wird das geſchehen, wenn jener Druck bis zum Unerträglichen geſteigert worden iſt.

Ich erwiderte darauf, daß wir Deutſche auch lange nach Freiheit ſeufzen.

„Aber bei Ihnen iſt kein einiger Wille!“ rief er raſch und heftig.

„Jetzt aber“ — fuhr er fort — „zünden Sie Licht an, wenn Sie ſo artig ſein wollen, denn ich möchte endlich dem Deutſchen doch ins Angeſicht ſehen, dem ich mein Leben verdanke und der meine Mutterſprache ſo ausgezeichnet und richtig ſpricht wie der

beſte Spanier, wenn man auch an gewiſſen Accenten den Ausländer nicht verkennen kann."

Ich führte nun den Unbekannten tappend auf mein Zimmer, um ſeinem Wunſche zu willfahrten und Licht anzuzünden, und überlegte, jetzt erſt völlig von meiner Ueberraſchung zurückgekommen, während deſſen mancherlei Bedenklichkeiten, die ſich mir aufdrängten. Es war ein Spanier, der wahrſcheinlich wegen irgend einer Gewaltthat von der franzöſiſchen bewaffneten Polizei verfolgt, zu mir geflüchtet war, und dem ich, freilich wider meinen beſtimmten Willen, eine Freiſtatt geöffnet hatte. Allein war es ein Verbrecher, der durch mich der Gerechtigkeit entzogen worden, oder war es ein Unſchuldiger, von Mißtrauen, Haß und Rache Verfolgter, den ich den Klauen ſeiner Würgengel entriſſen? Das war die Frage, für die ich noch keine Antwort hatte. Auf jeden Fall konnte meine Lage eine ſehr gefährliche werden, wenn es endlich entdeckt werden ſollte, daß der Flüchtling bei mir ein Aſyl gefunden habe, was bei einer ſpätern Ergreifung deſſelben vielleicht an den Tag kommen konnte.

4.

Das Licht war angezündet und nun ſah ich beim hellen Scheine deſſelben den Spanier in aufrechter ſtolzer Haltung vor mir ſtehen. Es war ein nicht allzu großer aber kräftig, im ſchönſten Ebenmaße gebauter Mann, der dreißig Jahre alt ſein mochte, mit ſchwarzem Haare und einem ſchönen Barte von derſelben Farbe. Sein etwas gebräuntes und dabei nichts weniger als angenehmes oder einnehmendes Geſicht drückte Muth und Entſchloſſenheit aus. Unter dem

Dunkel der schwarzen, buschigen Augenbrauen blitzte ein Paar feurige Augen, das scharf auf mich gerichtet war und aus dem Verstand und Schlauheit strahlten. Einige Secunden hielt er mich so fest damit, daß ich mich gebannt wähnte, dann kam er mit einem kleinen Lächeln auf mich zu und reichte mir die Hand, indem er mit tiefer aber wohltönender Stimme sagte:

„Sie erinnern sich meiner und meines Gesichtes wohl nicht?"

Ich betrachtete meinen Gast jetzt genauer, und nun fiel mir ein, daß ich denselben schon einmal irgendwo gesehen, wenn auch nicht gesprochen haben mußte. Näheres erinnerte ich aber mich nicht.

„Mein Gedächtniß ist besser als das Ihrige," fuhr er fort, als ich schwieg. „Ich erinnere mich Ihrer sehr wohl. Wir haben uns manchmal im spanischen Kaffehause gesehen, das auch ich, wie Sie, unterweilen besuche. Ich freue mich aufrichtig, gerade in Ihnen meinen Rettungsengel zu sehen, da ich dann und wann Gelegenheit hatte, aus Ihrem Munde zu hören, wie gerecht Sie, wenn auch unserer Sache nicht verknüpft, doch unsere Anstrengungen und Opferungen zu würdigen im Stande, wie hoch Sie unsere Nation achten. Mein Name ist Don Trurillo d'Algesiras. In den Ohren der Gewalthaber hat er nicht eben den besten Klang; ich wünsche, daß er in den Ihren sich eines bessern zu erfreuen haben möge."

Ich verbeugte mich artig für seine Artigkeit.

„Mein Haus" — sprach er weiter — „mein Vermögen, Alles, was ich besitze, ist, soweit die großmüthigen Franzosen einem Spanier noch erlauben, darüber zu verfügen, ganz und gar zu Ihren Diensten!"

Für so viel Artigkeit mußte ich natürlich in Worten danken, und es fiel mir jetzt bei, daß ich Don Trurillo allerdings im sogenannten „Spanischen Kaf-

fehause" mehrere Male gesehen hatte, wo mir auch sein Name genannt und über seine Verhältnisse Auskunft gegeben worden war. Er stammte aus einer der ältesten und vornehmsten Familien Valencia's und war von den Franzosen zu einer ungeheuren Geldstrafe verurtheilt worden, weil er an der Vertheidigung der Stadt, ohne Militair im Dienste zu sein, wenigstens indirekten Antheil genommen, indem er seinem Vaterlande so weit als möglich seine strotzenden Geldbeutel geöffnet und den Vertheidigern stets seine besten Rathschläge zugewandt hatte. Uebrigens munkelte es, daß seine Thätigkeit noch ausgedehnterer Art gewesen sei.

„Was die Begebenheit dieser Nacht und die mich verfolgenden Gensd'armen betrifft," sprach Don Teurillo weiter, „so beruht das so ziemlich auf einem Mißverständnisse, da meine Verfolger, an die ich in der Dunkelheit gerannt war, sich von mir angefallen glaubten, mich daher angriffen, nach mir schossen und mir endlich, da sie mir meine Waffe aus der Hand geschlagen hatten, und ich daher zu fliehen gezwungen war, wüthend und mit großem Geschrei nachsetzten. Uebrigens würde mich dieses Mißverständniß doch ohne Zweifel, wenn man mich ereilt hätte, das Leben gekostet haben, wie unschuldig ich auch daran, wenn auch nur aus dem Grunde, weil ich meine Waffe geführt hatte, was bei Todesstrafe von den französischen Behörden untersagt ist, um den Spanier seine ganze Erniedrigung fühlen zu lassen."

Ich ließ dies Alles auf sich beruhen.

„Jetzt" — sprach Trurillo — „kann ich ganz ruhig sein, denn in der Finsterniß hat mich unmöglich auch nur einer der Häscher erkennen können, wenn ich ihm auch sonst, was nicht glaublich, bekannt sein sollte. Für Ihre Verschwiegenheit will ich selbst Bürge

ſein. — Ich kann ſicher und ganz ohne Gefahr jetzt nach Hauſe zurückkehren."

Nachdem er dies geſprochen, lud er mich angelegentlich ein, ihn zu beſuchen, beſchrieb mir ſeine Wohnung auf's Genaueſte und fügte hinzu:

„Ich muß mich ſchon in meinem kleinen Gartenhauſe behelfen, weil unſere großmüthigen Gäſte ſich meinen Pallaſt zur Wohnung gefallen laſſen, bis auf den letzten Raum."

Trurillo ging und begleitete ihn bis vor die Hausthür, wo der Scheidende noch ein Mal mir die Hand reichte und ſeine Bitte um meinen Beſuch wiederholte.

Ich war keineswegs gewilligt, von dieſer Einladung Gebrauch zu machen, denn abgeſehen von der Gefahr, welche einigermaßen in der genauern Bekanntſchaft mit einem Spanier lag, auf den die Eroberer der Stadt ſchon alles Mißtrauen, was ſie nur hegen konnten, geworfen und den ſie bereits mit einer hohen Strafe belegt hatten, der mir überdies ganz der Mann darnach ſchien, gerechte Beſorgniſſe zu erregen: abgeſehen davon, hatte mir Trurillo auch nicht die allergeringſte Sympathie für ſich, nicht die allergeringſte Luſt und Neigung eingeflößt, einen nähern freundſchaftlichen Umgang mit ihm aufzuſuchen.

Seine trotz der ſtolzen Haltung mir doch gemein erſcheinende ganze Perſönlichkeit, ſein Geſicht in ſeinem ganzen Begriffe, die einzelnen ſtark und tief markirten Züge darin, die einen eiſernen Willen abſpiegelten, das buſchige Haar und der dichte Backenbart, die in einander hinein gewachſen und nicht viel Antlitz übrig ließen; die dolchigen Augen, in denen mir ein unheimliches Feuer zu lodern ſchien: kurz Alles, bis auf die nicht allzu ausführliche und wie mir vorkam, ziemlich unwahrſcheinliche Erzählung von der Veranlaſſung ſeiner Flucht und Verfolgung, das Alles war wenig

geeignet geweſen, mich für ihn zu ſtimmen. Für den leidenſchaftlichen Spanier, wie er ſelbſt einer war, für jeden ſeiner patriotiſchen Landsleute, meinte ich, möchte er wohl zum genauern Freunde taugen, für mich, den ruhigern Deutſchen nicht. Ich fühlte wirklich ſogar etwas von Widerwillen gegen ihn, obgleich es geſchienen, als finde er an mir Gefallen und er ſich gewiß artiger und freundlicher, als ſeine gewöhnliche Weiſe ſein mochte, gegen mich bewieſen hatte. Ich vergoß daher ſeine Einladung wie ſeine Wohnung, und dies um ſo lieber, als ich am andern Tage vernahm, daß abermals in der vergangenen Nacht mehrere Franzoſen erſtochen auf der Straße gefunden worden waren, an deren Ermordung Trurillo freilich unſchuldig ſein, eben ſo gut aber auch ſeinen Antheil haben konnte, wie ich nämlich ihn beurtheilen zu dürfen glaubte.

Darnach ſchien es mir beinahe recht und billig, ja meine Pflicht, die umſonſt nachforſchende Polizei von meinem nächtlichen Abenteuer in Kenntniß zu ſetzen. Später indeſſen und Alles hin und her erwogen, meinte ich indeſſen mich wenigſtens nicht dazu abſolut berufen; auch dünkte es mich gewagt und inſonderheit ungroßmüthig einen an jenen Mordthaten vielleicht durchaus unſchuldigen, der ſich in meinen Schutz geflüchtet, ſich mir vertrauend hingegeben hatte, auf einen bloßen Verdacht hin, dem gewiſſen Tode zu überliefern. Dieſer Verdacht war außerdem ſehr ſchwach begründet, und ihn konnte, wie ich mich ſelber kannte bei mir ebenſowohl meine Abneigung gegen Trurillo und ſein mir widerwärtiges Geſicht, als alles Andere veranlaßt haben. Ich verwarf daher mit Abſcheu jede Angeberei, beſchloß mich um die Sache gar nicht zu kümmern und über ſie ein tiefes Stillſchweigen zu beobachten. Ich handelte gewiß recht und ehrenhaft, und dennoch muß ich heute wünſchen, daß ich damals einen andern Entſchluß gefaßt hätte.

5.

Einige Tage nach diesem Vorfalle ging ich des Morgens am Hafen, meinem gewöhnlichen Spaziergange, auf und nieder, wo es in der Regel sehr einsam war, weil an eine Schifffahrt, der Engländer wegen, nicht gedacht werden konnte. Ich gedachte eben des lieben Hamburgs und Eurer, meine Freunde, und meiner fernern Reisepläne, und rechnete die Zeit aus, wo ich diese alle ausgeführt haben und Euch wiedersehen würde. Ganz in meine Gedanken vertieft, gab ich nicht eben viel acht auf die mich umgebenden äußern Gegenstände, oder auf das, was um mich vorging. Da stand plötzlich und mit einem Male Don Trurillo vor mir und klopfte dem Ueberraschten auf die Schulter, und das so kräftig, daß ich ein Wenig zurückfuhr und sehr unangenehm aus meinen Träumen erweckt wurde.

„Verzeihen Sie mir," sprach Trurillo artig, „wenn ich Sie aufgescheucht und erschreckt habe. Ich dachte Sie mir nicht so tief in Gedanken verloren, daß ich Sie erschrecken könnte. Man sollte eigentlich auch niemals so sehr in sich selber vertieft sein, daß man nicht auf Alles gefaßt wäre. Ich bitte nochmals um Verzeihung, obgleich Sie gewiß eine kleine Strafe schon deswegen verdient hätten, weil Sie noch bis heute einen Mann nicht besucht haben, der sie darum so anständig gebeten, der Ihnen so große Verpflichtungen hat und der so aufrichtig wünscht, Ihnen seine Dankbarkeit auf irgend eine Weise an den Tag legen zu können."

„Wahrlich," fügte er nach einem kleinen Stillschweigen hinzu, „wäre das nicht der Fall und fühlte ich nicht noch außerdem eine sehr aufrichtige Zuneigung zu Ihnen, wie sie mir kaum jemals so plötzlich

für irgend Jemanden erwacht ist, so würde ich Sie ohne Zweifel nicht noch einmal an Ihren Besuch erinnert haben, nicht hier jetzt vor Ihnen stehen, um Sie noch einmal einzuladen.

Diese Worte wurden so gesprochen, daß ich nicht daran zweifeln konnte, wie tief er durch meine Vernachlässigung verletzt worden sei.

Ich entschuldigte mich damit, daß ich seine Wohnung vergessen und seinet- und meinetwegen es, in vielleicht allzugroßer Vorsicht, es nicht für angemessen gehalten habe, ihn aufzufragen.

„Ei," wandte er zweifelnd ein und blickte mich dazu so scharf an, als wollte er auf den Grund meiner Seele schauen, „wenn es denn auch mit dem Vergessen meiner Wohnung seine Richtigkeit haben mag, so scheint mir doch jedenfalls Ihre Bedenklichkeit, mich aufzufragen, ein wenig zu weit getrieben zu sein."

Mir wollte im Augenblicke keine Antwort einfallen. Trurillo aber ließ mir auch keine Zeit dazu.

„Nun," sprach er weiter und mich unter den Arm fassend, „ich heiße Trurillo d'Algesiras und will Sie Ihres schlechten Gedächtnisses wegen selber nach meinem Hause bringen. Dann aber vergessen Sie mir in der Folge den Weg dahin auch nicht wieder. Wir wollen frühstücken und Sie sollen daneben die Bekanntschaft meiner Schwester machen, die man für sehr reizend hält und die vielleicht mehr Gnade vor Ihren Augen findet, als der Bruder gefunden zu haben scheint."

— Hier hielt Ludwig ein, legte seine beiden Hände auf die Brust und holte einen tiefen Seufzer aus derselben hervor, wobei er an die Decke des Zimmers starrte. Darauf erhob er sich von seinem Stuhle und schritt einige Male ohne ein Wort zu sagen im Zimmer auf und ab.

Die Freunde, die ihn nur zu wohl verstanden oder doch zu verstehen anfingen, blieben ruhig und schweigend, als bemerkten sie gar nicht seine große innere Aufregung, auf ihren Plätzen sitzen, ihn gewähren lassen. Endlich setzte sich Ludwig wieder, rieb ein wenig seine Stirn und fuhr in seiner Erzählung fort, als hätte gar keine Pause statt gefunden.

6.

Ich konnte nun schon nichts mehr einwenden, konnte mich schon nicht mehr sträuben, mit dem mich drängenden, der mich förmlich in Besitz genommen hatte, zu gehen, wenn ich nicht gegen die gemeinsten Regeln des hergebrachten Anstandes und sogar der Artigkeit verstoßen wollte, welche ich sowohl dem Stande als der Bildung Trurillo's schuldig zu sein glaubte. Ich war in die Nothwendigkeit versetzt, zu folgen.

Wir gingen den Hafen hinab, dann bog mein Begleiter seitwärts ab und führt mich jetzt meistens durch schmale, ziemlich verworrene und abgelegene sehr u. besuchte Gassen, durch einen Theil der Stadt, den ich kaum kannte. Mir wurde manchmal fast unheimlich an seinem Arme, als wir beinahe ganz stumm neben einander so in todter Einsamkeit dahinschritten.

„Ich führe Sie durch die weniger besuchten Gassen und Gegenden von Valencia," flüsterte mir Don Trurillo zu, da er auf meinem Gesichte einiges Befremden über seine Kreuz- und Quer-Führung lesen mochte, „einzig und allein aus dem Grunde, um Ihren mir vorhin geäußerten Bedenklichkeiten zu huldigen und Sie nicht — wenn auch nur in eine eingebildete Gefahr zu bringen Uebrigens" — fuhr er

fort — „vermeide ich ſelber auch gern, den Feinden Spaniens zu begegnen, wenn auch nicht aus Furcht, ſo doch aus Widerwillen, aus Haß, denn wir haſſen die Unterdrücker im vollſten Sinne des Wortes. Wir haſſen wie wir lieben — ganz. Wir ſind keine böſe Menſchen, wir Spanier: es rollt nur anderes Blut in unſern Adern, als in den Adern der Nordländer, und unſere Geduld iſt kürzer geſponnen. Wir ſind aufrichtig, treu und wahr gegen unſere Freunde und für ſie zu jedem Opfer alsbald bereit, unſer Leben nicht ausgenommen. Wir ſind dankbar und Sklaven unſers Wortes.“

Er ſprach noch Manches in dieſer Weiſe während unſers Ganges, was wohl im Stande geweſen ſein möchte, meinen Widerwillen gegen ihn zu beſiegen, mindeſtens zu mildern — denn ſein Enthuſiasmus für Freiheit und für das, was er Recht nannte, ſeine glühende Vaterlandsliebe, der alle übrigen Gefühle ſeiner Bruſt untergeordnet waren, zeigten ſich eines Spartaners würdig — wenn ich ihn nicht bisweilen angeſehen hätte. Ihr wißt, daß ich von jeher gewiſſen Geſichtern ihre Exiſtenz nicht habe vergeben können. So wie ich Truxillo aber in ſein unheilvolles Geſicht blickte, in das Geſicht, das mir immer abſchreckender und dämoniſcher vorkam, je öfter ich es betrachtete, wurden meine Gefühle gegen ihn nur noch widerwilliger, und meine Abneigung war nicht zum Schweigen zu bringen.

Ich habe inſonderheit niemals die Geſichter ertragen können, auf denen deutlich zu leſen ſteht, daß diejenigen, welchen ſie angehören, zu Allem, auch dem größten Verbrechen fähig ſind, wenn ſie nach ihren Grundſätzen handeln zu müſſen glauben, und Leidenſchaften ſie im wüthenden Strudel herumreißen; daß keine Schonung, kein Erbarmen, ſelbſt nicht gegen Freund, Weib und Kind, in ihrem Buſen zu hoffen,

wenn es ihnen gilt, ihre gefaßten Pläne auszuführen. Solche werfen Alles vor ſich nieder und gehen mit eiſernem Schritte über Leichen ihren Pfad weiter. Eins dieſer Geſichter war das Trurillo's. — Ihr habt dies von raſender Leidenſchaft aufgewühlte allein darum doch täuſchend ähnliche Geſicht bei Giuſeppe geſehen. — Stille davon!

Endlich nach einer als halbſtündigen, ziemlich ſchnellen Schrittes gemachten Wanderung durch die Gaſſen und zuletzt durch eine lange düſtere Allee hundertjähriger Ulmen, gelangten wir durch einen hohen und offenen Thorweg zu einem ſehr geräumigen mit vielen Bäumen und Geſträuchen bepflanzten Garten, in deſſen Mitte ſich ein anſehnliches und geſchmackvolles, wenn auch nicht allzu großes Gartenhaus, Trurillo's jetzige Wohnung, erhob.

„Das iſt Alles," ſagte er, als wir in das ſehr elegant dekorirte und möblirte Zimmer des Gebäudes traten, „das iſt Alles, was mir die Räuber hier an feſtem Beſitze gelaſſen haben.

Wie geſagt, ſchien zwar dies Gartenhaus für einen Mann von Trurillo's hohem Stande ein wenig zu beſchränkt zu ſein, doch zeigte die Ausſchmückung deſſelben von eben ſo vielem Reichthum als Geſchmack, wie mir die ganze Einrichtung, als ich ſie nach und nach ganz kennen lernte, denn auch ſehr bequem erſchien. Seidene Stoffe, ſilberne und vergoldete Gefäße der Nothwendigkeit und des Luxus, goldene und vergoldete Zierrathen aller Art und mit Geſchmack vertheilt, Marmor- und Porzellan-Vaſen, werthvolle Gemälde u. ſ. w. überraſchten mich in dem Saale, den wir zuerſt betraten, und jedes Stück war eben da anzutreffen, wohin es gehörte und wo man es demnach erwartete. — Daß auch die ſchönen Künſte hier praktiſch geübt wurden, zeigte ein auf einer Staffelei ſtehendes unvollendetes Gemälde und daneben Pinſel

und Pallette. Auf dem Sopha lagen Noten und eine Mandoline.

Trotz dieſer, dem Gemüthe ſonſt gewiß ſo wohlthuenden Umgebung, und obgleich bald nach unſerer Ankunft ſtattliche Diener ein ausgeſuchtes Frühſtück und noch ausgeſuchtere Weine hereintrugen und ſervirten, wünſchte ich mich doch weit von dieſem Orte entfernt, weil mir auch hier in der Nähe meines Wirthes nicht wohl werden wollte. Es war eine wirkliche Idioſynkraſie, die ich gegen ihn empfand.

Ich mochte während des Frühſtücks ſehr einſylbig ſein, denn ich ſann nur auf einen ſchicklichen Vorwand, meinen Beſuch möglichſt abzukürzen, als die Zimmerthür ſich öffnete und Trurillo's Schweſter in den Saal trat, denn als ſolche ſtellte er ſie mir vor.

Hier war Ludwig, zu tief bewegt von der Erinnerung an dieſen Augenblick, wie es ſchien, unwiderſtehlich gezwungen, nochmals eine Weile einzuhalten, um ſich zu ſammeln. Er that dies und fuhr dann weiter fort.

7.

Stellt Euch einen verkörperten Engel vor, wie uns ihn die Pinſel der höchſt berühmteſten Malerhelden nicht einmal auf die Leinwand hinzuzaubern vermögend ſein dürften: ſtellt Euch einen Engel vor mit allen Reizen ausgeſchmückt, welche die reichſte Phantaſie ihrem Gebilde nur verleihen kann — und es wird immer doch noch weit hinter dem himmliſchen Bilde Eugenia's zurückſtehen müſſen. Auch eines Giuſeppe's bewunderungswürdige Kunſt mußte an der Aufgabe, dieſen Engel nachzubilden, ſcheitern.

Durchaus ganz und gar das Gegentheil von ihrem Bruder, dem ſich, wie mir in der Folge nur allzuklar wurde, mit geheimen Grauen auch ihr Herz unterweilen, wie das meine, abwandte, zog ſie mit lieblichem Zauber unwiderſtehlich alle Herzen, auch das meine, alsbald an ſich. Ich war mit einem einzigen Blicke für immerdar der Ihre! —

Ihr erinnert Euch aus früherer Zeit, aus manchem kleinen freundlichen Streite unter uns, wie ich öfters gegen Euch behauptete, daß, wenn das Glück einer ehelichen Verbindung freilich auch wohl auf geprüfter Wahl, auf gegenſeitiger richtigen Erkenntniß, auf gegenſeitiger Achtung und desgleichen Vertrauen beruhen möge, doch die Liebe ihrer Natur nach, nie eine Sache der Ueberlegung und Berechnung ſein könne, daß der göttliche Plato vollkommen Recht habe, wenn er ausſpricht: die Liebe nimmt ihren Weg durch's Auge! — das uns die rechte Liebe mit einem einzigen Blicke, ſchnell wie ein Blitz, allmächtig rühre und beſiege, daß jedes Sträuben gegen eine ſolche vergebens und daß man mit dieſem einen Blicke auf ewig Unterthan, ihr Sklave bis zum Tode ſei. — Ach, ich hatte nur zu Recht! Ich habe es an mir ſelbſt erfahren müſſen.

Ihr begreift wohl, daß ich jetzt meinen Beſuch ſtatt ihn abzukürzen, ſoviel es der Anſtand nur irgend erlauben wollte, zu verlängern beſtrebt war. Ihr begreift das, wenn Ihr nur jemals einen Funken des Feuers im Buſen glimmen gefühlt habt, das die Strahlenaugen Eugenia's in meiner Bruſt entzündet hatten.

Seit dieſem erſten Beſuch zog es mich ſonach faſt täglich mit nicht mehr zu beſiegender Gewalt nach Trurillo's Gartenhauſe. Oft brachte ich den ganzen Tag dort zu und ſowohl der Bruder, als auch die Schweſter, ſchienen dieſe Beſuche, wie häufig ſie auch

waren, doch ſtets gern zu ſehen und verſäumten nie, mich beim Fortgehen an's Wiederkommen zu erinnern, wie überflüſſig das auch war. Was mir indeſſen — Anfangs wenigſtens — auffallend vorkam, war der Umſtand, daß mich Trurillo, wenn ich mich, wie es wohl geſchah, unterweilen bei ihm Abends allzuſehr verſpätete und die Stunde der Mitternacht herangekommen war, jedes Mal ohne Umſtände und Entſchuldigung zum Heimgange aufforderte. Nach und nach ward ich dieſe Sonderbarkeit jedoch gewohnt, betrachtete ſie als ein einmal feſtgeſetztes Hausgeſetz und richtete es bald immer genau ſo ein, daß ich faſt ohne Ausnahme fünf oder zehn Minuten vor der elften Stunde Abſchied nahm, ohne einer Erinnerung zu bedürfen.

Welche ſchöne und glückliche Zeit durchlebte ich nun Stets ſchöner und glücklicher geſtaltete ſie ſich mir, je genauer und näher ich Eugenia kennen lernte. Bei jedem Beſuche erſchloß mir das himmliſche Weſen einen neuen Himmel, entdeckte ich in ihr eine neue Vollkommenheit, ein neues Talent, und ſo ſtand endlich vor mir die ganze Schönheit ihres Herzens, die Klarheit ihres Verſtandes, die Hoheit ihres gebildeten Geiſtes mit den Vorzügen, den bezaubernden Reizen ihres Körpers in der reinſten Harmonie da!

Aber neben der Liebe Wonnen lernte ich auch bald ihre Qualen kennen.

Ich war nicht der Einzige — wie wäre es auch möglich geweſen? — der ſich in Eugenia's Liebe beſeligt fühlte. Einige franzöſiſche Offiziere beſuchten manchmal, ungeachtet des Hausherrn nicht immer ſorgfältig genug verborgenen Widerwillen gegen die Feinde ſeines Vaterlandes, Trurillo's Behauſung. Sie förmlich daraus zu verbannen, mochte er inzwiſchen doch nicht für angemeſſen der Klugheit halten. Er ertrug ſie und befleißigte ſich, ſo gut es ihm nur

gelingen wollte, der ernſteſten Höflichkeit gegen ſie. Allein er entfernte ſich in der Regel nicht gar lange Zeit nach ihrem Kommen aus dem Saale und ließ nach ihrem Scheiden — ſie blieben gewöhnlich höchſtens ein Paar Stunden und wurden nie zu Tiſche geladen — wenn er wieder zu uns kam, ſeinen Zorn und Unwillen über ſolche Beſuche ſeiner Schweſter auf eine rohe Weiſe und höchſt ungerecht entgelten, was mich ſtets auf's Höchſte empörte. Ihr warf der Barbar es vor, daß ſie die alleinige Urſache ſei, welche die Beſucher herbeiziehe, wodurch er gezwungen werde, eben Diejenigen, welche er zu haſſen am meiſten Urſache habe, in ſeinem letzten Zufluchtsorte zu ſehen. — Konnte die Gemißhandelte für den Zauber ihrer Reize?

Unter dieſen Offizieren zeichnete ſich durch Verſtand und vorzügliche Körperbildung ſowohl, als auch durch ſeine häufigern Beſuche und ſein einnehmendes Betragen ein junger Mann mit Namen Regnaud aus, welcher im Stabe des commandirenden Generals angeſtellt war, und Eugenia ſchien ihn, ungeachtet der häufigen Vorwürfe ihres Bruders, ebenfalls auszuzeichnen, und änderte in ihrem Betragen gegen ihn nichts, obgleich ihr Trurillo, manchmal ſogar in meiner Gegenwart, laut erklärte, daß von Allen gerade Dieſer ihm der Verhaßteſte ſei, weil er ihn für eine Art von Spion halte und gewiß wiſſe, daß gerade dieſer Militär-Rathſchläge und manche Mittheilungen dem General gemacht habe, die der Capitain nur der ſchärfſten Beobachtungsgabe verdanken könne, die aber Valonia und Spanien in ſeiner Geſammtheit zum höchſten Nachtheile gedeihten.

Bei dergleichen theils hämiſchen Angriffen auf Regnaud pflegte Trurillo ſeine Schweſter in der Regel ſehr ſcharf und lange zu fixiren, bis ihr die Thränen in die Augen ſtiegen und ſie den Saal verließ,

wenn ſeine Commandoſtimme ſie nicht etwa zu bleiben und ihn ferner zuzuhören zwang.

Wie oft kam ich nicht in Verſuchung, mit dem Unmenſchen wegen dieſes harten und herriſchen Verfahrens mit lauten Worten zu rechten. Stets aber kämpfte ich meinen Unwillen nieder und unterließ es, weil ich es für unangemeſſen meiner Stellung zu den Geſchwiſtern halten mußte, zwiſchen ihnen den Schiedsrichter ſpielen zu wollen, und vielleicht auch, weil ich in Regnaud meinen Nebenbuhler ſah.

Immer deutlicher wollte es mir werden, daß dieſer liebenswürdige Franzoſe Eugenia'n nichts weniger als gleichgiltig geblieben ſei; immer deutlicher, daß ſie ihn liebe. Tauſend Qualen zerriſſen meine Bruſt. Immer wollte ich geſehen haben, wie Beide verſtohlen Blicke gewechſelt hätten, die ein Einverſtändniß verriethen, denen ich eine beſondere Bedeutung unterlegte und die für mich lauter Dolchſtiche waren. Ein andermal hatte ich bemerkt, wie ſie ihm beim Handkuß heimlich die Hand gedrückt habe. — Schlaf war von nun an von meinem Lager, Ruhe aus meiner Bruſt entflohen. Freilich wollte ich mir manchmal auch wieder einbilden — wie leicht und wie gern täuſcht ſich nicht ein liebendes Herz! — daß ich mich geirrt, daß ſie mir einen Vorzug vor dem Franzoſen gebe — und mir öffneten ſich alle Himmel! Allein das dauerte nicht allzulange, und bei der unbedeutendſten Veranlaſſung riß mich der Eiferſucht Krallenhand wieder aus meinem ſchönen Traume und warf mich in tauſend Selbſtquälereien wieder zurück.

So ward ich ſtets hin und her gezerrt von Hoffnungen und Zweifeln zu Wonne und Pein.

Trurillo's durchdringendem Blicke war meine Liebe lange kein Geheimniß mehr: das konnte ich bald bemerken, obgleich er kein Wort jemals darüber hatte laut werden laſſen und ihm zu keiner Zeit ſelber nicht

die kleinſte Anſpielung auf mein Gefühl entſchlüpft war. Eines Abends aber, als wir uns zufällig ganz allein neben einander im Sadle befanden — denn auch Eugenia war, einer leichten Unpäßlichkeit wegen, vor wenig Augenblicken zur Ruhe gegangen, wiewohl es erſt etwas über 10 Uhr ſein mochte — verhehlte er es mir nicht länger, daß er meine Leidenſchaft für ſeine Schweſter errathen zu haben glaube und fragte mich offen und gerade heraus, welche Abſichten ich auf Eugenia habe, ob er überzeugt ſein dürfe, daß dieſe ernſter und würdiger Art ſeien.

Jetzt trug ich weiter kein Bedenken mehr, mich ihm ganz anzuvertrauen und ihm eben ſo offen und ehrlich zu geſtehen, daß ich der beglückteſte Menſch auf der Erde ſein würde, wenn ich hoffen dürfe, daß mich Eugenia Ihrer Liebe würdigen und, meine Huldigungen nicht zurückweiſend, ſich entſchließen könne, mir ihre Hand zu reichen.

Er konnte durch meine Erklärung natürlich nicht überraſcht ſein, er ſchien aber auch nicht unzufrieden damit, im Gegentheile darüber erfreut, was mir gleich Anfangs aus den veränderten Mienen ſeines Geſichts klar werden mußte, das ich zum erſten Male ohne Widerwillen zu betrachten im Stande war. Er trat mit wahrhafter Würde auf mich zu, legte mir die Hand auf's Haupt und ſagte mit milderer Stimme, als ich ſie jemals aus ſeinem Munde gehört hatte: „Sie ſollen die Hand meiner Schweſter haben! Sie iſt die Ihre.

Nach einem kleinen Stillſchweigen ſprach er dann in ſeinem gewohnten rauhern Tone weiter: „Ich gebe ſie Ihnen gern und hätte ſodann zu gleicher Zeit ja auch mein Leben ausgelöſt, wie es einem edlen Spanier ziemt. Des Preiſes, den ich zahle, habe ich mich wahrlich nicht zu ſchämen, denn Eugenia iſt aus einem der edelſten Geſchlechter dieſes Landes, und ſoviel ließ

mir endlich doch auch noch die gierige Faust des Tyrannen, daß ich vermögend genug geblieben bin, meine Schwester ihrem Stande gemäß auszustatten und — bald vielleicht noch reichlicher bedenken zu können, als Sie jetzt berechtigt sein dürften zu erwarten. Es ist noch nicht eines jeden Tages Abend. Schnell wendet sich oft das Glück, und das Schwert der Vergeltung schwebt über Menschenhäuptern oft dann am bedrohlichsten, wenn sie es am wenigsten ahnen."

Bei diesen Worten ergriff er meine Hand, schüttelte sie in Aufregung sehr heftig und rief: „dann, dann — dann — — wenn —! Es kann sich bald etwas entscheiden!"

Plötzlich aber hielt er inne, als habe er zu viel gesagt oder sei im Begriffe gewesen, mehr zu sagen, als er wollte. Er hielt inne und schloß mit den Worten: „genug, wir sind einig."

Ungeachtet der stolzen Weise, mit welcher Trurillo meiner Bemerkung willfahrte und trotz der wunderlichen Dunkelheit seiner Rede, entzückte es mich doch so sehr, ihn meinen heißesten Wünschen geneigt zu finden, daß ich alle meine Abneigung gegen ihn vergessend, an seinen Hals flog und ihn als meinen Bruder begrüßte.

Diese plötzliche Bewegung mußte seinen ganzen Beifall finden, denn er begegnete meiner Umarmung auf's Herzlichste, nannte auch mich seinen Bruder und gab mir noch einmal die Versicherung meines Glückes.

Als nun aber bei mir die heftige Aufwallung meiner ersten freudigen Ueberraschung vorüber war, fiel mir Reganud ein, es fiel mir ein, daß des Bruders Wort und Wille mir doch nun und nimmer der Schwester Herz verbürgen könne, wie wichtig mir seine Zustimmung auch war. Meine reinste Freude schwand dahin!

Trurillo mußte die ſchnelle Verwandlung, welche in mir vorging, wohl gewahren, denn er fragte ſogleich und raſch, ob ich vielleicht noch ſonſt etwas wünſche oder auf dem Herzen trage, und ich meinte ihm kein Geheimniß aus der Beſorgniß machen zu dürfen, welche plötzlich meine Freude verſcheucht hatte, ich ſagte ihm daher mit ziemlich unſicherer Stimme: „wird denn aber auch Eugenia vermögen, meine innige Liebe zu erwidern? Wird ſie die Meine ſein wollen und ſollte ihr Herz denn auch noch frei ſein?

Bei dieſer Frage zog ſich Trurillo's Stirn in finſtere Falten, ich aber fuhr fort: „kaum wage ich es, auf Eugenia's Liebe zu hoffen. Warum es verſchweigen? Ich glaube, daß ihr Herz nicht mehr frei iſt. Nie jedoch, nie würde ich ſie beſitzen wollen ohne auch ihres Herzens verſichert zu ſein und wenn ich auch meinen Qualen erliegen müßte. Nie würde ich, und müßte ich auch des ſchmerzlichſten Todes ſterben, nie würde ich dem Glücke dieſes holden Geſchöpfes, der Liebe dieſes Engels gegen wen es auch wäre, hindernd in den Weg treten können! Gilt es hier ein unendliches Leiden, ſo will ich wenigſtens der Einzige ſein und bleiben, der es allein auf ſich nimmt, der es trägt und vielleicht, nein, der gewiß unter demſelben erliegt.“

Während dieſer Worte hatte ich unwillkürlich meine Augen ſtets auf die Zimmerdecke gerichtet, ohne Trurillo anzuſehen; als ich ſie aber nun wieder auf dieſen wandte, lief es mir eiskalt über den Rücken, denn dieſer Spanier war ein wahrhaft fürchterlicher Anblick. Sein Auge ſprühte; aus dem finſtern Gewölke, das ſich auf ſeinem ganzen Geſichte gelagert hatte, ſchien ein raſendes Gewitter losbrechen zu wollen; ſeine Mienen waren von Wuth verzerrt, ſeine Wangen brannten fieberiſch und ſeine Lippen waren ſo feſt zuſammen gepreßt, als ſollten ſie ſich nun und

nimmer wieder öffnen. Dabei zuckten alle ſeine Muskeln in wildem Tanze und ſeine Rechte lag geballt auf ſeinem Herzen, als wollte er, in Gefahr es aus dem Buſen ſpringen zu ſehen, daſſelbe gewaltig wieder in die Bruſt zurück drücken.

So ſtand er und erwartete eben Blitz und Donner zu gleicher Zeit, als er ſeinen heftigſten Zorn mit gewaltiger Selbſtbeherrſchung niedergekämpft haben mochte und mit dumpfer Stimme, allein nach Umſtänden doch noch unerwartet ruhig, murmelte er durch die Zähne: „Sie können Niemanden anders meinen als Regnaud. Weiter will ich nichts darüber ſagen. Allein überlaſſen Sie Alles meiner Sorge. Der Mann, der Ihnen die Hand ſeiner Schweſter verſprochen hat, iſt eben auch Mann genug, um zu wiſſen, daß er im Stande, ſein Wort zu löſen.“

Heftiger brach er dann in die Worte aus: „das ſchwöre ich Ihnen indeſſen bei der Allmacht des Himmels, bei allen Heiligen und Reliquien, bei den Gebeinen meiner Vorfahren, ehe ein Feind Spaniens, Einer aus der franzöſiſchen Raubſchaar meinem Hauſe verwandt und ſo nahe verwandt werden ſollte, wie es durch eine Verbindung mit meiner Schweſter geſchähe, eher ſtieße ich dieſen Dolch in das Herz Eugenia's, riſſe es ihr aus dem Buſen und würfe es den Hunden vor!“

Dies mit rollender Stimme ausrufend, riß er einen Dolch, ein zweiſchneidiges Meſſer, aus ſeinem Gewande und ließ denſelben mit ſeltener Geſchicklichkeit und mit unbegreiflicher Schnelle durch die Finger tanzen, daß die helle Schneide mir im Scheine der Kerzen blutigroth aufzublitzen ſchien.

„Gräßlicher Menſch!“ rief ich ſchaudernd, und dieſe Worte drängten ſich unwillkürlich aus meiner beklommenen Bruſt hervor.

Er ſah mich mit einem durchbohrenden Blick an, dann entgegnete er:

„Ihr Deutſchen habt entweder kein theures Vaterland, wie der Spanier, oder Ihr verſteht auch nicht, daſſelbe mit ſolcher Liebe zu umfaſſen, als dieſer. Ich habe mich geirrt: Ihr werdet Euch niemals aus den Ketten Eurer Tyrannen befreien können, denn Ihr verſteht auch nicht einmal den Haß Anderer gegen ihre Unterdrücker. — Gräßlich! ſagteſt Du? O Ihr milchblütigen Geſchöpfe, die unter Folterqualen gegen ihre Henker nicht raſen können! — Genug, Sie haben mein Wort, und niemals noch hat es Truxillo gebrochen.

Da ſchlug die Uhr.

„Ihre Liebe iſt eine Ehrenſache für mich geworden," nahm Truxillo nochmals das Wort und ſprach weiter. „Jetzt iſt es Zeit zur Ruhe. Sie kennen genau die Ordnung meines Hauſes. Morgen ſehen wir uns wieder."

8.

Ich ſchied in nicht zu beſchreibender innerer Bewegung und ging unter mannigfachen Vorſtellungen und Gedanken durch den Garten und den hohen Thorweg.

Alle meine Gefühle waren noch zu ſehr im Aufruhr, als ich daran hätte denken mögen, nach Hauſe und ſchlafen zu gehen. Ich dachte auch nicht daran.

Es war Mondſchein und nur einzelne heranſchwimmende Wolken verdunkelten manchmal den ſonſt heitern Himmel.

Dem Thorwege gerade gegenüber, etwa funfzig

Schritte von ihm entfernt, ſtand eine Gruppe alter Caſtanienbäume, die das Ende der erwähnten Allee bildeten, welche mit der Gaſſe, wenn man eine Reihe unbedeutender Häuſer ſo nennen darf, parallel lief. Unter ihrem Schatten hatte ich wohl einmal ſchon geſeſſen, wenn ich, vor meiner Bekanntſchaft mit Trurillo, zufällig dieſes Weges gekommen und des Tages Hitze mir zu läſtig geworden war Es war da eins der heimlichſten Plätzchen auf einer Bank, das man ſich nur denken kann. Auf dieſe Bank ſetzte ich mich auch jetzt nieder und ſaß durchaus jedem Auge ſo verſteckt, ſo verborgen von der dichteſten Dunkelheit des ſchattenden Laubwerks, wie ich es eben wünſchte. Alles um mich war Ruhe.

Ich ließ nun das ganze Ergebniß des heutigen Abends, ſo wie auch ich ruhiger geworden, noch ein Mal an mir vorübergehen und gedachte mit Furcht und Hoffen daran, was wohl der morgende Tag für eine Entſcheidung bringen würde: ob der heißeſte Wunſch meines Lebens, Eugenia's Liebe, mir gewährt werden dürfte, oder ob ich für ewig und immer auf jedes Glück in dieſem Leben verzichten müſſe. Dann verſank ich wieder in tauſend Träumereien und Phantaſien, baute tauſend ſchöne Pläne auf und riß ſie wieder nieder, um ſie noch ſchöner aufzubauen.

Ich mochte recht lange ſo dageſeſſen haben, denn meine Uhr repetirte Mitternacht; allein noch immer fühlte ich kein Bedürfniß nach Hauſe und ſchlafen zu gehen, ich verweilte noch immer auf meiner Bank. Da wandte ich zufällig die Augen auf den Thorweg mir gegenüber, und ich bemerkte zwei in Mäntel gehüllte Männergeſtalten, welche ſich vorſichtig umherſahen und dann raſch durch den Thorweg ſchlüpften.

Dieſe Erſcheinung mußte mich natürlich ſehr befremden. Noch mehr befremdet ward ich, als nach einander in kurzen Zwiſchenräumen noch mehrere ähn-

liche Geſtalten erſchienen und unter derſelben Vorſicht auf eben dem Wege verſchwanden.

„Sonderbar!“ dachte ich: „die Ordnung des Hauſes befiehlt um elf Uhr Ruhe deſſelben und allgemeines Zurückziehen. Selbſt ſeitdem mich Truirllo Bruder genannt, mußte ich mich nach dieſer Regel entfernen: dennoch aber empfängt man dort noch fremden Beſuch nach Mitternacht, und Beſuch, der gerade nicht anders als geladen erſcheint.

Plötzlich jedoch fiel mir bei, daß ich vielleicht ſehr ungerecht ſein und Eugenia oder ihrem Bruder, oder Beiden Gefahr drohen könne von den fremden Männern. —

Haſtig ſtand ich von der Bank auf. Die erwachte Beſorgniß leitete meine Schritte ſo ſchnell als möglich über den Raum zwiſchen mir und dem Thorweg, überwog jede Bedenklichkeit und ließ mich ebenſo leiſe durch den Thorweg ſchlüpfen, wie meine Vorgänger hindurch geſchlüpft waren.

Ich war freilich bis auf ein kleines Terzerol, das ich ſtets bei mir zu führen pflegte, ganz und gar unbewaffnet, allein ich dachte in dieſem Augenblicke weder an das Eine noch an das Andere und folgte lediglich nur der Eingebung meines Herzens.

In den Garten getreten, fand ich dort Alles in Grabesſtille verſenkt, nichts regte ſich, nirgends war etwas Lebendiges zu gewahren. Auch als ich meinen Weg fortſetzte und vor dem Hauſe endlich lauſchend ſtehen geblieben war, konnte ich drinnen kein Geräuſch irgend verdächtiger Art erlauſchen. Die Laden der Fenſter des obern Saales waren alle von innen dicht verſchloſſen, doch ſah ich durch eine ziemlich breite Spalte einer derſelben noch helles Licht im Saale. Meine Beſorgniß ſchwand, allein meine Neugierde wuchs.

Die Saalfenſter waren von nicht zu bedeutender

Höhe; ich machte daher Anſtalt einen Baum zu erklettern, welcher der Ladenſpalte gerade und dicht gegenüber ſtand, und ich vollführte dies Unternehmen mit dem wenigſten Geräuſche. Der Mond war zur Zeit eben von Wolken durchaus verborgen und es herrſchte deshalb ziemlich Dunkelheit im Garten, welche die Gegenſtände nur undeutlich erkennen ließ.

Ich kletterte ſehr vorſichtig bis zu einer Höhe, die mit den Fenſtern in einer Linie lag und konnte bald, als ich einen bequemen Aſt erreicht hatte, der mir, indem ich mich weiter auf demſelben vorſchob, erlaubte, das Auge dicht an die Ladenſpalte zu legen, faſt den ganzen wohlbekannten Saal überſehn. Allein ich gewahrte nichts Außerordentliches darin, da ich nur eine Geſellſchaft von Männern entdeckte, welche außer Trujillo etwa noch aus einem Dutzend anderer mir ganz fremden Perſonen beſtand. Ein Theil derſelben ſaß emſig ſchreibend am Tiſche, ein anderer aber ging lebhaft geſtikulirend und mit einander redend, zu zweien oder dreien auf und nieder. Man mußte indeſſen ſehr leiſe ſprechen, denn ich konnte von dem geführten Geſpräche nichts verſtehen und vernahm nur ein Geſumme.

Jetzt machte ich mir bittere Vorwürfe über meine ungeziemende Neugierde und war wirklich ſehr unzufrieden mit mir darüber, mich ſo unberufen in ein fremdes Geheimniß gedrängt zu haben. Allein das ließ ſich nun einmal nicht mehr ändern. Das Einzige, was mir nur übrig blieb, um meinen begangenen Fehler nicht noch zu vergrößern, beſtand darin, ſo eilig als möglich meinen Lauſcherpoſten wieder zu verlaſſen. Ich ſuchte darum ſo leiſe aber auch ſo ſchnell als ich es vermochte, vom Baume herab zu ſteigen und war damit bereits beinahe bis zur Hälfte des Weges gekommen, als Eile und Dunkelheit mir einen gefährlichen Streich ſpielten. Ich überließ nämlich einem zu

ſchwachen Aſt die ganze Wucht meines Körpers, indem ich den Halt meiner Hände hatte zu frühe fahren laſſen; er brach krachend unter mir entzwei und ich ſtürzte mit lautem Geprasſel ſammt ihm zu Boden. Daneben entlud ſich mit tüchtigem Knall mein Terzerol, ohne mich jedoch zu verwunden.

Einen Augenblick lag ich betäubt, dann hörte ich Trurillo beſchwichtigend rufen: „ruhig, ruhig meine Freunde. Was es auch ſein mag, ich eile, allein nachzuſehen.“

Im Nu war er bei mir, hatte mich kräftig von der Erde, meine Bruſt mit der Linken erpackend, emporgeriſſen, und ſchwang nun den mir ſo wohlbekannten Dolch über mir mit der Rechten.

Gerade in dieſem Momente aber war der Mond durch die Hülle der Wolken gebrochen, und Trurillo erkannte mich.

„Menſch!“ rief er aus, indem er den blitzenden Dolch ſinken ließ, „wie kommſt Du hierher um dieſe Stunde? Welcher unglückliche Vorwitz konnte Dich bewegen, hier den Baum zu beſteigen, um in den Saal zu lauſchen? Dein Leben iſt verwirkt! Du biſt des Todes!“

Dieſe Worte gaben mir Beſinnung und Sprache wieder. Ich raffte mich zuſammen und geſtand ihm, wie ich unter den Kaſtanien ſitzend, mehrere Geſtalten habe in ſeinen Garten ſchleichen ſehen; wie mir dies aufgefallen, wie ich, da ſich die Anzahl dieſer noch vermehrt, endlich in dieſem nächtlichen Beſuche Gefahr für ihn und Eugenia gefürchtet habe und darum den geheimnißvollen Männern nachgeſchlichen ſei. — In weiterer Folge leugnete ich keineswegs, daß ich, auf den Baum geſtiegen, ſeine Gäſte habe ſchreiben und auf- und niedergehen ſehen, durfte ihn aber Gottlob auf meine Ehre verſichern, auch nicht eine einzige Sylbe von der Unterhaltung verſtanden zu haben.

Trurillo hörte aufmerkſam zu und entgegnete mir dann:

„Ich glaube Ihnen von Herzen gern und bin von der ganzen Wahrheit alles deſſen, was Sie mir ſagen, vollſtändig überzeugt, weil ich Ihrer Ehrenhaftigkeit vertrauen darf und Ihre Geſinnungen gegen meine Schweſter kenne. Allein das reicht hier nicht aus; darum ſteht es noch nicht beſſer um Sie. Sie ſind deſſen ungeachtet noch nicht außer Gefahr. — Warten Sie!“

Er ſann, als er dies geſagt hatte, ein Wenig nach und ſagte dann: „Gehen darf ich Sie ohne Weiteres nicht laſſen, denn man hat den Lärm, den ſie verurſachten, allgemein gehört und ich habe in dieſer Sache nur eine Stimme. Folgen Sie mir jedoch. Ich werde meine Bürgſchaft anbieten und vielleicht wird man ſie annehmen.

Nach dieſen Worten nahm er mich bei der Hand und führte mich in's Haus, hinauf in den Saal, wo die Verſammlung ſich in ſehr unruhiger Bewegung zu befinden ſchien. Alles ſtürzte uns bei unſerm Eintritt ſtürmiſch entgegen.

„Hier bring' ich den jungen Mann,“ ſagte ruhig Trurillo, „der in der beſten Abſicht in meinen Garten kam und dem kein Vorwurf trifft, obgleich er uns leicht hätte belauſchen können.“

„Wer ſteht dafür, daß er es nicht gethan?“

„Ja, wer ſteht dafür?“

„Es iſt zu leicht möglich.“

„Er muß mit einem Baumaſt vor dem Fenſter niedergebrochen ſein.“

„Dann hat er uns auch belauſcht.“

„Ja, ja, er hat uns belauſcht.“

„Unſere Sicherheit fordert jedenfalls ſeinen Tod!

„Er muß ſterben!“

So riefen die Anweſenden Alle durch einander,

grimmige Blicke auf mich ſchleudernd und ihre Dolche entblößend.

„Halt! halt!“ ſchrie Trurillo und wehrte den auf mich Eindringenden. „Halt! ſage ich. Er müßte ſterben, wenn wir von ihm zu fürchten hätten, und ich ſelber wollte dann der Erſte ſein, der ſeinen Dolch in das Herzblut dieſes Mannes tauchte. Allein von ſeiner Seite droht uns und unſerm Geheimniſſe auch nicht die geringſte Gefahr, denn er kennt daſſelbe nicht einmal.“

„Allein er hat uns vielleicht doch belauſcht.“

„Ich ſage: Nein!“

„Wer will dafür bürgen?“

„Ich! Mit meiner Ehre und meinem Leben!“

„Du ſelber, Trurillo!“

„Ich ſelber!“

Hierauf erhob ſich unter den Anweſenden ein lebhaftes aber leiſes Geflüſter und Gemurmel, das aber ſchon lauter und heftiger zu werden begann.

Trurillo aber rief mit lauter faſt herriſcher Stimme: „Ich verlange Gehör, meine Freunde, denn ich habe zu Euch zu reden!“

Alles wurde ſtill.

Hierauf erzählte Trurillo den Verſammelten und immer aufmerkſamer Horchenden die Veranlaſſung meines ſpäten Erſcheinens in ſeinem Garten und ausführlich Alles, was ich ihm ſelbſt vor wenig Augenblicken mitgetheilt hatte. Er unterließ auch nicht, es in dieſer Erzählung mit einfließen zu laſſen, welchen Beweis meiner Verſchwiegenheit ich bereits gegeben habe, da er gewiß wiſſe, daß ich von jener nächtlichen Begebenheit, wo ſein Leben in Gefahr geweſen und die ihnen Allen bekannt ſei, niemals ein einziges Wort über meine Lippen gekommen. Bei dieſer Gelegenheit ſtelle er mich perſönlich hier ſeinen Freunden als eben denjenigen vor, durch den er damals der

Wuth ſeiner Verfolger entronnen wäre. Endlich ſchloß er mit der Erklärung, daß er durch meine Verbindung mit ſeiner Schweſter in Kurzem mit mir in die naheſte Verſchwägerung treten werde.

„Und Du willſt ihn“ — fragte ein etwas ältlicher, ehrwürdig genug ausſehender Mann — „nicht ganz in unſere — — “

„Still!“ unterbrach den Redenden Trurillo und ſagte dann leiſe, doch immer noch vernehmlich genug, daß ich es zu hören vermochte: „wenigſtens jetzt noch nicht. Auf keinen Fall früher, als bis unſere Arbeit gethan ſein wird.“

Laut aber ſagte er: „es kommt hier in Betrachtung, daß mein Freund hier ein Deutſcher und kein Spanier iſt.“

Freilich erhoben ſich noch einige Stimmen gegen ein ſo großes Vertrauen, das ja doch gemißbraucht werden und Alle ins Verderben reißen könne; freilich erinnerten andere daran, daß ja ſelbſt ein einziges auch nur unbedachtſam entſchlüpftes Wort im Stande ſei, den Gegnern auf die Spur zu helfen, welche ſie ſo lange umſonſt verfolgt hätten, freilich meinten noch andere, daß der Tod auf immer dieſe Gefahr am beſten verſiegeln dürfte und daß das Leben eines Einzigen nicht in Betracht komme, wo ſo viele auf dem Spiele ſtänden; allein Trurillo beſchwichtigte ſie alle.

Nur der ältliche Herr, deſſen ich bereits erwähnte, nahm noch zuletzt das Wort, indem er ſich an mich, jedoch nicht ohne ein gewiſſes Wohlwollen wendete.

„Sie haben alſo auch nicht ein einziges Wort von alle Dem gehört, was wir hier unter einander verhandelten?“ ſagte er.

Ich verſicherte, die Hand auf's Herz gelegt: bei meiner Ehre! auch kein einziges Wort.

„Aber“ — fuhr der Frager fort — „was denken Sie denn eigentlich von den Dingen, die hier vorge-

hen und von welcher Art meinen Sie, daß die Geſchäfte ſein mögen, die wir hier ſo einſam und ſpät betreiben?"

„Ich bin ein Deutſcher," ſagte ich.

„Das ſoll heißen?" fragte er wieder.

„Daß ich mich nirgends eindränge."

„Allein Sie ſahen doch durch die Ladenſpalte."

„Vielleicht verführte mich ebenſo ſehr Beſorgniß für dies Haus als Neugierde. Uebrigens um Ihre Frage zu beantworten, denke ich, daß es wenig gute Erziehung verräth, fremde Geheimniſſe, ſo lange ſie Geheimniſſe bleiben ſollen, vorlaut errathen zu wollen, daß Ihre Geſchäfte hier eben ausſchließlich die Ihrigen und nicht mich angehend ſind und daß Sie allein die Dinge zu vertreten haben werden, welche Sie hier abzumachen für gut finden, endlich, daß Viel wiſſen beſchwerlich werden kann."

Mit dieſer Antwort, die von Allen gehört wurde, ſchienen Alle zufrieden.

Nachdem ich nun noch — wie man ſo artig war zu ſagen: „der Form wegen" — an Eides Statt hatte das tiefſte Stillſchweigen über die Vorgänge dieſer Nacht geloben müſſen, entließ man mich mit vieler Höflichkeit und Trurillo begleitete mich bis vor die Hausthür.

„Preiſen Sie ſich glücklich," ſagte er hier zu mir. „Sie ſind in Wahrheit der größten Lebensgefahr entronnen und Tauſende hätten unter gleichen Umſtänden verbluten müſſen. Allein gedenken Sie auch meines Vertrauens, meiner Verantwortlichkeit und Ihres Verſprechens in ſeinem ganzen Umfange, d. h. bewachen Sie nicht allein ſorgfältig Ihre Zunge, ſondern auch jeden Ihrer Blicke und jede Ihrer Mienen; namentlich — erkennen Sie keinen von den Herren, welche Sie hier verſammelt geſehen haben, zu voreilig wieder, falls Sie irgendwo mit irgend einem derſelben

zuſammentreffen ſollten. Sie wären ſonſt im Stande, auch ohne es zu wollen, viele edle Männer, ſich ſelbſt und Eugenia unglücklich bis zum Tode zu machen. Ich will und kann für jetzt nichts mehr darüber ſagen. Schlafen Sie wohl und — nun, morgen ſehen wir uns ja.

9.

Das in jener Nacht geleiſtete Verſprechen — fuhr Ludwig in ſeiner Erzählung fort — habe ich gewiſſenhaft genug bis auf dieſe Stunde gehalten, obſchon ich mich durch die bald darauf und ſpäter folgenden Ereigniſſe hätte vielleicht längſt für deſſelben entbunden erachten dürfen.

Schlaflos verbrachte ich den kurzen Reſt dieſer unglücklichen Nacht und wälzte mich unruhig und ſorgenvoll auf meinem Lager hin und her. —

So war ich denn durch meinen Vorwitz, wider meinen Willen halb und halb Mitwiſſer eines Geheimniſſes, ſo zu ſagen Theilnehmer einer Verbrüderung geworden, woraus mir im glücklichſten Falle keine Freude erſprießen, im unglücklichen dahingegen die drohendſte Gefahr für Freiheit und Leben für mich auftauchen konnte.

Wozu das Geheimnißvolle der Zuſammenkunft dieſer Männer, woher ihre Furcht vor Entdeckung derſelben, wenn dieſe Verbindung nicht unſtatthafter Art war, wenn ſie nicht verbrecheriſche Tendenzen verfolgte, nicht blutige Abſichten im Schooße ihres Geheimniſſes verbarg? An ihrer Spitze ſtand unwiderſprechlich als Leiter und Führer der entſetzliche Trurillo, woher er auch eine ſo große Macht über die Mitglieder übte;

derſelbe Truxillo, der die Franzoſen bis zum Wahnſinn haßte. Was konnte dieſe Verbindung, von der mir natürlich nur die erſten, bedeutendſten und vornehmſten bekannt geworden waren, was konnte ſie wohl Andres brüten, als Tod und Vertilgung jener ſeiner ärgſten Feinde? Gewiß: es war eine neue Verſchwörung gegen die Beſieger Spaniens vorhanden, und ich — ich war unwillkürlich gleichſam darin verflochten worden. Welch ein Unheil wenn ſie von ihrer Reife, vor ihrem Ausbruche entdeckt wurde! Welch ein Unheil, wenn ſie zum Ausbruche kam und mit Blut das Land überſchwemmte! Und wie ſollte ich mich losmachen von den Banden, welche mich auf gewiſſe Art mit derſelben verknüpften? Wäre ich auch durch keinen Eid gebunden geweſen, hätte ich können den Bruder meiner Geliebten verrathen und ſo ihn, ſie und mich elend machen dürfen? Sollte ich, um jeder Verantwortlichkeit zu entgehen, Valencia verlaſſen? Ich hätte mich dann auch von Eugenia, welche die Meine zu nennen, ich mir die größte Hoffnung machte, losreißen müſſen und das war über meine Kräfte. Allein verwebte mich dieſe erſehnte Verbindung mit jenem herrlichen Weſen nicht vielleicht ganz und gar in jene von mir nicht ohne Gründe gemuthmaßte Verſchwörung? War ich noch ganz Herr meiner Wahl, nachdem jene meine Verbindung geſchloſſen oder auch nur beſtimmt worden. O Eugenia! Eugenia! rief ich. — Ob ſie darum wiſſen mochte? Nein, wie ſollte das reine, himmliſche Geſchöpf um ſolche finſtere Werke des blutigen Haſſes wiſſen können? — Und doch! Wie konnten ihrer Aufmerkſamkeit Zuſammenkünfte dieſer Art im eigenen Hauſe auf die Länge entzogen werden und ſtets verborgen bleiben? Wie hätte ſich ihr heller Verſtand in den verbrecheriſchen Zwecken derſelben zu täuſchen vermocht? —

So dachte und grübelte ich und dachte und grü-

delte dann weiter: warum aber und wie iſt man berechtigt, eine ſolche Verbindung von vorn herein verbrecheriſch zu nennen? Vertheidigte der Spanier nicht ſeine heiligſten Rechte gegen diejenigen, die ſich ſeinem Grund und Boden als Herren aufgedrungen hatten? War dieſer Grund und Boden nicht des Spaniers freies angeerbtes Eigenthum? Durfte er dies nicht auf jede Weiſe zu vertheidigen ſtreben? Waren ihm gegen ſeine Unterdrücker nicht alle Waffen erlaubt, welche er faſt verzweifelnd zu ergreifen gezwungen war? Hatte man ihn nicht endlich bis auf's Aeußerſte gebracht? Durfte nicht Alles, was er gegen ſeine Nationalfeinde ausführte, Nothwehr heißen? — Wenn nur nicht Trurillo, dieſer fürchterlich entſchloſſene Menſch an ihrer Spitze geſtanden hätte, der in ſeinem Grimme kein Maß, in ſeiner Bruſt kein Erbarmen, in ſeinem Haſſe kein Ziel kannte.

Mit ſolchem Denken und Grübeln peinigte ich mich bis zum lichten Morgen. Da endlich ſchlief ich ein und erwachte nach kurzem Schlummer etwas beruhigter. Ich verſuchte mir einzureden, daß ich mir in meiner leicht erregten Phantaſie Alles viel zu gefährlich, zu ſchwarz, zu unheilvoll vorgeſtellt habe. Warum ſollte denn dieſe Verbindung edler Spanier durchaus eine vollſtändige Verſchwörung gegen das franzöſiſche Blut ſein. Gab es nicht Verbindungen, die in ihren Plänen und Abſichten weit unſchuldiger Natur waren und ſich darum doch in den Schleier des Geheimniſſes hüllen mußten? Hatte ich die Verbrüderten nicht ganz ruhig ſchreiben und discuriren ſehen? Hatte ich auch ſpäter nur eine einzige Sylbe von ihnen vernommen, welche mir einen rechtlichen Beweis in die Hand gab, ſie als blutdürſtige Verſchwörer anzuklagen? Daß ſie Entdeckung fürchteten? Welche Geſellſchaft irgend politiſcher Art hatte dieſe nicht, in Spanien inſonderheit zu fürchten? Sie muß-

ten sich wohl der öffentlichen Aufmerksamkeit zu entziehen suchen, wenn sie im Vereine Pläne zum Wohle ihres Vaterlandes verfolgen wollten und diese konnten durchaus friedlicher Natur sein. —

Wollten sich zwar auch nicht die letzten an mich gerichteten Worte Trurillo's mit diesen Tröstungen so recht vereinen lassen, die ich mir einzuflößen mich bemühte, so ließ ich es doch dabei bewenden. Ich beschloß, das ganze Begebniß der Nacht ein für alle Mal zu vergessen, mich um des düstern Bruders geheimnißvollen Treiben gar nicht weiter zu bekümmern, jeden Andern ebenso seinen Weg wandeln zu lassen, und allein nur meiner Liebe und Eugenia'n zu leben.

10.

Mein Schlaf, wie kurz er auch gewesen war, hatte mich doch recht sehr gestärkt. Bald waren alle Nebel, die meine gepeinigte Seele umdüstert gehalten, wie durch ein Wunder verjagt. Die Sonne schien eben hell und freundlich in meine Fenster und stimmte mich immer heiterer, immer hoffnungsvoller. Ich mußte mir gestehen, seit langer Zeit mich nicht so frei um's Herz gefühlt zu haben. Ich war sogar thöricht genug, das für ein meiner Liebe günstiges Zeichen zu halten, und — heute mußte sich ja nun doch Alles entscheiden.

Der halbe Tag verging mir so heiter und glücklich und endlich schlug die Stunde, wo ich Eugenia gewöhnlich zu sehen pflegte.

Wenn auch nicht ganz ohne einiges Herzklopfen, ging ich doch voll der besten Hoffnungen und darum wirklich sehr gefaßt zu den Geschwistern. Allein des Menschen schönste Hoffnungen werden oft in demselben

Augenblicke niedergemäht, wo er ſie zur herrlichſten Verwirklichung erwachſen faſt mit Gewißheit erwartet.

Gleich bei meinem Eintritt in den freundlichen Saal mußte mir ſchon der Muth entfallen. Eugenia hatte unwiderſprechlich geweint. Trurillo ſah rabenfinſter aus, ein Gewitter, das ſchon getobt, allein noch nicht ausgetobt hatte. Er ſtand eben im Begriffe auszugehen.

„Ich hätte Sie heute etwas früher erwartet,“ ſagte er ſo freundlich, als eine üble Stimmung es nur irgend zuläßt. „Es thut mir leid, daß Sie nicht früher gekommen, denn für ein Paar Stunden nehmen mich durchaus im Augenblicke Geſchäfte von der höchſten Dringlichkeit in Anſpruch.“

Höflich erſuchte ich ihn, ſich keinen Zwang anzuthun.

Er fuhr fort: „Eugenia kennt Ihre Liebe und weiß Ihren Antrag zu würdigen. Ich hoffe, es wird ſich Alles bei meiner Rückkehr gemacht haben.“

Damit ging er, mir die Hand drückend und ſeiner Schweſter noch einen herrlichen Blick zuwerfend, der einem Commandobefehle vollkommen glich.

Ich ſtand in der peinlichſten Verlegenheit da und und wagte nicht das Auge zu Eugenia aufzuſchlagen. Auch ſie ſaß ſtill, wie ſie geſeſſen, denn ich hörte nichts. Da rauſchte ihr Gewand, ich blickte auf.

Sie war aufgeſtanden, nahte ſich mir langſam und ſagte dann mit leiſer Stimme: „Mein Bruder hat mir vertraut, daß Sie mich lieben. Ich habe es längere Zeit geahnt und ich fühle mich geehrt durch die Zuneigung eines ſo edelherzigen Mannes, wie Sie es ſind. Allein ſchon deshalb bin ich Ihnen Vertrauen ſchuldig. Trurillo hat mir befohlen, Ihnen meine Hand zu reichen; aber ich kann, ich darf es nicht, denn ich muß aufrichtig gegen Sie ſein! — ich liebe ſchon einen Andern.“

Da lagen alle meine Hoffnungen mit einem Male abgemäht. Sie waren auf ewig dahin!

Eugenia's Geſtändniß hatte mein Herz mit glühendem Dolche durchbohrt. Verzweiflung wollte mich umfaſſen, ich war troſtlos.

Freilich hatte ich wohl oft davor gezittert, von Eugenia nicht geliebt werden zu können, allein die Hoffnung war noch wach; die ſchauderhafte Gewißheit keine Liebe bei ihr gefunden zu haben, hätte mich bald um den Verſtand gebracht. —

Ihr, meine Freunde, die Ihr gewiß noch nie ſo unſäglichen Schmerz erfahren habt, Ihr könnt ihn mir nun und nimmer nachempfinden. Der Himmel möge Euch auch vor ſolchem Qualgefühl ſtets bewahren!

Heiß und kalt rieſelte es durch mein Gebein. Es flirrte mir vor den Augen. Ich war meiner kaum noch mächtig. Ich mußte mich ſetzen und wäre ſonſt vielleicht zu Boden geſchlagen, denn Alles fing ſchon an, ſich mit mir im Kreiſe zu drehen.

Auch Eugenia mußte ſehr bewegt ſein. Ich hörte ſie heftig weinen, während ich bemüht war, mich aufzuraffen und wieder zu ſammeln.

Leiſe faßte ſie eine meiner Hände und ſagte mit ſanfter Stimme: „Richten Sie ſich auf, mein edler Freund! Sie ſehen ja auch mich, ein ſchwaches Mädchen, obwohl den Thränen nicht gebietend, doch gefaßt und ich liebe doch hoffnungslos wie Sie.“

Die Worte verwundeten und demüthigten mich zugleich.

„Ich liebe Regnaud. Sie kennen meines Bruders Geſinnungen. Sie kennen ſeinen glühenden Haß gegen Alles, was Franzoſe heißt. Sie wiſſen daher genug, um zu begreifen, daß auch meiner Liebe nirgends eine freudige Hoffnung winkt, wenn Sie auch unmöglich alle Leiden, alle Schrecken, allen Jammer

ahnen können, denen ich vielleicht bald unausweislich entgegen zu gehen gezwungen werden werde."

Diese Worte der ruhigsten Resignation aus dem theuren Munde beschämten mich, allein sie richteten mich auch auf. Tief gerührt und ergriffen von der dunklen Zukunft Eugenia's, vergaß ich für den Augenblick ganz und gar den eigenen Schmerz in meiner Brust, ergriff die theure Hand des geliebten Mädchens und preßte sie innig an meine Lippen.

Sie überließ mir die Hand willig.

„Eugenia!" rief ich aus, „wüßten Sie, wie ich Sie so unendlich liebe, Sie würden auch meinem unendlichen Schmerze Gerechtigkeit widerfahren lassen. Mit Ihrem Geständnisse ist für mich jede Aussicht auf irgend ein Lebensglück erloschen. Allein Sie sollen mich Ihrer würdig finden. Ich liebe Sie mehr als mein Leben, als mein Glück, als meine Seligkeit. Darum will ich alle meine Kräfte, auch die letzten, aufwenden, Ihr Lebensglück zu erhalten und festzustellen. Vielleicht gelingt es mir. Ich hoffe es."

Sie sah mich zweifelnd mit einem leichten Kopfschütteln an.

„Ihr Bruder ist mir sehr gewogen," fuhr ich fort. „Meine Vorstellungen, meine Bitten, mein Flehen werden, müssen ihn endlich vermögen, seinen Haß für diesen einzigen Fall gefangen zu nehmen und Ihre Wünsche zu erfüllen. Kann ich nur das erreichen, so bin ich jeden Augenblick zu sterben bereit."

„Nein, nein!" fiel Eugenia mir in die Rede. „Verzweifeln Sie daran für alle Ewigkeit, wie ich daran verzweifle. Nein! Wie wenig sind Sie noch mit Truxillo's granitenem Charakter bekannt. Zu ihm nie ein Wort davon, so hochherzig Ihr Anerbieten auch ist! Es liebt Sie mein Bruder freilich, und er liebt Sie so sehr, als er in seiner Weise, nach seiner Anschauung nur lieben kann. Zu meinem Glücke würden

Sie jedoch, wie die Sache einmal liegt, nimmermehr im Stande ſein, auch nur das Geringſte von ihm zu erringen. Mein Glück iſt einmal unrettbar den finſtern Mächten anheimfallen. Ueberlaſſen Sie mich dem Schickſale, dem ich nicht entrinnen werde, nicht entrinnen kann, dem mich zu entreißen alle Ihr, Opferungen, und wollten Sie ſie noch vertauſendfachen, vergeblich ſein würden. Ich verehre Sie ihres edelmüthigen Willens wegen darum nicht weniger, als wenn Sie wirklich mein Retter geworden wären. Ich verehre Sie, allein eben darum noch eine Bitte und — Gewährung derſelben, wenn Sie mich wahrhaft lieben, wovon ich überzeugt bin.

„Sprechen Sie, Eugenia?“ rief ich. „Jedes Ihrer Worte iſt mir Befehl!“

„Verlaſſen Sie Spanien!“ fuhr ſie zu reden fort.“ Verlaſſen Sie es bald, recht, recht bald, lieber heute als morgen!“

Ich ſtand überraſcht.

„Die kommende Stunde“ — ſprach ſie weiter — „kann ſchon erbarmungslos über uns hereinbrechen Ich weiß Ihre Gefahr in dieſer Nacht, weiß Alles was ſich begeben. Es warten vielleicht noch bei Weitem größere Gefahren auf Sie, wenn Sie ihnen nicht durch Abreiſe entgehen wollen. Mehr vermag ich nicht, Ihnen zu ſagen. Trennen Sie ſich um Gotteswillen aufs Eiligſte von uns. Keiner kann hier dem Andern nützen.“

„Was haben Sie Eugenia?“ fragte ich.

„Reiſen Sie ſchleunigſt!“ war die Antwort.

„Reden Sie deutlicher! bat ich.

„Ich kann nicht, ich darf nicht!“ entgegnete ſie. „Jetzt wenigſtens müſſen meine Lippen noch verſiegelt bleiben!“

Sie ſchwieg einen Augenblick, denn ſprach ſie plötzlich mit großer Heftigkeit:

Aber wenn meine Bitten, wenn mein Flehen und meine Thränen, wenn endlich meine Drohungen selber gar nichts vermögen, wenn Alles nicht im Stande sein sollte Die schon gezückten Dolche abzuleiten, dann befiehlt es mir die Pflicht, welche ich als die für mich die Heiligste erkennen muß, zu reden und — dann werde ich reden. Dann mögen sie hereinbrechen, alle heraufbeschworenen finstre Geister der Nacht, alle blutige Schrecken, die man selber mitleidlos entfesselte! Dann mögen Sie auch über mich hereinbrechen: ich weiche ihnen nicht einen Zollbreit aus "

Ich schaute auf Eugenia mit Staunen und mit Bewunderung.

„Ja dann werde ich gewiß reden!" schloß sie. „Ich zerreiße alle Bande der Natur! Ich kenne noch festere geknupfte! Dann will ich untergehn mit meinem Hause "

Als sie so gesprochen, hielt sie, wie ermattet, inne. Sie weinte nun laut und ihre Thränen flossen unaufhaltsam.

Wie vermöchte ich wohl auszusprechen, was ich unter diesen Thränen litt

„Leben Sie wohl " sprach sie nach einem kleinen Zwischenraume in welchem sie sich wieder gesammelt zu haben schien, weiter. „Leben Sie wohl und nehmen Sie dies von mir zum Andenken eine Unglückliche, die gezwungen war, Sie ohne ihre Schuld und Absicht tief zu kränken und Ihr Herz zu verwunden."

Nach diesen Worten schlang sie ein kleines goldenes Crucifix an einem schwarzen Bande von ihrem Halse und reichte es mir.

Ich nahm das Dargebotene mit zitternder Hand, hängte es um meinen Hals, barg es an meinem Herzen und bedeckte ihre Hand mit Küssen, indem ich ihr meinen heißen Dank stammelte.

„Und nun das Letzte," sprach sie wieder. „Verhehlen Sie es meinem Bruder sorgfältig daß ich mich Ihnen ganz und ohne Rückhalt entdeckte, daß ich Ihnen meine unglückliche Liebe zu Regnaud vertraute. Sagen Sie ihm im Gegentheil, daß Sie mich bereit gefunden hätten, Ihnen meine Hand zu reichen."

Ich versicherte, ihr gehorsamen zu wollen.

„O ich weiß wohl," sagte sie lebhaft, daß ich immer neue Opfer von Ihnen fordere! Allein Sie sind ja auch kein gewöhnlicher Mensch! Sagen Sie ihm, ich hätte Sie nur gebeten mir noch einige Tage Frist zu vergönnen, bevor wir förmlich verlobt würden. Während der Zeit verlassen Sie das unglückliche Spanien auf immer. Bis dahin — geben Sie sich krank. Kommen Sie nicht, mich wiederzusehen."

„Sie sind hart und grausam, Eugenia!" rief ich heftig. Sie sind sehr grausam gegen mich!"

„Ich bin es nicht!" sagte sie mit sehr weicher Stimme und drückte den Obertheil meiner Hand sanft an die linke Seite ihres hochathmenden Busens. „Ich bin nicht grausam! Hier schlägt ein Herz, das Sie gewiß geliebt haben würde, wenn es sich nicht bereits einem Andern ergeben hätte. Bitte ich Sie dringend, uns zu verlassen und mich nicht wieder zu sehen, so geschieht es gewiß auch zu Ihrem eigenen Heile."

„Ich werde Ihnen gehorchen," sagte ich aus gepreßter Brust

„Gott sei mit Ihnen auf allen Ihren Lebenswegen!" fuhr sie fort. „Was wollen sie noch länger in der Nähe eines Mädchens, deren Anblick Ihnen nur wehe thun kann? Was wollen Sie noch in einem Lande, in welchem Haß und Unterdrückung einen verheerenden Kampf mit einander kämpfen durch das die Zwietracht mit rasender Fackel auf und niedertobt

und auch die heiligſten Bande zerſprengt. Eilen Sie, eilen Sie, das blutgedüngte zu verlaſſen.“

Sie ſchwieg hier, erbleichend, nahm aber nach einem ſchweren Athemzuge noch ein Mal das Wort auf und ſagte: „und nun das letzte Lebewohl! Grüßen ſie ihre liebe Heimath von mir und ſtreben Sie mit Ernſt dahin, noch einmal ſo glücklich zu werden als ich es wünſche, als Sie es verdienen. — Mir mangelt es endlich an Kraft, dies Geſpräch noch fortzuſetzen.“

Ich bebte empor, ich ſah ſie noch ein Mal an, um ihr himmliſches Bild noch ein Mal ganz in meine Seele aufzunehmen und auf ewig dort feſtzuhalten. Da — welche Erinnerung! — da öffnete ſie ihre Arme, ſtreckte ſie mir entgegen und rief:

„Nehmen Sie auch noch dieſe Umarmung, unſere erſte und letzte, als Beweis meiner höchſten Anerkennung Ihres Werthes, mit auf die Reiſe in Ihr Vaterland!

Und ich durfte den Engel feſt an meine Bruſt preſſen! Ich durfte einen Kuß auf ihre Lippen drücken! Noch einen drückte ſie auf die meinen und — enteilte ins Nebenzimmer. — Ich ſtürzte faſt wahnſinnig aus dem Hauſe. —

Ludwig machte hier abermals eine Pauſe; dann zog er aus ſeinem Buſen ein goldenes Crucifix hervor, das an einem ſchwarzen Bande befeſtigt war, küßte es und ſagte:

Dies theure Geſchenk trage ich ſeit jenem Tage beſtändig auf meinem Herzen. Es ſoll auch dort ruhen bleiben, wenn man mich begräbt. Denket daran, meine Freunde, ich bitte Euch darum.“

Hierauf verbarg er das Crucifix wieder auf der Bruſt und ſetzte ſeine Erzählung fort.

11.

Wie ich mich nach Hause gefunden haben mag, weiß ich bis zur Stunde noch nicht. Daselbst aber glücklich angelangt, warf ich mich aufs Bett und ließ meinen ungeheuren und nur freiüberströmenden Schmerze ungehindert Raum. Ich brauchte mich nicht für krank auszugeben, ich war krank, krank bis zum Tode.

Trurillo besuchte mich am Nachmittage und fand mich noch auf dem Bette, sehr blaß, angegriffen und ermattet.

„Meine Schwester" — sprach er — „hat mir mitgetheilt, daß Sie plötzlich ein Uebelbefinden überkommen sei, und ich finde das zu meinem Erstaunen wirklich so. Uebrigens freue ich mich, daß Eugenia Ihren Antrag nach meinem Wunsche aufgenommen hat. Darum eilen Sie nur mit Ihrer Wiederherstellung. Was die Frist anbelangt, welche meine Schwester sich auszubedingen für gut befunden hat, so wollen wir solche schon nach eigenem Gefallen abkürzen. Ich werde Ihnen meinen Arzt senden."

Wie widerwärtig mir Trurillo auch, besonders in diesem Augenblicke und in dieser rohen und herrischen Äußerung war, so glaubte ich mich doch um Eugenia's willen überwinden und ruhig, gelassen und freundlich bezeigen zu müssen. Ich sagte ihm daher sanft aber entschieden, daß ich den Willen seiner Schwester zu ehren gedenke, daß meine Krankheit hoffentlich nur unbedeutend sei, daß ich bei dergleichen leichtem Unwohlsein niemals einen Arzt zu consultiren pflege ,daß ich Eugenia anbete, daß sie ein Engel sei. und daß ich nur den einzigen Wunsch hege, ihre Zukunft glücklich zu machen.

Er schien zufrieden gestellt mit Allem was erhöret und sah, und wir freueten uns für dieß Mal.

Am andern Tage aber kam er wiederun d fand

mich natürlich wie am vorigen. Dießmal, so kam es mir vor, brachte er ſchon einen, der Himmel weiß woher geſchöpften Argwohn mit und während wir redeten, ſchien er, wie ſehr ich auch mich in Acht zu nehmen befliſſen war, ſtets mißtrauiſcher zu werden. Er beobachtete mich manchmal lange und mit forſchendem Blicke, als wollte er mein ganzes Inneres durchſchauen, wenn er ſich von mir unbemerkt glaubte.

„Sie ſehen mir gar nicht aus" — brach er mitten im Geſpräche mit einem Male plötzlich ab — „wie ein glücklicher Bräutigam."

„Nicht?" entgegnete ich, und verſuchte zu lächeln.

„Nein erwiderte er." „In Wahrheit, je genauer ich Sie betrachte, je größere Aehnlichkeit gewinnen Sie mit einem abgewieſenen Liebhaber"

Ich verbarg meine Verlegenheit hinter einen abermaligen Lächeln und that als nähme ich ſeine Worte für einen Scherz, ſchob endlich auch die Schuld meines Ausſehens auf mein Unwohlſein, das mir leider noch in einigen Tagen nicht erlauben werde, außer dem Bette zu ſein und mich ſo verhindern Eugenia in dieſer Zeit zu ſehen.

Er ſchüttelte ungläubig den Kopf, und mich immer feſter ins Auge faſſend, wiederholte er: „ganz wie ein unglücklicher Liebhaber ſehen Sie aus! Aber nicht wie einer von der ganz gemeinen Sorte: nein, wie ein ſeltenes Original eines unglücklichen Liebhabers Wie einer, der aus purer Liebe und Großmuth ſein Unglück verbirgt, um ſie einen Andern zu überlaſſen, und ſich mit ihr vereint, einen argloſen Bruder der Ihnen Zuneigung und Vertrauen im höchſten Grade bewieſen hat, hinters Licht zu führen zu täuſchen, zu hintergehen. Aber, mein ſchlauer Deutſcher, mich einen Spanier, betrügt man nicht ſo leicht, als Sie wohl glauben mögen."

„Betrügen?" fragte ich erregt.

„Allerdings ſagte ich ſo“ entgegnete Trurillo.

Da brach mein langverhaltner Groll gegen den mich mit den tückiſchen Augen bis in die Seele Prüfenden unaufhaltſam hervor. Ich fuhr in die Höhe und rief zornig:

„Wer giebt Ihnen, Trurillo, das Recht, ſo mit mir zu reden?“

„Mich veranlaſſen dazu“ — erwiderte er — „die Wahrheit, die ich mir tief aus Ihrem Innern heraufg holt habe, und die genaue Bekanntſchaft mit den Gefühlen Eugenia's.“

„Entweihen Sie dieſen Namen nicht, indem Sie ihn ausſprechen“ entgegnete ich erbittert. „Was wiſſen Sie überdies von Gefühlen, Sie Mann mit ſteinernem Herzen? Entweihen Sie auch dieſe Gefühle ſelber nicht, indem Sie von ihnen reden! Nur der Kanabile verhöhnet noch obenein das Opfer, das er zu ſchlachten im Sinne hat. Sie ſind der Tyrann Ihrer Schweſter! und ſind es von jeher geweſen, und ich war hundert Mal Zeuge davon. Allein wenn Sie in dem Wahne ſtanden, auch der meine werden zu können, ſo haben Sie ſich ſehr geirrt und ich bedaure Sie. Ich bin es längſt müde, Ihr anmaßendes und herriſches Betragen zu dulden, mich gleichſam richterlich vernehmen gleichſam einen Inquiſiten aus mir machen zu laſſen. Meine Liebe iſt meine Sache, die meine ganz allein, und ich will ferner mit keinem Worte eines Dritten Einmiſchung in dieſelbe, die Ihrige am allerwenigſten dulden. Eugenia iſt ein Engel! das ſagte ich Ihnen ſchon öfters; allein Sie ſind ein Teufel! das ſagte ich Ihnen bis dahin noch nicht. Iſt Ihnen dieſe Erklärung nicht gefällig, wünſchen Sie darüber noch etwas Näheres, und weiß der Spanier nicht weniger mit jeder andern ehrlichen Waffe einzugehen, als mit dem meuchelnden Dolche — wohlan, ſo finden Sie mich hier gleich auf dem Platze

um Ihnen zu beweiſen, daß der Deutſche nie nur ſo obenhin redet, ſondern ſeine Worte auch jederzeit zu vertreten gewilligt iſt."

Dies ſagend ſchlug ich meine Decke zurück, ſprang erglüht vom Lager auf und eilte von der Wand ein Paar Piſtolen und zwei vollkommen gleiche Degen zu nehmen, die ich auf den Tiſch warf.

„Laſſen wir dieſe Dinger," ſagte Trurillo ruhig und ohne eine Miene zu verziehen, wie er denn den ganzen Ausbruch meiner Wuth durchaus gleichmüthig entgegengenommen hatte," laſſen wir dieſe Dinger, ſie ſind uns zu nichts nütze"

„Sie ſind feige?" fragte ich ihn nun mit Verachtung, ſelber vom Gegentheile überzeugt.

„Das wäre vielleicht das einzige Schlimme," antwortete er kalt, „deſſen Sie mich nicht fähig halten. Ich werde indeſſen niemals das Leben meines Retters auf eine Degenſpitze ſtellen, oder in eine Piſtole laden. Auch Sie hätten vielleicht Urſache, das meinige ſich etwas werther ſein zu laſſen, allein — das gehört jetzt nicht hierher Ueberdies lebe ich größeren Zwecken und höheren Pflichten. Sie ſind aufgebracht, weil ich mich aufs Errathen zu gut verſtehe Sie werden ſich beſinnen. Ihr ungerechter Zorn darf nichts in unſerm Verhältniſſe ändern, denn Ihre Verbindung mit meiner Schweſter iſt jetzt mehr als jemals, da meinen beſten und ausgezeichnetſten Freunden ſolche bekannt werden mußte, eine Ehrenſachen für mich. Sie erhalten die Hand meiner Schweſter, ſo wahr ich einer der erſten ſpaniſchen Edelleute bin und Trurillo d'Algeſiras mich nenne! — Das Uebrige wird ſich Alles aufklären und regeln laſſen. Die Entſcheidung iſt vor der Thüre, dichter vor der Thüre, als man ſich einfallen laſſen mag. Ich ſehe Sie wieder, wenn Sie ruhiger geworden ſein werden. Adieu!" — Mit dieſen Worten ging Trurillo.

12.

Es hatte mir wohlgethan, endlich einmal allen meinen bittern, lang verhaltenen Gefühlen gegen Trurillo, dieſer Gegenſtand meiner tiefinnerſten Abneigung Luft gemacht zu haben. Ich fühlte mich ſehr erleichtert. Der Ausbruch meines Zornes hatte mich wunderbar erſtarkt. Das ſchmerzliche Pochen meines wunden Herzens war für den Augenblick verſtummt. Ich fühlte eine neue Spannkraft in mir. Ich beſchloß zu reiſen. Es ward mir einleuchtend, daß ich reiſen mußte, und ich fing ſogleich damit an, in meinem Zimmer aufzuräumen, meine Papiere zuſammen zu bündeln und Kleider, Wäſche und ſonſtige Kleinigkeiten einzupacken. Damit ſo gut als fertig, ging ich hinunter zu meinem Wirthe, um mit demſelben Alles Erforderliche in Ordnung zu bringen, dann verließ ich meine Wohnung, aufs Eiligſte noch ein Paar Geſchäfte abzuthun; die abgethan werden mußten.

Unter dieſen Vorkehrungen war es ſpät Nachmittag faſt Abend geworden, als mir erſt die zur Reiſe nothwendigen Päſſe einfielen, die ich mir vom franzöſiſchen General zu verſchaffen hatte. Ich eilte daher, weil es mein unwandelbarer Entſchluß war, am andern Morgen abzureiſen, und Valencia für immer zu verlaſſen, nach dem Hotel des Generals, um dieſe Angelegenheit aufs Schleunigſte in Richtigkeit zu bringen.

Bei meiner Anweſenheit in Madrid hatte ich durch einen glücklichen Zufall Gelegenheit gehabt die nähere Bekanntſchaft dieſes ausgezeichneten Kriegers zu machen und ihn mir durch eine kleine Gefälligkeit zu verbinden. Ich hatte in ihn einen ebenſo gebildeten als humanen Mann kennen lernen, wenn er in der Ausübung deſſen, was er als ſeine erſte Pflicht erkannte, auch von unbeugſamer Strenge war. Auch

während meines anfänglichen Aufenthaltes zu Valencia hatte ich ihm dann und wann meine Aufwartung gemacht, und war stets zuvorkommend aufgenommen worden: so lange ich aber im Hause Trurillo's aus und einging, war ich nur ein einziges Mal in seinem Hotel gewesen, und das geschah noch dazu nur auf eine special Einladung. Dies war gewiß eine unverzeihliche Vernachlässigung gegen den Hochgestellten, und ich hatte darin nicht allein gegen alle und jede gute Lebensart schwer gesündigt, sondern auch gegen alle Regeln der Klugheit gefehlt.

Trotz dessen empfing mich der General wie gewöhnlich zuvorkommend und artig, wenn er mich auch scherzend versicherte, er sei sehr ungehalten auf mich, weil ich sein Hotel seit so langer Zeit gemieden habe. Lächelnd fügte er hinzu: „da Sie nun endlich aus freiem Antriebe einmal gar nicht kommen wollten, kam es mir wirklich schon ein Mal in den Sinn, Sie durch ein kleines Commando von Grenadiren holen zu lassen.

Ich sagte ihm in Erwiederung, daß ich mich schuldig bekennen müsse, jetzt indessen gekommen wäre, um mich zu beurlauben und um Ausfertigung meiner Pässe nach Frankreich zu bitten; indem es mein angelegenster Wunsch aber sei, schon morgen, so früh als möglich, zu reisen, bäte ich um eine sofortige Ausfertigung derselben.

Der General war sogleich auf die gefälligste Weise bereit meinem Ansuchen Gewährung zu schenken und rief nach Regnaud. — Wie mich doch dieser Name, eben ausgesprochen, mit so peinlichen Gefühlen durchbebte! — Als man ihm aber nun sagte, daß dieser noch nicht zurück, rief er, als besänne er sich nun erst darauf:

Es ist wahr! Ich habe ihn diesen Nachmittag verschickt; allein er könnte doch um diese Zeit schon

wieder zurück sein. Man lasse mir also Mignard kommen"

Der Inhaber dieses Namens, gleichfalls Offizier, erschien in zwei Minuten und erhielt sogleich Befehl, mir Augenblicks meine Pässe nach Paris auszufertigen, denn dahin, — sagte der General — „werde ich Sie designiren müssen, warum kann Ihnen gleichgültig sein, da Sie ja doch Frankreichs Hauptstadt besuchen wollten"

Ich durfte die Beendigung des Geschäftes Mignards erwarten und mußte mich an des Generals Seite setzen und einige Gläser Wein mit ihm genießen, während dessen er mich, ob mit oder ohne Absicht, vermag ich nicht zu entscheiden, in ein vertrauliches Gespräch verflocht, das er mit dem ganzen Zauber soldatischer Beredsamkeit unterhielt und in welchem er einen großen Schatz von Erfahrungen und Kenntnissen entwickelte, nebenbei aber auch die Zeitverhältnisse berührte und in dieser Beziehung verschiedene Fragen an mich richtete, die ich arglos beantwortete keineswegs in der Stimmung, ihnen größere Bedeutung beizulegen. Ueberhaupt ging mir das Gespräch des Generals, so unterhaltend und lehrreich es auch wohl für mich hätte sein, so viel ich mir daraus hätte herausnehmen können, und obgleich ich selber daran Antheil hatte, doch unter den obwaltenden Umständen so gut als ganz verloren, denn es war im Grunde mein Leib nur dabei gegenwärtig, meine Seele war davon weit entfernt und ganz anderswo beschäftigt. Mit großer Ungeduld wartete ich auf Mignards Zurückkunft, der seine Arbeit in einem andern Saale dem eigentlichen Comptoir, verrichtete. Endlich trat derselbe wieder ins Zimmer und brachte die ausgefertigten Pässe dem General zum unterzeichnen. Als von Seiten dieses nichts hinsichtlich der ausgefertigten

Papiere zu erinnern war, die der General genau durchgesehen, verließ uns Mignard.

Eben hatte der General die Feder in die Hand genommen um meine Pässe zu unterzeichnen, als er sie wieder hinlegte und rasch Regnaud entgegen ging, welcher eben, wie mich dünkte ziemlich hastig, eintrat. Er zog diesen sogleich in eine Fensternische, wo derselbe wahrscheinlich seinen Bericht über die Sendung erstattete, von welcher er zurückgekehrt war. Als dies indessen abgethan sein mochte, und Regnaud nun eben wieder das Zimmer verlassen wollte, nahm der General ein kleines Papier von dem ihm nahestehenden Spiegeltische und sagte lächelnd, indem er es dem jungen Krieger einhändigte:

„Hier liegt schon seit fast drei Stunden ein kleines Billet für Sie, das zufällig mit anderen Briefen durch Mignard an mich gelangt ist, und dessen Abgebung durch den Ueberbringer sehr angelegentlich empfohlen sein soll. Sie sehen", fugte er lächelnd hinzu, daß das Siegel unversehrt ist. Sähe ich nicht stets so vorsichtig nach den Adressen der mir überlieferten Briefe, so hätte es anders ein großes Unglück abgeben können, denn wenn ich nicht sehr irre, so muß das Billet von einer Dame sein, weil ein Mann wohl schwerlich eine so kleine zierliche Hand schreiben dürfte."

Regnaud erröthete, als er den Brief empfing. Mir wollte das Herz zerspringen. Von welcher Dame anders konnte der Brief sein, wenn nicht von Eugenia? Wer vermöchte daran zu zweifeln? Glücklicher Regnaud!

„Nun Glück zu, mein lieber Regnaud!" sagte der General. „Der Krieger muß einmal auf Eroberungen aus sein. Ich habe in früheren Jahren auch manchmal eine solche kleine liebenswürdige Depesche erhalten, schwöre ich Ihnen, und sie lesen sich gut. Aber — nun ist es damit vorbei, ganz vorbei", lachte er; bei den Damen mache ich kein Glück mehr —

das muß ich nun ganz allein meinen Adjutanten überlassen," sagte er, zu mir gewendet.

Regnaud hatte sich mit dem Billete, das mein Herz aufs Neue in die peinlichste Unruhe versetzte, entfernt, und las es gewiß jetzt in überschwenglicher Seligkeit, so dachte ich, allein es sollte sich bald zeigen, daß ich mich sehr geirrt hatte.

Jetzt unterzeichnete der General meine Papiere und händigte sie mir mit einigen verbindlichen Worten des Abschiedes ein, und als auch ich ihm diese in gleicher artiger Weise vergolten und für alle seine mir bewiesene Güte ihm gedankt hatte, war ich im Begriffe mich zu entfernen und bereits der Thür nahe, als plötzlich eine andere sich öffnete, und zum andern Male Regnaud noch hastiger hereintrat und auf den General zu eilte. Er flüsterte ihm einige schnelle Worte ins Ohr, die diesen lebhaft ergreifen mußten, denn er schlug die Hände zusammen und rief:

„Ist das möglich!"

Jetzt reichte ihm Regnaud das empfangene Billet und sprach:

„Hier lesen Ew. Excellenz selbst!"

Der General nahm, nachdem er mir noch ein: bleiben Sie!" zugerufen hatte, den Brief und überlas ihn. Ich merkte jetzt keine Veränderung mehr, weder in dem Gesichte noch in den Bewegungen des Generals; er runzelte nur die Stirn und sagte ruhig:

„Etwas dergleichen ahnete ich längst, und habe für den Fall, daß mein Ahnen sich nicht täuschen würde, meine Maßregeln bereits getroffen, wenigstens schon im Voraus bestimmt; sie werden nur in Ausführung zu bringen sein."

Dies sagend, zog er seine Brieftasche hervor, suchte darin ein wenig, nahm dann ein Papier daraus nnd gab es Regnaud; dann sprach er:

„Lassen Sie sogleich alle Diejenigen, welche Sie

auf dieſer Liſte verzeichnet finden, verhaften, Alle ohne Ausnahme, feſtſetzen und mit einander kein Wort wechſeln. Ich kann nicht anders. Wir finden die Hauptanſtifter ganz gewiß darunter, wenn wir ſie Alle aufheben. Sorgen Sie dafür, daß es möglich ohne Geräuſch geſchieht. Zugleich muß Alles in Bereitſchaft ſein, augenblicklich unter die Waffen zu treten. Auch da muß Alles ſo ſtille abgehen, daß nur die Betheiligten davon wiſſen und jeder Lärm vermieden werde, damit nicht zu frühe Aufmerkſamkeit erregt werde. Ich empfehle Allen, wie auch Ihnen, die größte Umſicht und Ruhe. Binnen Kurzem mache ich mich ſelbſt auf und will Sie an der Hauptwache antreffen. Eilen Sie, denn es darf keine Minute nun mehr verloren gehen, nachdem unglücklicher weiſe dieſe Nachricht uns drei Stunden ſpäter zugekommen iſt, als ſie ſollte."

Regnaud haſtete davon

Ich ſtand in einiger Verlegenheit. Ich muthmaßte nach den Vorkehrungen, die der General eben treffen ließ, und aus ſeinen Worten den hauptſächlichſten Inhalt des Billets leider nur zu gut, und hatte mich, wie die Folge lehrte, auch keineswegs getäuſcht; aber die forſchenden, ſcharfen und durchdringenden Blicke, welche der jetzt im Saale ſtumm auf und ab ſchreitende General von Zeit zu Zeit auf mich warf ließen mich auf einen unerfreulichen Verdacht ſchließen welcher ſich in ihm, der meinen vielen und genauen Umgang im Hauſe Trurillo's durchaus kennen mußte, wenn auch nur aus Mittheilungen Regnauds, erhoben haben konnte, und der mir ſehr unbequem fallen dürfte, wenn es ſich ſo damit verhielt. Es bemächtigte ſich meiner eine nicht zu beſchreibende Unruhe.

Eben wollte ich mich, erfüllt von dieſer nicht zu beherrſchenden Unruhe, nud um doch ein mir unheimliches Schweigen zu unterbrechen, mit einigen allge-

meinen Worten an den General wenden, als dieser plötzlich vor mir stehen blieb, mich lange fixirte und mir dann das in der Hand haltende Billet reichend sagte:

„Lesen Sie doch einmal diese Zeilen, mein Herr: sie sind nicht ohne Interesse. Vielleicht ist Ihnen die Hand, welche solche schrieb, nicht ganz unbekannt; hoffentlich nichts weiter. Sie mischen sich sicherlich nicht in politische Händel. Aber lesen Sie."

Ich empfing den Brief und las von Eugeniens Hand geschrieben die Worte:

„Säumen Sie keine Minute, Regnaud. Ich zittere. Diese Nacht ist zum endlichen Ausbruche einer Verschwörung bestimmt, an welcher die ersten Patrioten Valencia's betheiligt sind. Sie, der General, seine ganze Umgebung, sollen als die ersten Opfer derselben fallen. Retten Sie, was zu retten ist — vor allen sich selbst; schonen Sie aber um unserer Liebe willen und weil ich seine Schwester bin, meinen Bruder. — Wer weiß ob Sie mich wiedersehen. — Ich glaube es nicht. Eugenia.

Ich erblaßte, nachdem ich gelesen hatte.

„Sie besuchten oft das Haus dieser d'Algesiras? Sie kennen diesen verwegenen Murillo genau? Ist es nicht so?" fragte der General rasch nach einander und sehr ernst.

Diese häufigen Besuche im Hause des Genannten so wie meine genaue Bekanntschaft mit ihm ableugnen zu wollen, wäre Wahnsinn gewesen. Warum auch? zu welchem Ende? Ich hielt es sogar gerathen ganz und gar aufrichtig zu sein und noch mehr zu antworten, als gefragt worden war, um vielleicht auf diese Weise auch das kleinste Mißtrauen zu ersticken, in der Geburt zu tödten, das möglich in der Seele des Generals aufgestiegen sein dürfte, das mich in viele Weitläufigkeiten verwickeln und wenigstens meine Abreise sehr zu verzögern im Stande war.

Dieſem Rathe der Klugheit folgte ich demnach im Augenblicke, und geſtand dem General auf ſeine Frage ſogleich aufrichtig und unumwunden, daß Trurillo's reizende Schweſter allein es nur geweſen ſei, die mich, trotz eines gewiſſen Widerwillens gegen deren Bruder Trurillo in deſſen Haus gezogen; daß ich aber vergebens um die Liebe der ſchönen Eugenia geworben; daß dieſe Regnaud, ſeinem Adjutanten bereits zugewandt geweſen, daß mir das edle Mädchen dies offen ſelbſt geſtanden, und daß ich aus dieſem Grunde ſo eilig meine Abreiſe aus Valencia betrieben habe, weil es mich in den Mauern dieſer Stadt, in der Nähe Eugenia's durchaus nicht mehr leide.

„Der Glückliche!" ſeufzte ich unwillkürlich.

„Kein Tag iſt vor Abend glückl ch zu preiſen — kein Menſch vor ſeinem Tode!" ſprach mit einiger Wehmuth der General; dann fuhr er fort:

„Es iſt mir ſehr lieb," verſetzte der General, daß Sie mir dieſe Mittheilung machen, an deren Aufrichtichkeit ich keinen Augenblick zweifle, denn ich finge keine Urſache dazu. Ein wenig habe ich mich auch immer nach Ihnen erkundigt und Sie beobachtet. Regnauds Verhältniſſe zu Donna Eugenia d'Algeſiras ſind mir außerdem bekannt."

„Regnaud ſelbſt hat mir Manches von Ihnen und über Sie erzählt. Er achtet Sie ſehr. Ich wünſche Ihnen außerdem Glück zu Ihrem männlichen Entſchlüſſe. Dieß Land zu verlaſſen und ſich loßzureißen von einer Leidenſchaft, welcher ſich noch ferner zu überlaſſen Thorheit genannt werden müßte. Ich gebe einen jeden Verdacht auf, den ich einen Augenblick gegen Sie hegen konnte. Sie können nichts mit der Geſchichte zu thun haben, nichts von ihr wiſſen. Ihre Sprache iſt die Sprache der Wahrheit Warum ſollten Sie ſich auch in ſo ſchlimme Dinge miſchen, die Sie weiter garnichts angehen. Ich er-

innere mich auch jetzt, ſchon früher vernommen zu haben, daß Sie dieſen Trurillo nicht lieben. Dies allein wäre ſchon hinreichend, mich Ihretwegen zu beruhigen. Nur war es von Ihnen zugleich keineswegs klug, ſo oft ſo laut und ſo öffentlich den Kampf der Inſurgenten gegen uns „Nothwehr," ja „gerecht," und bis weilen ſogar „groß und erhaben" zu heißen, wie Sie es gethan haben."

Ich verbeugte mich nicht ohne große Verlegenheit.

„Jetzt gehen Sie, ſprach er weiter. „Allein Sie geben mir ihr Ehrenwort darauf, ſich von hier gradewegs nach Hauſe zu begeben, und keinen Menſchen auch nur eine Silbe von dem zu verrathen, was Sie hier gehört haben. Mit dieſen Worten würde ich mich begnügen, und Sie werden daraus entnehmen können, wie ſehr ich Sie ſchätze, weil ich Ihnen anders ſchwerlich ſolches Zutrauen ſchenken würde."

Ich gab mein Ehrenwort.

„Gehen Sie nun," wiederholte der General, mich rufen die Geſchäfte des Augenblicks. Es wird Zeit ſein. In Valencia dürfte es wahrſcheinlich in dieſer Nacht ein wenig unruhiger und vielleicht für Neugierige ſogar ein wenig gefährlich werden. Halten Sie ſich darum ſtrenge zu Hauſe, der Sie außerhalb deſſelben ja nichts zu thun haben. Hoffentlich wird mit dem Anbruche des Tages Alles gethan und vorüber ſein. Ich werde Sie wiſſen laſſen, ob und wann Sie morgen reiſen können. Denn bis dahin werden die Thore der Stadt geſchloſſen ſein und ſich keinem Menſchen öffnen. Adieu!"

So ſchied ich vom General.

13.

Als ich in meiner Wohnung angekommen war, warf ich mich auf den Sopha, voll der ſchmerzlichſten Beſorgniſſe, gepeinigt von den entſetzlichſten Ah-

nungen, von denen ich mir indeſſen keine weitere Rechenſchaft zu geben wußte.

Ich ſchwebte in einer namenloſen Angſt.

In der vergangenen Nacht war kein ruhiger Schlaf in meine Augen gekommen; auch jetzt hätten meine Beſorgniſſe und meine Angſt mir gewiß keinen Schlaf erlaubt, wenn ich endlich noch fähig geweſen wäre, alle meine trüben Vorſtellungen mit meinen Gedanken noch weiter und weiter zu verfolgen: allein dieſe waren nun faſt wie erlahmt. Ich fühlte mich durch und durch von all den ſtürmiſchen Bewegungen, von all den ſchmerzlichen Eindrücken, denen ich ausgeſetzt geweſen, von all den innern Unruhen welche mich ſchon ſeit längerer Zeit, insbeſondere aber ſeit ein paar Tagen unausgeſetzt herumgetrieben hatte, bis zur Erſchöpfung abgeſpannt und ermattet. Ich lehnte den Kopf faſt willenlos auf das Kiſſen des Sophas, und eine Art jenes unerquicklichen Halbſchlummers, der uns wohl bei einem überreichen Nervenſyſtem unterweilen befallen kann, kam über mich und bemächtigte ſich in dem Maße meiner, daß ich mich ſeiner durchaus nicht erwehren und entwinden konnte, wie ſehr ich auch mit erliegenden Kräften gegen ihn angekämpft hatte.

Es gingen in dieſem unheimlichen Zuſtande, in dieſer Schwebe zwiſchen Wachen und Träumen, die grauſigſten Bilder an mir vorüber, und in einer ſo entſetzlichen Heuchelei von Leben, mit welchem hellen Scheine von Wahrheit umgürtet, daß ich in der fürchterlichſten Angſt oft unwillkürlich laut aufſtöhnen mußte, was ich ſelber fühlte, ſelber hörte.

Da ſah ich den großen Markt, ein einziges Meer von rothem Blut, auf dem eine Menge abgeſchlagener Häupter ſchwammen, die mir großen Theils bekannt waren und mich mit ihren verglaſten Augen anſtarrten. Und immer näher an mich heran wälzte ſich das ſchaudervolle Meer, der ich auf einem Felſenriffe lag.

Da ſah ich Trurillo herbei ſchleichen, in der bereits von Blut beſprudelten Rechten den blitzenden Dolch ſchwingend. Da ſah ich den Henker mit aufgeſtreiften Hemdsärmeln zur Arbeit bereit, und nur noch auf den Ausſpruch eines lauernden, boshaft verzerten Geſichtes wartend, mir ſelber mit dem breiten Schwerte, das er in der Hand hielt, den Kopf vom Rumpfe zu ſchlagen. Da ſah ich Eugenias bluttriefenden aber ſchönen Leichnam von unbekannten Kanibalen durch die Gaſſe ſchleifen. Ich hörte lauten Tumult. Ich hörte Trommelwirbel, Schießen und Roßgetrappel. Glühende Hitze ſiedete mein Blut. Bald überkam mich wieder ein Fieberfroſt. Ich zitterte am ganzen Körper. Da raſchelte es auf der Vordiele und kam mit hörbarem und wie abgemeſſenem Schritte näher. Da ſtieg es herauf zu meinem Zimmer Und kälter noch rann mir der Froſt durch mein Gebein. Da war es an meiner Thüre, und dieſe ſprang auf, und als ich der nahenden Erſcheinung entgegenſtarrte, rang ſich zugleich ein dumpfer Schrei aus meiner Bruſt.

Wie aus dem Abgrunde der Hölle plötzlich herauf geſtiegen, gehüllt in einen ſchwarzen Mantel, einen breit geränderten ſchwarzen Hut auf dem Kopfe, ſtand halb vom Schatten der aufgeriſſenen Thür verborgen, allein ſichtlich genug um erkennbar zu ſein, Trurillo auf der Schwelle, und ſtierte mit den glühenden Kohlen ſeiner ſchwarzen Augen wiederum mir entgegen, der ich kein einziges Glied zu regen vermochte. Mein Zuſtand war jetzt völlig der eines Scheintodten, wie mir dieſer ſchon öfters geſchildert worden. Ich hörte Alles und Jedes um mich her ganz deutlich, ich verſtand Alles, ich ſah und erkannte ſogar Alles genau, was meine Augen erreichten: allein ich vermochte nicht mich willkürlich zu bewegen, obgleich ich dabei unzweifelhaft fühlte, daß ich heftig zitterte. Ich war nicht vermögend, nach meinem Willen einen artikulir-

ten Laut hervorzubringen, welche Mühe ich mir auch immer gab. Umſonſt verſuchte ich aufzuſtehen; umſonſt rang ich, wenn auch nur einen Schrei auszuſtoßen: alle Anſtrengungen waren vergebens, und die geſpenſtige Erſcheinung ſchien immer ſchwärzer mit dem bleichen Grabesgeſichte aus der Thürzarge hervorzuwachſen.

Noch ſteht dieſe finſtre Nachtgeſtalt vor meinen Augen. Aber ſie ſtand ſtumm, dieſe Geſtalt. Endlich Ach — horch! — tönte es dumpf und ſchauerlich aus ihrer Bruſt wie Grabesgeläute, und ich glaubte niemals eine ſo ſchaurige Simme vernommen zu haben.

„Wir ſind verrathen!“ hörte ich das Geſpenſt Trurillo's in dumpftönender Rede ſagen. „Der Franzoſe iſt auf blutiger Menſchenjagd und hat einen Theil des Edelwildes ſchon eingefangen. Eugenia, meine eigene Schweſter, die Verworfene, das entartete Kind Spaniens, war die Verrätherin ihres Vaterlandes aus Liebe zu einem der bitterſten Feinde deſſelben und — für den Verrath giebt es kein Erbarmen, und jede Strafe deſſelben iſt noch zu geringe. — Du haſt ſie geliebt, die Unwürdige. Ich verſprach dir ihre Hand und — Trurillo hält ſo ehrlich wie er es vermag ſein Verſprechen. Die Erfüllung deſſelben feſſelt mich allein noch in Valencia, und ich bin auf Gefahr meines Kopfes noch geblieben. Ich will nicht wortlos geſcholten werden, — aber jetzt habe ich Eile. Da nimm die dir verſprochene Hand meiner Schweſter! Führe ſie mit heim in dein Vaterland und erzähle deinen milchblütigen Landsleuten hinterm Ofen, wie der Spanier Verrath am Vaterlande, und müßte es auch an ſeinem eigenen Blute ſein ohne Gnade ſtraft, und wie der Spanier ſein gegebenes Wort hält mit Gefahr ſeines Lebens!“

So redete das ſchwarze Ungeheuer und ſchritt näher auf mich zu, und ſchlug den weiten faltigen Mantel aus einander, und — — — — — — .

und warf mir die abgehauene blutige Hand der Geliebten auf den Tiſch hin!

14.

Jetzt zog Ludwig ein kleines flaches, mit ſchwarzem Sammt bezogenes Käſtchen hervor. Er öffnete es, und die Freunde erblickten mit ſchaudernder Ueberraſchung darin eine kleine verdorrte Hand auf rothem Atlas ruhen. Ludwig ſelbſt ſah ſeitwärts und ſchloß das Käſtchen ebenfalls wieder ohne darauf hinzuſehen.

Während dieſer Scene wurden nur Blicke der höchſten Theilnahme zwiſchen den Freunden gewechſelt kein Laut aber ward hörbar, als das beklommene Athmen ihrer gepreſſten Bruſt, und ein ſchwerer Seufzer des armen Ludwig, der jetzt das Käſtchen wieder in ſeinen Buſen verbarg und dann ſprach:

„Dies Käſtchen ſoll ebenfalls mit mir in meinem Sarge ruhen und begraben werden! Denkt auch daran, meine Freunde, und vergeſſt es nicht!“

Nachdem er dies geſagt hatte, ſetzte er ſeine Erzählung fort.

15.

Jene Nacht machte mich zum Greiſe vor der Zeit, bließ das Lebenslicht für immer von meinen Wangen, und ſchloß mir auf ewig das Reich heiterer Freude auf dieſer Erde Ich reifte in ihr für ein frühes Grab und — es iſt ſchon gegraben.

Der furchtbaren Erſchütterung dieſes Momentes wich mit einem Male der Starrkrampf, in welchem ich gelegen hatte. Als es indeſſen geſchehen, und ich mich meiner Feſſeln los und ledig befand, war Trurillo bereits verſchwunden.

Ich ſtürzte mich nun auf die geliebte Hand, badete ſie mit meinen Thränen, küſſte ſie zu tauſend Malen, barg ſie auf meiner Bruſt, und eilte dann ohne Hut und Mantel, ſo wie ich war, im raſendſten Schmerz aus dem Hauſe, hinaus ins Freie und durch

die Gaſſen. Ich erreichte Trurillo's Wohnung, ſie war von Militair beſetzt. Man wollte mich aufhalten. Vergebens! Ich drängte mich raſend durch die Wachen. Ich drohte; ich ſchrie; ich flehete: man hörte nicht auf mich. Und als man mir, den man für einen Tollen halten mochte, ernſtlicher widerſtand: da riß ich die blutige Hand zum Entſetzen der bärtigen Krieger aus dem Buſen, hielt ſie hoch empor, rief überlaut: „hier iſt meine Beglaubigung, daß ich ein Recht habe in dieſes Haus zu gehen!“ und — man machte mir Platz. Ich flog. Ich ſtürzte in den Saal. Er war von Menſchen angefüllt. Auch hier drängte ich mich durch, indem ich zu gleicher Zeit überall ſuchend umherblickte. Man wich mir auch hier mit einem gewiſſen Schauder, da man mich gleichfalls hier für toll halten mußte: Da gewahrte ich ein großes weißes Leinentuch über den mir wohlbekannten Sopha gebreitet. Ich ſtürzte mich auf den Sopha. Ich riß das Tuch herunter. — Es verhüllte Eugenias blutigen Leichnam. Ich ſank ohnmächtig über denſelben hin und dann zu Boden.

Regnaud, der arme bleiche Regnaud, mein Leidensbruder war es geweſen, der mich wieder vom Boden aufgehoben hatte; er war es, der mich in ſeinen Armen hielt, als ich endlich wieder zu mir ſelber kam. Man hatte Eugeniens Leiche während meiner Ohnmacht weggebracht. Vergebens bat ich Regnaud, die Geliebte noch ein Mal ſehen zu dürfen. Er glaubte es mir verweigern zu müſſen. Es iſt möglich, daß er Recht darin hatte. Er war gefaſſter als ich. Ob er Eugenia weniger geliebt hatte als ich? Ich kann es nicht ſagen. Er war eine andere Natur als ich. Er brachte mich aus dem Hauſe des Jammers und Blutes in ſeine eigene Wohnung im Hotel des Generals. Er war ſehr gut und freundlich mit mir. Man mußte ihn lieben.

Hier theilte ich ihm, sobald ich mich genugsam dazu erholt hatte, die gespenstige Erscheinung Trurillo's in meiner Wohung, und die fürchterliche Gewissenhaftigkeit mit, nach welcher mir dieser sein Wort gehalten habe, und Regnaud erzählte mir dagegen Alles, was ich nicht wusste und bis dahin nicht wissen konnte.

Hätte Regnaud nur eine einzige Stunde, nur eine halbe Stunde früher Eugeniens-Zeilen erhalten, so wäre sicher das Entsetzliche nicht geschehen, so wäre sie noch gerettet worden. Das quälte den jungen Krieger am meisten, denn stets wollte er es ausrechnen, daß er bei seiner Versendung vom General hätte diese halbe Stunde erübrigen können.

Als er Eugeniens Wohnung erreichte und die Unglückliche in ihrem Blute, verstümmelt, mit abgelößter Hand in dem öden Saale liegen fand, war die schöne Hülle der schönen Seele noch warm gewesen, allein jedes Leben aus ihr für immer entflohen. Trurillos Dolch hatte genau das Herz der Schwester durchbohrt.— Armer Regnaud! Ein Anblick gleich dem Meinen, zum Wahnsinn! — Aus dem Hause war Alles gewichen, was Leben hatte. Nur der Tod war darinnen zurückgeblieben.

Am andern Morgen ward Eugenia still in der Gruft ihrer Väter beigesetzt. Regnaud und ich folgten mit wankenden Schritten dem Sarge.

Nachsuchungen, Verhaftungen der Verschwörer und Festsetzung derselben dauerten noch lange Zeit fort. Manche Schuldige wurden noch später entdeckt; allein von Trurillo hatte man keine Spur finden können.

Viele der ersten, reichsten und vornehmsten Männer Valencias hatten an der Spitze des Komplotts gestanden! allein auch eine große Anzahl geringer Bewohner der Stadt hatte Theil an demselben gehabt, und das Volk selbst war gehörig darauf vorbereitet; ja dasselbe ging weit über Valencia hinaus und er-

ſtreckte ſich auch bis in entfernte Gegenden Spaniens, die vielleicht alle dem Beiſpiele dieſer Stadt ſogleich gefolgt wären, wenn hier Alles den erwarteten Erfolg gehabt hätte. Für Waffen war gehörig geſorgt worden, und es lagen dieſe in ſichern Verſtecken aufgehäuft. Des leicht aufzureizenden Pöbels ſelbſt, der die Franzoſen aber ſo heftig haſſte als jeder andere Spanier, und als es die Angeſehenſten nur konnten, durfte man ſich genugſam verſichert halten, wenn man ſich nur erſt des Generals und ſeiner Umgebung bemächtigt und die Fahnen der Vertilgung aller Franzoſen aufgepflanzt hatte, wenn man nur erſt die blutige Fahne der Nationalrache durch die Gaſſen trug, in deren Gefolge Raub und Plünderung nicht ausbleiben konnten. Von den Prieſtern war außerdem Alles längſt im voraus gehörig bearbeitet worden.

Eine Militairkommiſſion wurde mit der Leitung der Unterſuchungen in dieſer blutigen Angelegenheit beauftragt. Sie vollführte ihr Geſchäft mit derjenigen Energie, welche man bei derartigen Kommiſſionen der franzöſiſchen Machthaber damals gewohnt war, worin aber wir Deutſchen in jüngerer Zeit den damaligen Franzoſen mit Glück nachgeahmt haben. Sie verhörte kurz und ſcharf, verurtheilte ſchnell und ſtrafte erbarmungslos: was Alles freilich die Gefahr des Augenblicks, der Drang der Umſtände in jener Zeit, in einem fremden Lande unter Fremden erheiſchen und vielleicht einigermaßen entſchuldigen konnte. Hinrichtungen folgten auf Hinrichtungen. Valencia ſchwamm in Blut. Minder Schuldige, vielleicht auch nur ſchwer Verdächtige, wurden ohne Gnade in die tiefſten Kerker geworfen, ausgepeitſcht, zu den Galeeren verdammt. Das Vermögen der Reichen zog man ein; die Paläſte des betheiligten hohen Adels wurden niedergeriſſen. Andere belegte man trotz ihren Ranges ſogar mit entehrenden Strafen verſchiedener Art. — Ihr

werdet ſeiner Zeit davon in den öffentlichen Blättern geleſen haben.

Keiner durfte während dieſer ganzen Zeit aus der Stadt. Auch ich war noch immer dazubleiben verurtheilt und fand meinen einzigen Troſt in dem Umgange mit Regnaud. Wir waren Beide ſo unglücklich, hatten Beide ſo unendlich viel zu beklagen. Wir redeten nur von der Gemordeten, ſo tief und ſchmerzlich uns eben dies Geſpräch ergreifen und betrüben mußte. Es war uns Beiden Bedürfniß, immer und immer wieder von ihr zu reden.

Der General, der den Gram Regnauds und vielleicht auch mein Leiden, zugleich auch vielleicht unſere neugeknüpfte Freundſchaft würdigen, wenigſtens berückſichtigen mochte, hatte beſchloſſen, Jenen mit einem Auftrage nach Madrid und von da nach Paris zu ſenden, und befahl ihm, ſich jede Stunde zu dieſer Reiſe bereit zu halten. Mir bot er jetzt an, dieſe Reiſegelegenheit zugleich zu benutzen und ſeinen Adjutanten zu begleiten. Was konnte mir willkommener ſein, als mit meinem Freunde Regnaud zu reiſen? Mit dem aufrichtigſten Danke nahm ich daher ſogleich das gütige Anerbieten an. Wir eilten unſere Reiſeanſtalten zu treffen, um je eher je lieber die unglücksvolle Stadt zu verlaſſen. Die Schuld ſollte wenigſtens nicht an uns liegen, wenn wir in derſelben auch nur noch Stunden verweilten.

Der General empfahl Regnaud die höchſte Vorſicht auf der Reiſe, und gab ihm, da ſeine Depeſchen von großer Wichtigkeit waren, an alle Militair-Commandanten gehörige Briefſchaften mit, welche ihn berechtigten, allerwärts nöthigen Falls Eskorte in Anſpruch zu nehmen.

Die Stunde unſerer Abreiſe kam. — Wir verließen Valencia.

16.

Die Straße von Valencia nach Madrid war ziemlich ſicher, mindeſtens mußte Regnaud ſie dafür halten, denn er verlangte auf dieſem Wege nirgends eine Eskorte. Dies Vertrauen zu unſerer Sicherheit rechtfertigte ſich auch vollkommen. Wir gelangten ſchnell und ohne den kleinſten Unfall nach Spaniens Hauptſtadt. Kein einziger Guerilliero war uns zu Geſicht gekommen.

Zwiſchen Madrid und Burgos aber durfte man nicht auf große Sicherheit des Weges mehr Rechnung machen, mindeſtens ſagte man uns das hier allgemein.

Nach ſorgſam eingezogenen Nachrichten hielt es Regnaud daher von jetzt angemeſſen, beſtändig eine kleine Eskorte Reiter mitzunehmen. Wir ſelbſt waren außerdem wohlbewaffnet, und hatten, außer dem Kutſcher, noch zwei wie wir bewaffnete Diener auf den Außenſitzen des Wagens, und einen desgleichen, der Schreiberdienſte bei Regnaud verſah, im Wagen.

Allein auch nach Aranda kamen wir glücklich und ohne etwas von den Guerilla's zu ſehen.

Zwiſchen dieſem Orte und Burgos jedoch hatten ſich noch ganz kürzlich anſehnlichere Streifpartheien von großer Verwegenheit gezeigt, weshalb wir auch von dort eine ſtärkere Bedeckung, als wir bisher gehabt hatten, mit nahmen und uns auf jeden Angriff gefaßt machten.

Die Beſorgniſſe, welche uns eingeflößt worden waren, ſchienen indeſſen auch diesmal ohne allen Grund zu ſein; denn bereits hatten wir die Hälfte des Weges zurückgelegt und waren in keinerleiweiſe beunruhigt worden. Abends trafen wir in einem kleinen Orte ein, deſſen Name mir entfallen iſt, wo wir jedoch einige Stunden verweilen mußten, weil unſer Wagen, wenn auch nicht eben einer bedeutenden Ausbeſſerung, doch einer Reparatur bedurfte. Wir wendeten dieſe

Zeit an, um etwas von unſern Strapatzen auszuruhen, beſchloſſen aber, als unſer Fuhrwerk wieder hergeſtellt, ſogleich unſere Reiſe fortzuſetzen, da Regnaud haſtete und wir durch unſer bisheriges Glück ſicher gemacht worden waren. Wir fuhren demnach, trotz des Abrathens einiger der Franzöſiſchen Sache Befreundeten, ohne Beſorgniß weiter, um mit der Frühe des Morgens in Burgos einzutreffen.

Es war eine ſchöne mondhelle Nacht, heiter, ſtille und warm, wie ſie, möchte ich ſagen, nur unter Spaniſchem Himmel einbricht. Raſch ging es mit uns vorwärts. Nur noch einige Meilen von Burgos entfernt, glaubten wir, indem ſich auch jetzt noch nichts Beunruhigendes ſich zeigte, bereits aller und jeder Sorge erledigt ſein zu können.

Wir wollten eben durch einen Hohlweg, deſſen Höhen mit ziemlich dichtem Gebüſche bewachſen erſchienen, und welcher nur ſehr ſchmal war. Auf ſolchem, der Vertheidigung bei einem etwanigen Angriffe höchſt ungünſtigem Terrain, pflegte gewöhnlich ein Theil unſerer Eskorte einige hundert Schritte vorauszureiten, indeſſen der andere hinter uns in größerer Nähe unſers Wagens blieb, um uns den Rücken zu decken. Das war auch jetzt geſchehen.

Ich war eben im Begriffe einzuſchlummern und hatte die Augen bereits geſchloſſen, als plötzlich vor uns einige Schüſſe fielen, von denen ich ſchnell ermuntert wurde. Dieſen Schüſſen folgten nun mehrere nach einander und wir nahmen ſogleich mit Recht an, daß unſer Vortrab angegriffen ſei. Wie konnte es ſich auch wohl anders verhalten? Unverweilt ertheilte Regnaud der übrigen in unſerer Nähe befindlichen Eskorte den Befehl, ihren Cammeraden zur Unterſtützung zu eilen, und gab zugleich dem Kutſcher die Weiſung, die Pferde anzutreiben, um in möglichſter Schnelle aus dem Hohlweg zu kommen und das Freie zu gewinnen.

Fort ging es nun, was nur die Pferde zu laufen vermochten, und die Chaise auf dem holperichten Boden aushalten konnte, indessen wir hastig unsere Gewehre in Ordnung brachten und zum Schusse bereit hielten. In diesem Augenblicke schlugen mehrere Kugeln von den Höhen rechts und links in unsern Wagen, von denen eine den Kutscher verletzte, der nun die Pferde nur noch zu größerer Eile antrieb.

So hatten wir fast das Ende des gefährlichen Passes erreicht, als der Wagen auf dem mit Steintrümmern bedeckten Wege durch die Ungeschicklichkeit des Kutschers und durch dessen allzugroße Hast umstürzte. Zum Glücke standen die Pferde sofort, und wir alle sprangen unbeschädigt flugs heraus, unsere Waffen in den Händen.

Regnaud und ich eilten jetzt zu Fuße dem Kampfplatze zu, der sich immer weiter vorwärts gezogen hatte, und ließen die Bedienten zurück, um dem Wagen wieder auf zuhelfen. Da geschah von einer Felshöhe, welcher entlang wir hasteten, ein Schuß. Er mußte auf uns gerichtet sein und war gut gezielt, denn er traf mich in den Oberarm. Zugleich aber rief es von dem Felsen herab:

„Wahrlich nicht Dir sollte die Kugel gelten, sondern dem Französischen Räuber!“

Ich bebte vor Schrecken zusammen, denn ich hatte Trurillo's Stimme deutlich erkannt. Ich konnte mich nicht irren. Unwillkürlich aber blickte ich die Höhe hinan. Ich hatte mich nicht geirrt. Er war es! Im bleichen Lichte des Mondes stand er unter überhangendem Gebüsche da, der Furchtbare, mit der langen Büchse in der Hand, die er aufs Neue zu laden eben im Begriffe war.

Allein auch Regnaud war seiner ansichtig geworden; rasch legte er seine Doppelflinte an und sendete nach einander zwei Todeskugeln auf den Feind.

Er mußte ihn getroffen haben, ob tödlich, kann ich nicht sagen, allein ich hörte Trurillo grimmig rufen: „verfluchter Hund!“ und sah ihn in's Gebüsch taumeln.

Wir hatten natürlich keine Zeit uns aufzuhalten, um uns allenfalls Gewißheit über Trurillo's Tod zu verschaffen, was außerdem auch ein gefährliches Unternehmen gewesen wäre: wir eilten unverzüglich weiter.

Freilich geschahen noch einige Schüsse auf uns es traf aber von ihnen kein einziger.

So erreichten wir unsere Bedeckung, von welcher ein Theil abgesessen und eine Anzahl derselben im Verfolgen der Fliehenden begriffen war. Die Feinde hatten uns verwegen genug angegriffen, allein von der Uebermacht gedrängt, retteten sie sich nun auf die Felsen und bargen sich in den Gebüschen, wohin ihnen zu folgen, nicht für rathsam erachtet werden konnte. Mehrere von ihnen waren auf dem Platze geblieben; von uns Keiner. Dahingegen zählten wir, außer dem Kutscher und mir, mehrere Verwundete von der Eskorte.

Eben wollten wir zur Sicherung des Wagens einige Leute wieder zurücksenden, als dieser schon mit den ganz unversehrten Bedienten in vollem Trabe daher kam. Die Guerillero's hatten sich um denselben gar nicht weiter bekümmert, und die mit ihm beschäftigten Diener waren kaum durch ein paar Schüsse aus der Ferne bei ihrer Beschäftigung beunruhigt worden. Nichts stand der Fortsetzung unserer Reise mehr im Wege, wir bestiegen also wieder unsere Chaisen, die abgesessenen Reiter setzten sich wieder zu Pferde und — in wenigen Stunden langten wir zu Burgos an.

Hier ließ ich mir durch einen Wundarzt die Kugel, welche nicht den Knochen verletzt, sondern im Dickfleische des Armes stecken geblieben war, herausziehen, allein diese Operation verhinderte uns nicht ein paar Stunden an der Weiterreise, und ohne allen

und jeden fernern Aufhalt gelangten wir über Vittoria zur Gränze und nach Frankreich.

Nur wenige Tage war es mir hier noch vergönnt, in Gesellschaft mit Regnaud zu leben. Nach Verfluß dieser mußte er Paris schon wieder, gerufen von den Pflichten seines Standes, verlassen.

Nun befand ich mich in Paris ganz allein und verlassen. Ich fiel aufs Krankenlager und litt viel an Leib und Seele. Ich erlag fast gänzlich den Folgen der vielen heftigen Stürme, die ich hatte ausstehen müssen. Ueber ein halbes Jahr lag ich so da, und die geschicktesten Aerzte gaben die Hoffnung meiner Genesung mehrere Male auf. Ich rang zwischen Leben und Tod. Ich sehnte mich zu sterben: dennoch beobachtete ich strenge alle Vorschriften, welche die Aerzte zur Erhaltung meines Lebens, das keinen Werth mehr für mich hatte, gaben. Ich that es, denn ich fühlte es schon damals, ich wußte, daß ärztliche Kunst am Ende doch nur vermögend war, den Tod auf wenige Jahre zu bestechen, dem ich bereits verfallen; ich fühlte überdies, daß ich, bis er unerbittlich mein Leben einfordern werde, nur ein sieches Dasein davon tragen würde. Die Aerzte selbst schüttelten wehmüthig den Kopf, als sie mich gerettet hatten, und gestanden mir endlich aufrichtig, daß sie zu meiner vollkommenen Heilung nichts beizutragen im Stande seien, da das Uebel tiefer wurzele, als wohin ab ihre Kunst zu dringen verstände. Sie riethen mir indessen die Schweiz mit ihren freien Bergen und ihrer reinen Luft, mit ihren grünen Sennen, belebt von heitern Liedern glücklicher Hirten, mit ihren diamantenen Gletschern, als das einzige Land an, wo ich, wenn auch nicht radikale Heilung, doch gewiß Linderung meiner Schmerzen finden, und Verlängerung meines Lebens hoffen dürfe.

Weshalb hätte ich einem solchen Rathe nicht

folgen ſollen? War es mir doch gleichgültig, an welchem Orte ich meine übrigen wenigen gezählten Tage hinbrachte. Die letzten wollte ich hier in Hamburg verleben, und in der geliebten Vaterſtadt ſollten meine irdiſchen Ueberreſte ruhen.

Anderthalb Jahre hielt ich mich nun in der Schweiz bald hier, bald dort, zwiſchen und auf jenen herrlichen Bergen unter dem glücklichſten Volke der Erde auf, das von den Laſtern der großen Städte unangelockt, noch in liebenswürdiger Unſchuld ſich ſeines Daſeins freut. Ich genas dort wirklich bis zu dem Grade der Geſundheit, die bis jetzt mich aufrecht erhält. Dennoch fühlte ich kürzlich recht gut, daß mein Ende nicht mehr ferne ſein könne, und da ich nun hier ſterben wollte und vor dem Tode noch manches Geſchäft hier abzuthun hatte, Manches noch ordnen mußte, ſo verließ ich nach Verfluß jener Zeit für immer die herrliche Schweiz und kehrte in die Heimath zurück.

Hier wird jetzt meine Geſundheit täglich wankender, und es iſt unzweifelhaft, daß ich mit immer ſchnellern Schritten meiner Auflöſung entgegen gehe. Dieſe gewiſſe Ueberzeugung iſt mir, weit entfernt mich zu beunruhigen oder zu ſchrecken, im Gegentheile wohlthuend. —

17.

Hier endete Ludwig ſeine Geſchichte.

„Ihr begreift, meine Freunde," ſprach der von ſeiner Erzählung faſt Bewältigte, „Ihr begreift nun gewiß, wie mich in dem Wachsfiguren-Cabinette jenes Italieners der Anblick des ſchrecklichen Truxillo, den ich ganz aus meinem Gedächtniſſe zu tilgen jahrelang bemüht geweſen war, und der nun hier, dem Leben abgeſtohlen, mir ſo plötzlich vor Augen kam, wie mich derſelbe ſo fürchterlich ergreifen konnte. Ich glaubte im erſten Augenblicke der Ueberraſchung

das Ungeheuer leibhaftig vor mir zu ſehen. Der entſetzensvolle Mord ſelber war all zu täuſchend dargeſtellt, zu treu nach gebildet, und Eugenia — — — "

Es waren noch nicht ſechs Wochen nach dieſem Abende verfloſſen, da folgten ſchon Wilhelm, Reinhold und Herrmann dem Sarge ihres Freundes Ludwig in ſtiller Trauer. Ein Rückfall in ſeine Krankheit und ein plötzlicher Blutſturz hatten ſeinem Schmerzensleben ſchnell ein Ende gemacht.

Die Freunde waren ſehr beſorgt geweſen, ſeine letzten irdiſchen Wünſche zu erfüllen. Auf ſeiner Bruſt ruhte das goldne Cruzifix, in ſeinen gefalteten Händen das ſchwarze Käſtchen, und beides ward mit ihm in die Gruft geſenkt, wie er es gewollt hatte.

Ein einfacher Leichenſtein deckt ſein Grab auf dem Kirchhofe St. Nicolai. Aber Ihr werdet ihm vorüber gehen, ohne Ludwigs Nähe zu ahnen, denn ich darf Euch die Stelle, wo der Unglückliche ruht, nicht näher bezeichnen.